Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung.	13 *M.* 50 *₰*
Für ein halbes Jahr		7 *M.* — *₰*
Für ein Vierteljahr		4 *M.* — *₰*
Für einen Monat		1 *M.* 50 *₰*
Tagweise für einen Band		— *M.* 6 *₰*

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 *M.* — *₰*
Für ein halbes Jahr		9 *M.* — *₰*
Für ein Vierteljahr		5 *M.* — *₰*
Für einen Monat		2 *M.* — *₰*
Tagweise für einen Band		— *M.* 10 *₰*

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Kinder des Reiches.

Ein Romancyclus

von

Wolfgang Kirchbach.

Motto: „Geheiligt werde Dein Name,
Dein Reich komme . ."

Erster Band.

Leipzig

Wilhelm Friedrich, Königlicher Hofbuchhändler.

1883.

Vorwort.

Man fordre von den prosaischen Compositionen dieses ersten Theiles der „Kinder des Reiches" nicht das, was man hergebrachter Weise prosaische Dichtung nennt. Wol sind es eine Reihe kleiner Romane, deren geistiger Gehalt sich wechselseitig trägt und ergänzt zu einem cyklischen Ganzen, das der Verfasser dem Leser bieten möchte; aber er bietet es ohne die Prätension deßhalb auf den Namen eines Dichters Anspruch zu haben. Auch die Prosa ist eine eigene Kunst, und dem Verfasser scheinen die Gesetze einer gesunden Prosa weit ab zu liegen von denen wahrhaftiger Poesie, welche letztere in der That an die gebundene Form unabänderlich gewiesen scheint. Wenn er damit einer vielfach herrschenden Meinung entgegentritt, so ist er wenigstens sich bewußt nicht so ganz eine neue Meinung zu verfechten, sondern im letzten Verfolge seiner Ansicht nicht nur im Sinne unsrer Classiker, sondern zugleich im Geiste der besten französischen wie englischen Autoren zu handeln, die mit den verwandten Principien griechischer Kunstanschauung übereinstimmen.

Ist es erlaubt ein eigenes Werk durch den Vergleich mit einem Großen, Unerreichbaren zu charakterisiren, so möchte der Verfasser diesen Cyklus als eine Art von „göttlicher Comödie" in Prosa bezeichnen, nur daß nicht allein die Geister des Erhabenen, Gewaltigen, sondern auch die der Anmuth, des ungebrochenen Humors, im Laufe der Erzählungen auch die der einfachen Schönheit zur Geltung kommen sollen, so weit die Kräfte des Verfassers dazu

ausreichen. Ja, selbst der Satire soll ihr ethisches und subjectives Recht nicht versagt bleiben.

Findet die Idee des Verfassers die Billigung der wahrhaft Urtheilsfähigen, so denkt er nach den weiteren prosaischen Theilen dieses Cyklus als Schlußstein des Ganzen ein kleineres modernes Epos im epischen Verse anzufügen, damit der prosaischen Rustica des ganzen Gebäudes das feinere Ornament des geläuterten Stiles nicht fehle. —

Der nächste Band des Werkes dürfte den Leser aus dem städischen Getriebe der ersten Bände in die Zustände ländlicher Einsamkeit, auf's Dorf an einen stillen See versetzen. Wie auch hier die Idee des Reichs sich als eine immanente manifestiren wird, möge seiner Zeit ein dritter Band ausweisen.

Was der Verfasser mit diesen „Kindern des Reiches" erstrebt, wird ein sinniger Leser gar bald selbst errathen. Vielleicht auch erkennt er in der Compositionsweise dieser Darstellungen und Schicksale einen neuen und nicht alltäglichen Geist. Vom Beifall des Publikums und der achtbaren Kritik soll die Fortsetzung und Vollendung dieses vaterländischen Unternehmens abhängig gemacht werden. Wie der Cyklus dieser kleinen Romane liegt, wünscht der Verfasser ihn nach Form und Kunst, nicht minder aber seinem geistigen Gehalte nach als eine bescheidene, aber ernste Frage an das deutsche Vaterland, an das „Reich" betrachtet zu wissen.

Rom, December 1882.

Wolfgang Kirchbach.

Inhalt.

Wetterstein.

Ein Gesicht.

„Geheiligt werde dein Name,
Dein Reich komme . . . ."
Jesus, genannt Christus.

Kirchbach.

Wetterstein.

Wir waren von Garmisch am Tage vorher aufgebrochen, mein Führer, genannt der Koser, und ich. Wir waren bis zur Knorrhütte gelangt, die im Wettersteingebirge vereinsamt liegt. Dort übernachteten wir, um längst vor Tagesanbruch wieder aufzubrechen und am früheſten Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen zugleich auf der höchsten Felsenspitze des deutschen Reiches, auf der düsteren Zugspitze zu erscheinen. All meine Lebensgeister waren erfüllt von dem Gewaltigen, das mich umragte. Vom Thale unten hatte ich stundenlang hinaufgestarrt nach dem zerrissenen Kamme des Wettersteingebirges, nach dem schwarzen, düsteren Tannenwalde, der ohnmächtig an den kahlen, hinuntergerissenen Felsmassen hinaufschaute, nach dem Gletscher, der sich droben zwischen den gespenstischen Kalkzacken wie eine unheimlich glänzende Schlange herauswand. Ich hatte gesehen, wo die furchtbare Höllenthalklamm aus dem Labyrinth der Zacken mündete, hatte schwindelnd finstere Wolkenmassen langsam um die steinerne Festung des Wettersteingebirges kreisen sehen, und ob sie auch nur finster und regenlos um

die Höhen wallten, hatte ich doch gemeint, sie arbeiten zu sehen an dem Zerstörungswerke der Jahrhunderte. Denn verwittert ist das Wettersteingebirge und wenn man es in seiner jähen Herrlichkeit über sich aufragen sieht, so gleicht es einer zerrissenen Gewitterwolke und man glaubt im Kalk erstarrte Blitze und züngelnde Flammen aus schneeweißem Gestein hinter den Wolken zu erblicken. Furchtbar wie Jehova im Wetterstein stürzen die Felsmassen nach dem Unendlichen empor und bäumen sich droben über einander, wie eine vereiste, riesenhafte Sturzwelle, und über die steinerne Sturmfluth mit dem überstürzenden Kamme strebt, hoch über den höchsten Regionen der Wolken, vereinsamt, ewig schweigsam, weltverloren die Zugspitze in den Abgrund des Sonnenraumes hinaus. —

Und nun war ich nach mancher Mühsal mit meinem Führer hinaufgelangt, wo ich den Adler einsame, große, mächtige Kreise um unsre Häupter ziehen, wo ich tief unter mir die Gemsen auf Felsvorsprüngen über die Tiefen blicken sah und ewiges, großes Schweigen um uns webte. Wie eine hohe Traumgestalt wandelte der Führer, durch ein Seil mit mir verbunden, an den furchtbaren Wänden hin. Er war ein Riese, dieser Koser. Unten hatte er mir viel von seinem Bruder erzählt, der ihm so ähnlich wie ein Zwilling gewesen war. Er war ein schwarzhaariger Mann, mit schwarzen Augen. Groß und breit wie ein Hüne. Eine krumme Habichtsnase saß zwischen den treuen Augen; er hatte einen Stierhals, der nach der Brust zu wie eine dorische Säule herniederschwoll. Der Kopf aber saß auf diesem mächtigen Halse so klein, daß in der That der Mann einem riesenhaften Vogel, einem Adler glich. Ich hatte noch mehr Männer von dieser Art, auch einige mächtige, schwarze Weiber unten gesehen und hatte der Rede der Forscher geglaubt, daß diese wenigen starken Gestalten Nachkommen der alten

Gothen seien, die sich hier in einigen Exemplaren noch erhalten hätten. Wie dem aber auch war, als ich jetzt mit dem Manne auf den höchsten Felsenwänden des deutschen Reiches einherschritt, fühlte ich, daß hier noch ein Hüne des Alterthums leibhaftig mich sicher über alle Gefahren hinwegführte. Wie viele Geschlechter seiner Familie sind denn vergangen, frug ich mich, seit die ersten seines Stammes in dieses Thal da unten verschlagen wurden und es in germanischen Besitz nahmen? Der Geschlechter sind nicht viele, denn es haben, seit weit im Osten in Palästina Jesus Christus starb, nur etwa dreiundzwanzig Greise gelebt, die achtzig Jahre alt wurden und die Thaten der Jahrhunderte an sich vorüberziehen sahen. Ein Greis von fünfundachtzig Jahren steht an der Spitze des Reichs. Viele Greise leben noch, die neunzig Jahre zählen und noch immer ist das Menschengeschlecht so gut von der Mutter Erde genährt, daß Greise und Urgroßmütter, die hundert Jahre erreichen, nicht allzu selten sind. Wo ist da die Vergangenheit? Wie unendlich Vieles hat die Menschheit erlebt, wie wenige Geschlechter aber sind es, an denen diese furchtbare Flucht der Thaten und Geschichten vorüberbrauste.

Und nun sah ich den Koser, dessen Bruder vor ein paar Jahren hier im Wettersteingebirge in eine Schlucht gestürzt war und sein Leben einsam in der unendlichen Öde unter den Händen des Mannes da ausgehaucht hatte, vor mir einherschreiten. Lange schon hatte mich ein entsetzlicher Schwindel gefaßt, die Felsenhäupter hatten sich vor meinem Geiste mit der Erdkugel hinabgedreht in den tiefen, blauen Ocean des Himmels über mir, die Schluchten drunten drohten mich zu verschlingen, die steinerne Sturzwelle des Wettersteingebirges über mich zusammenschlagen, und unendliches Bangen wirbelte durch mein Hirn. Ich glaubte die Erdkugel kreisend

im Raume einherstürzen zu sehn, wie ein feuriges Roß durch die Ringbahn fährt, ich glaubte durch alle Himmel einhergeschleudert zu sein von der Macht eines unendlichen Wesens, und die Erde an meine Fersen gekettet zu sehn, daß der furchtbare Ball hinter mir dreinjagte, wie ein Magnet an die eisernen Nägel meiner Bergschuhe gekettet. Ich trachtete ihm zu entfliehen, aber der Erdball hing mit ungeheurer Last an der Ferse meines Fußes und so stürzte ich hinaus in's Ewige, Unermeßliche und riß im schwindelnden, wachen Traume die Erde, die Berge, die Felshäupter unter mir, die gähnenden Schluchten und heraufstarrenden Wälder, die schäumenden Gewässer mit mir fort. Wie eine dunkle Ahnung ergriff es mich, daß es ein Frevel sei, was mir kreisend im Bilde durch die Sinne jagte und dumpfe, bange Angst lebte in mir, daß nur der Tod des Zerschmetterten in den Steingründen das Ende dieser gewaltigen, erhabenen Flucht durch's Unermeßliche sein könne. Da blickte ich auf meinen Führer, der mir plötzlich über menschliches Maß hinausgewachsen schien und als eine riesenhafte Erscheinung träumerisch und stille vor mir einherschritt. Und indem ich auf diese Gestalt blickte, die aus den ersten Jahrhunderten germanischer Vergangenheit in den heutigen Tag hereingewachsen schien und nun so sicher friedlich und gewaltig in der einsamen Felsenöde aufwärts stieg, ward ich von einem Gefühle festen Vertrauens erfaßt und schritt, immer die stille, hochragende Gestalt erblickend, frei und kühn und sicher über den Abgrund hin. Wir kamen an eine Stelle, wo eine Schlucht vor uns hinabgerissen den Weg hemmte, wir mußten hinüber und ich sah mich schon unten zerschmettert liegen, als ich wieder auf den geisterhaften Sohn des Gebirges blickte. Da sah ich, daß er mit seinem Stabe die Schlucht schon übersprungen hatte. Und wie ich ihn drüben, groß wie eine

Tanne, das kleine Haupt spähend auf mich richten sah, erfaßte mich wiederum ein Gefühl, als ob ich mit festen Knochen auf dem Ewig-Dauerhaften stünde, und ohne Mühsal war ich sicher mit meinem Stabe über die Tiefe. —

Nun sah ich mich endlich auf der höchsten Höhe der Zugspitze, auf der luftigen Plattform im ersten Glanze der Sonne weit über den Bergesspitzen, über den Werken und Thaten der Menschen. Ich suchte meinen Führer. Er war mir nicht gefolgt, er hatte noch ein Weilchen verweilt, da er plötzlich seines todten Bruders hatte gedenken müssen. Er blieb zurück und ließ mich, da all meine Lebensgeister frei waren, den Rest allein erklimmen. Ich sah mich, auf der Aussichtshöhe angelangt, nach ihm um und glaubte plötzlich in dem dunklen Felsenrücken, der da jäh unter mir lag, den Mann zu erkennen, der noch riesenhafter geworden schien. Er hatte sich zwischen die übrigen Felsenzinnen hingelagert, schien regungslos zu Stein erstarrt und mit dumpfer Trauer, mit stummen Thränen ungeheuren Schmerzes um seinen todten Bruder über die Schlünde und Tiefen hinstarren. Es faßte mich wol tiefes Mitleid mit seinem Schmerze, aber sein Anblick gab mir wiederum das Gefühl jener Sicherheit, die meinen Geist, frei wie in Götterlüften, über den Kämmen der Gebirge, über dem Erdenleben einherschweben ließ. —

Die Sonne stieg mit dem frohen Tage rechts von mir über der langen Kette der Alpen empor. Sie erleuchtete drüben den Dachstein und die fernen Gebirgsterrassen um ihn, sie hob die beiden, zueinander geneigten Zinken des Großglockners in die blaue Himmelsluft zwischen den Schneemassen heraus. Ich kehrte mich um und erblickte drohend und furchtbar die wirre Masse der Centralalpen, vor denen vorn die Ötzthaler Ferner mit dem Land Tirol mir entgegen glänzten und weiter die runden Felsenkegel alle mit den schneeigen

Terrassen, den herniederfluthenden Gletschern. Ich sah zur Linken und blickte weit hinaus über das Lechthal, hinüber in die Schweiz, sah deutlich den Säntis vor mir und, was weiterhin den Blick über die stummen Felsenwellen lenkte, ließ mich träumerische Ahnung von den höchsten und letzten Spitzen der Alpen Europas genießen. Und nun war die Sonne immer höher gestiegen, theilte vor mir als ich gen Norden schaute, die letzten Nebel und das weite, ebene Land, das sich vor mir aufthat, in dem ich auch Gebirge wie das schwäbische Juraland und den baierischen Wald mit wirklichem Auge sehen konnte, das weite Land vor mir wußt ich: „Das ist dein deutsches Reich, dein Vaterland, darinnen im Weiten schaffend vierzig und mehr Millionen deutscher Seelen wirken und dein Stolz, dein Glück ist, daß du ein Kind dieses Landes, ein Kind dieses Volkes bist in einer Zeit, da dieses Volk edlen Ruhm genießet und das ist, was die Sehnsucht aller Geister ahnt, was Brahmanen in fernem Jahrtausend schon im Göttlichen suchten, um das Ganze, in dem du stehst, als göttliches Ganzes, als Brahm, den ewigen Gott zu erkennen: einig. Ja, du bist ein Kind eines einigen Volkes und der letzte und höchste Gedanke aller Denker, die von dieser festen und doch schwebenden Erde hinauf nach dem sternenstrahlenden Firmamente verklärt und selig schauten, der Gedanke der Einheit, er ward von Neuem in dem Volk verwirklicht, dessen Kind du bist. Was ist die Vergangenheit? Was ist dir die ungewisse Zukunft? Zwölf Jahre war es bisher wirklich, das deutsche Reich, und was die ewigen Geschicke auch den wechselnden Geschlechtern verhängen mögen, ob es blühen mag, das Reich, oder dereinst verwelken wie jede Blume welkt und jeder Stamm zuletzt dahin stürzt, du hast das junge Reich wachsen sehen, bist mit ihm erwachsen vom Knaben zum Jüngling und zum Mannn und vor dir liegt sie nun gen Norden ge-

breitet, die ganze weite deutsche Erde, und trägt das Reich und selig blickst du in die weite Ferne, wie sie unter der blauen Kuppel des Sonnenhimmels verschwindet."

So dachte ich und schaute nun unter mir die grünen Seeen, dicht unter mir auf dem Grunde der Gebirge zwischen den felsigen und bewaldeten Kratern, ich blickte hinaus in die Ebene und schaute mit wirklichem Auge draußen den Starnbergersee, den Ammersee, wie kleine Lachen, die von der Zeit übrig geblieben, da einst die Gletscher weit bis zu diesen Seeen hinausgefroren waren, da riesenhafte Felsblöcke auf ihnen in die Ebene getragen wurden, wo sie der Bauer noch mit Staunen umackern muß. Ich sah drüben nach Westen den herrlichen Bodensee grün und blau herüberschimmern.

Wie wird mir? Ist es Traum? Ist's ein Wahn?

Öffnet sich dort nicht die unergründliche Ferne vor meinem geistigen Auge zu neuer Klarheit? Die Nebel theilen sich, tiefer und tiefer tritt der Grund des blauen Aethers vor mir zurück und die Sonnenstrahlen stürzen gierig und leuchtend nach in den leeren, blauen Raum.

Weit hinter München seh ich jetzt plötzlich die Fenster eines Kirchthurms aufblitzen, ich sehe alterthümliche Häuser und ihre Dächer wie eine Fata Morgana am fernen Horizonte schimmern und erkenne deutlich Nürnberg. Und weiter im tiefen Grunde der Ferne taucht ein röthliches Gebirge auf, es ist das Fichtelgebirge, ich kenne es. Plötzlich ist's, als gingen von der heitern Sonne neue, niegesehene Strahlen aus. Am Rande der Sonnenscheibe schießt eine flammende Feuersäule auf, wie die Sternseher sie oft erblicken, wie sie als schwälende Gebilde vom Sonnenkerne wachsend ausbrechen. Und eine solche feurige Schlange schwebt plötzlich, nachdem sie von der Sonne aufgefahren, versprühend im weiten ungeheuren Bogen über das ganze Himmelsgewölbe. Sie schwebt langsam und

stetig, strahlend über das Firmament, immer sich vergrößernd. Sie erscheint strahlend auf der Höhe des Himmels und es ist, als wäre plötzlich das All verdunkelt. Der feurige Strahl aber leuchtet nichtsdestoweniger mit der Helligkeit des Tages, so hell, daß ich die Sonnenscheibe als einen milden Mond mit gelbem Lichte im Osten sehe, und sie schwebt riesenhaft dort. Und weit im Norden senkt sich die feurige, sonnenhelle Garbe zur Erde nieder wie eine fallende Rakete.

Da breitet sie ein Tageslicht über die fernste Ferne.

Da schaue ich taghell erleuchtet, wie draußen, die Nordsee und die Ostsee in schwarzen Wogen stürmen. Weit hinaus blick ich auf's Meer; ein Orkan wüthet über den Wellen, Sturmfluthen kommen wie wandelnde Berge herangewälzt und es ist, als sollten sie alles Land drunten überschwemmen und erst am Fuße meiner Berge zerschellen. Aber sie sinken weit draußen in der Ferne sich überstürzend im Dünensande zu Boden. Vier große Ströme seh ich durch das weite Land da unten schwellen und magisch im wunderbaren Lichte erglänzen. Links drüben den Rhein. Ich seh ihn deutlich sich zwischen den Felsen und Bergen drängen, oft verschwindet er dem Auge, da dunkle Höhenzüge ihn verdecken, oft glänzt er hervor und plötzlich ragen die beiden hohen gothischen Thürme des Domes zu Köln dicht hinter der letzten Bergterrasse herauf. Weiter seh ich die Ebene mit den schwarzen Mooren und Sümpfen, die Städte mit ihren Rathhäusern, Thürmen, Fabrikessen, ich sehe die Landstraßen mit langen Pappelreihen, und weiter vorn die grünen Weinberge mit ihren winzigen Terrassen. Eine große braune Haide breitet sich weit draußen vor den stürmenden Wogen der Nordsee, Wälder ziehen sich dunkelschwarz in großen Flächen hin und auf der ganzen ungeheuren Fläche vor mir sehe ich unendliches Ackerland, sehe blaue Flächen mit Flachs

bebaut, sehe die gelbschimmernden Rapsfelder und es ist, wie ich so hinausschaue auf die magisch erleuchtete Fläche, als stünde sie senkrecht vor mir auf, wie eine ungeheure Wand, an der ich träumend, schwindelnd hinauf staune. Weit draußen sehe ich eine Stadt am breitschwellenden Strome, umgeben von großen Wasserbecken, von Hafendämmen eingefaßt. Ich sehe das Häusermeer, die Thürme mit zackigen gothischen Architekturen, und der Mastenwald der Schiffscolosse schwankt vor den Häusern hin. Es wird Hamburg sein. Weit hinaus erblicke ich den braunen Flecken des holsteinischen Landes, und rechts hinüber liegt mit einer Unzahl von Teichen, Seeen, Mooren, die mit trübem Glanze herüberschimmern, das mecklenburgische, pommer'sche Land und wie ich weit hinaus spähe, ist mir's, als sähe ich die Wälle einer Festung näher und näher aus dem Verborgenen herausrücken. Deutlich erkenne ich die ausgebauten Hügel mit den Batterieen, ich täusche mich nicht, es ist Königsberg. Und wie einen hohen Berg sehe ich dicht dahinter wiederum das Meer sich thürmen, als läge die Festung am Fuße dieses schäumenden, schwarzen Gebirges. Die Oder seh ich langsam ihre gelben Fluthen durch die weite Ebene wälzen, und gar wunderlich ist es, die steinernen Brücken all überall über die Ströme, über die Elbe, die Weser, über den Rhein, über die Donau und weit draußen über die Weichsel zu sehen. Unendliche Linien, mit Pappelreihen, mit Obstbäumen bepflanzt, kreuzen sich wie ein dichtes Netz über der weiten Fläche; und schnurgerade oder in weiten Bogen ziehen sich die kleinen Dämme der Eisenbahnen hin und mit einem Blicke seh ich wol zwanzig rauchende Schlangen, die Eisenbahnzüge, hinter den Bergen verschwinden und wieder auftauchen und merkwürdig ist es, wie langsam der schnellste Jagdzug auf der ungeheuren Fläche dahinschleicht. Und nun, da sich das Auge an die unermeßliche

Ferne gewöhnt hat, sehe ich vor mir den Thüringerwald, den Harz, das Erzgebirge und Riesengebirge so nahe, daß ich auf letzterem ganz deutlich die Riesenbaude erkenne, wie eine schwarze Sennhütte aus Schindelholz. Hinter dem Böhmerwald seh ich die junge Elbe sich vorschlängeln, sehe sie verschwinden hinter dem hohen Millischauer und ich schreie laut hinüber: Juhu! denn einst, in jüngern Jahren stand ich auch auf diesem Berge und damals war er noch ein deutscher Berg und ich schaute unten das böhmische Paradies mit dem teplitzer Schloßberg, der wie eine Torte in der fruchtbaren Ebene stand.

Und jetzt sehe ich auch dicht unter mir Stuttgart im Kessel seiner milden Berge ruhen, und ganz Deutschland hat sich vor meinem Blicke aufgethan. Da plötzlich schießt der tageshelle Strahl zur Erde nieder. Er stürzt sprühend auseinander und in weißem und magisch-grauem Lichte wechselnd ragt hinter der tobenden, grün-schwarzen Masse des wogenden Meeres die Kreideküste von Dover auf. Über London, das ich plötzlich im Nebel gehüllt gewahre, verlischt der Strahl und ich sitze einsam im Dunklen und in finsterer Nacht. Ich sehe die Sonne nicht mehr, es ist mir, als wär ich entschlummert, von der Fülle des Gesehenen ermüdet, ich schlafe und doch träume ich so klar, als wachte ich. —

Das Gegenwärtige ist in die Nacht versunken und das Vergangene leuchtet in hellen Bildern vor mir. Ich sehe mich drüben über dem Meere in London. Das Häuschen sehe ich mit dem Gärtchen davor, darinnen ich geboren bin. Ich sehe das Haus des Ronge, ich sehe deutlich Freiligraths Wohnung. Sie stehet hell erleuchtet vor mir in dem finsteren, schwarzen Getriebe der nebeligen Stadt. Kohlschwarz drückt der Nebel auf die Gassen, trübe brennen die

die Gaslampen, die Themse wälzt sich wie ein Fluß der Unterwelt unter den eisernen Gitterbrücken dahin.

Aber hell, wie im paradiesischen Scheine, ist das Heim meiner Eltern, hell das Haus des lieben Nachbars. Ich sitze im Garten des Nachbars auf dem Wege zwischen den Beeten. Ein großer, schwarzer Hund kauert neben mir. Sambo, get up! rufe ich. Aber er bleibt liegen und ich fahre ihm mit der Hand in's Maul, fasse seine Zunge und ziehe ihn an dieser mit mir fort, und das gute Thier läßt sich's gern gefallen.

Aus der Thüre des Hauses tritt jetzt ein schöner, älterer Knabe und wie ich auf die Straße blicke, kommt eben ein Mann mit breitem Gesicht, der einen anderen Knaben an der Hand führt. Es ist der Onkel Freiligrath, den ich auch kenne, und er führt seinen Sohn Wolfgang an der Hand. „Ist der Papa zu sprechen," fragt Freiligrath den Knaben, der aus dem Hause getreten ist. „Wie geht's, Ferdinand, mein kleiner Namensvetter?"

Ferdinand sagt: „Er ist zu Hause. Guten Tag, du großer Wolf. Guten Tag, kleines Wölfchen. Da sind wir Namensvettern ja alle beisammen. Kennst du schon den großen Onkel Freiligrath?" wendet er sich zu mir.

„Ei ja!" sage ich auf englisch. „Meine Mamma hat mir ihn schon gezeigt und hat mir auch die schönen Märchen erzählt, die er gedichtet hat von dem Löwen und den wilden Menschen und ich habe ihn darum sehr lieb, den Onkel Freiligrath und ich möchte auch ein Löwe sein, wie Onkel Freiligrath, und auf dem Pferde reiten über die Wüste und ich möchte meine Tatzen in den Rücken des Pferdes schlagen und es sollte ein Pegasus sein, von dem mir meine Mutter ein Märchen erzählt."

Unterdessen war Ferdinand Freiligrath in das Haus

gegangen und die beiden Knaben Wolfgang und Ferdinand setzten sich neben mir in's Gras. Sie begannen ein Gespräch, dem ich mit gespanntem Ohre lauschte. Ich war zu jung, um Alles zu verstehen, was sie sagten und doch wußte ich in meinem Traume das Schicksal der beiden Knaben voraus, die beide lebten in tiefer, heißer Liebe für ihr deutsches Vaterland, obwohl sie englisch sprachen, wie ich.

Der Knabe Ferdinand Blind begann: „Weißt Du schon, Wolfgang, warum Dein Vater und der Meine hier in dieser Fremde leben?"

„Wol weiß ich's;" sagte Wolfgang, „und hier der kleine Wolfgang soll es hören, daß er's nie vergißt, niemals. Sie mußten in die Fremde ziehen, weil sie ein freies und einiges Vaterland gepriesen, weil sie nicht wollten, daß Deutschland ein Land der Schmach sei, weil sie dies Land über Alles liebten, dies Land, das zerrissen, krank, elend zwischen andern Reichen liegt."

„Aber es wird nicht zerrissen bleiben, Wolf," entgegnete Ferdinand. „O wenn ich fallen könnte, wenn ich sterben könnte für dieses edle Land, wenn ich sie einen könnte, all die Brüder, wenn ich durch meinen Tod ein freies, ein einiges Reich entstehen sehen könnte. Und ach! ich bin nur ein Knabe. Ich möchte Thränen weinen, bittere Thränen weinen, daß ich so hülflos, machtlos ein Knabe hier sitze und sehe, wie drüben über dem Meere die Brüder hadern mit einander. O, wenn ich meine heißen Thränen allen deutschen Knaben allen Jünglingen in die Seele gießen könnte, daß sie glühend in ihr Herz drängen und heiße, heiße Liebe des Vaterlandes, des schönen Traumes, den die Menschen Reich nennen in ihrem Busen entfachen könnte, daß sie mit Kind und Kindeskindern stünden gegen den Feind, daß unsre Väter nicht umsonst geduldet hätten wie die Propheten von Juda. Meine

Seele windet sich in banger Qual, daß so viele Millionen drüben leben, die sich nicht vereinen können zu einem Geist, zu einer Gemeinde, die sich frei regiert, wie sich doch alle Sterne frei im Weltraum einherbewegen und aus sich selbst das Gesetz erschaffen. Ist es die Sonne, die die Erde regiert? Nein, Wolfgang, alle Sterne, alle Sonnen wirken zusammen zur großen unendlichen Einigkeit und was die Menschen Gesetz nennen, geht erst aus dem Zusammenwirken der Sonnenmacht und der kreisenden Erde und ferner Planeten, Fixsterne und neuer Sonnen hervor. Und diese Erden und Sterne sind stumme, todte Körper, aber die Menschen mit ihrem Geist, mit ihrem lebendigen Sinn können nicht was sie, die Sterne thun, sie können nicht einig zusammenwirken, daß sie ein Erdenreich und aus ihm ein Gesetz erschaffen, während über uns das stumme Himmelreich, das Reich der todten Sterne mit mildem Glanze bestehen. Meine Seele ist traurig bis in den Tod, daß ich mit meiner tiefen Liebe schwach und hülflos hier sitze im englischen Grase und träume wie drüben Bruderkriege entstehen und das Volk, das einig sein sollte, das eigene Blut vergießt. O könnt ich mein Blut verströmen, um das zu hindern."

Stumm reichte ihm der Knabe Wolfgang die Hand und sagte: „Bruder, Ferdinand, es werden Viele sterben für dies Reich, ich ahne es wol und es werden bange Schmerzen über der Welt sein, aber es muß ein Tag der Freude und des Sieges erscheinen. Wer weiß es, wann?"

Staunend blickte ich zu den beiden edlen Knaben empor. Ich sah im Traume ihre Zukunft vor mir. Den Einen sah ich, als ein Bruderkrieg heranbrach, eine That wagen, um zu rächen an Dem, den er für den Schuldigen hielt, den Zwist des heißgeliebten Volkes. Und als der Himmel ein Anderes beschlossen hatte, sah ich, wie er sich nach Römerart

im Gefängniß selbst den Dolch des Todes in die Brust stieß und lächelnd seine edle Seele aushauchte. Friede seinem Geiste, Thränen der Rührung, reiner Versöhnung seinem Andenken!

Der Andre zog vier Jahre später in den großen Krieg zur Ehre des ersehnten Reiches mit. Ihm sang der eigene Vater ein Lied, der große Vater, der nun auch dahin ist. —

Ich war erwacht. Unter mir sah ich von Neuem das deutsche Land gebreitet, aber nur so weit, als das Auge meines Leibes blickte. Aber im Geiste sah ich noch immer drüben die Ostsee in Wogen gehen, sah die Städte und Dörfer in unendlicher Zahl und es faßte mein Hirn mit Gestalten, daß ich dies weite Land des Geistes durch sie bevölkere, bevölkere mit Gestalten, die einig sich regieren gelernt, wie der Knabe Ferdinand sie ersehnt. Da schritten durch meinen Geist die Krieger und die Männer der Schlacht, die Männer der Arbeit und der Kunst, Gestalten schwebten an mich heran von edlen Frauen und Mädchen und drangvoll arbeitete meine Brust zu melden von dem Reiche der Erde, und von den Seelen, die im Weiten schaffend wirken und das Einige aus der Fülle der Erscheinungen zu schaffen streben. —

Ich schaute auf und gewahrte hinter mir den Koser, meinen Führer. Er war mir nachgestiegen, um mich zur Rückkehr zu mahnen. Über den Spitzen der Alpen drohte ein Gewitter heran.

Wir brachen auf und stiegen hinab den gefahrvollen Pfad über die Schlünde nach dem Eibsee, den wir tief drunten liegen sahen. Wir stiegen lange Zeit.

Als wir dem Ende der gefahrvollen Wanderung nahe waren, sahen wir drunten den See schwarz und grün erschimmern, die Winde fächelten über ihn hin, eine Windsbraut stürzte von oben hinein und sog dünne, gedrehte Wasser-

säulen auf, daß sie wie lebende, phantastische Gestalten über den See wallten, wie durch mein Hirn die Gestalten der Menschen. Zusammengeballt brach das Gewitter in die Felsengründe herein, der Sturm flatterte um die steinernen Flammen des Gebirges, der Blitz zuckte und leuchtete um die Zinken der Felsen, der See rauschte in dröhnendem Getöse auf, und die Donner brüllten den Lobgesang zur Ehre des Ewigen, All-Einigen. In einander gejagt rangen die Elemente und finstre Wolkennacht umhüllte das Wettersteingebirge, als wir zu den Wohnungen der Menschen herniederstiegen.

Die Bilder vom Reiche aber, die ich ahnungsvoll vom Berge geschaut, wurden im Thale deutlicher in mir und ich schrieb sie nieder als ein Zeugniß von den Werken Gottes und den Thaten der Menschen.

Noch lange Stunden wütheten die Donner um die Zacken der Felsen und jagten die Adler hinaus in die höchsten Regionen des Aethers, daß sie einsam mit den Geiern hinunter in das finstre Wolkenreich und seine zerrissenen Blitze spähend einherkreisten. —

Reichshauptstadt.

„Um Mitternacht wohl fang ich an
Spring aus dem Bette wie ein Toller,
Nie war mein Busen seelenvoller
Zu singen den gereisten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehen,
Die trutz der Lästrer Kinderspotte
In unsrem unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in einem Punkt geschehn."
Des Ewigen Juden erster Fetzen.
Joh. Wolfg. Goethe.

Erstes Kapitel.

Auf dem Anhaltischen Bahnhofe zu Berlin tönte die Glocke Mitternacht. In den Lüften über der Hauptstadt des Reiches erhob sich ein brandender Sturm der Töne, denn in der Nähe und in der Ferne klangen mit helleren Stimmen vier Schläge die volle Stunde und langsam, tieferzitternd, vollerdröhnend sangen die schwereren Glocken in zwölf bedeutungsvollen Schlägen den ernsten Choral der Mitternacht. Ein Summen ging über die Dächer der Stadt, als wären in allen Revieren verborgene Geister aus tiefem Schlummer aufgeschreckt; sie murrten ihr Geisterbrausen vom Askanischen Platze hinüber durch die Straße zur Betlehemskapelle, sie theilten es in der Nähe den Geistern der Lukaskirche mit. Die riefen aus ihrem Schlafe halberweckt zwölf warnungsvolle Rufe hinüber über stille Gärten und verschlafene Paläste, über den schwarzen, lautlosen Asphaltboden der Leipziger Straße, über den Palast des Generalpostamtes und seine Dachfirste zur Dreifaltigkeitskirche. Dort waren neue Geisterschaaren versammelt, denn die hohen

stundenlangen Häuserreihen hinauf und herab aus weiter Ferne brausten neue Stimmen; sie kamen herüber von der Hedwigskirche, wo sie plauderten und hinüberheulten über die Kastanienbäume und Lindenstämme einer nächtlich vereinsamten breiten Straße zwischen ernsten Palästen und über die Schornsteine derselben zur Dorotheenkirche. Weit drinnen, wo die engen, alten, winkeligen und schwarzen Straßen sind, antworteten die verschlafenen Töne der Geister des Nicolaithurms und das dunkle Wasser der Spree entlang über unzählige Brücken, über Viaducte und Hafenbecken, über tausende von kleinen Schiffen und Zillen schwebten die brausenden Geisterschaaren und verloren sich tönend in weite Fernen der Arbeiterviertel. Und als der letzte Schlag verklungen war, verschwanden die Stimmen der aufgeschreckten, summenden Geister und sie sanken zurück in den tiefen, dunklen Schlaf der Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der neue Tag. —

Und als der letzte Ton der Mitternacht verklungen war, regte sich im Postbüreau des Bahnhofs am askanischen Platze ein alter, weißköpfiger Herr im Schlummer. Er lag auf einem rauhen Bette von Packleinewand auf der Diele des geräumigen Gemaches zwischen den Schaltern und Abtheilungen der Postbeamten. Er lag angekleidet in der Uniform seines Amtes da, und wer den siebzigjährigen, ja, höher betagten Greis entschlummert von der Ermüdung des Nachtdienstes auf diesem harten Bette erblickte, konnte nicht ohne Rührung auf das Bild der Pflichttreue schauen. Leise schlichen die wachenden Collegen und Untergebenen an dem schlafenden Oberpostsekretär vorüber, um ihm sein Viertelstündchen Ruhe nicht zu stören. Als aber die Glocken ausgetönt hatten, begann der Alte unruhig zu werden im Schlafe, er warf den Arm in die Höhe, rang noch eine Weile mit

dem Schlummer, bis er erwachte und mit einer raschen Bewegung den Oberkörper aufrichtete. Er blickte sich eine Weile um und machte eben Anstalt aufzustehen, als ein jüngerer Postelève, der müde und verschlafen dreinblickte, ihm die Hand bot zum Aufstehen.

„Danke man schönstens!" sagte der Oberpostsekretär Bredow, als er sich an der Hand des Jüngeren aufgerichtet hatte und sich ein wenig taumelnd die Augen noch einmal wischte.

„Gut geschlafen, Herr Oberpostsekretär?" frug der Elève im reinsten würdevollen Hochdeutsch eines gebildeten Berliners.

„Wie'n todtes Karnickel, junger Mann!" erwiderte der Alte und richtete sein graues, gutmütiges Auge auf den verschlafenen Blick des Jüngeren nicht ohne den Ausdruck eines guten, angeborenen Humors. „Jetzt kömmt man 'mal die Reihe an Ihnen, Herr Elève. Legen Sie sich daher und weil Sie ein gebildeter, gefälliger Herr sind, will ich Ihre Arbeit thun, wenn Sie schlummern. Es wird heute nicht so viel sein. Ist der Zug schon gekommen?"

„Hat noch eine Viertelstunde Zeit!" erwiderte der Elève. „Aber mit dem Schlafen hat's keine Noth. Ich bin noch ganz munter!"

„Munter und vergnügt wie'n festjefrorner Fisch im Karpfenteiche!" warf der Alte hin und schritt nach seinem Bureau. Dort packte er ein Paar belegte Semmeln aus, die er daheim in aller Liebe am Abend mit Butter bestrichen hatte. Auf einem Lämpchen, in das er schnell eine Gummiröhre von der Gasleitung fügte, wärmte er sich einen nicht allzu starken, bräunlichen Kaffee, worauf er mit großem Genuß sein nächtliches Mahl zur Stärkung vor den weiteren Anstrengungen der Nacht einnahm. Als er nach einer Weile

hinüberblickte zu seinem Lager, war der junge Elève nach längerem Kampfe hingesunken und schnarchte friedlich und leise.

Der erwartete Dampfzug, der die Postbeutel und die Arbeit für den Oberpostsekretär bringen sollte, verspätete sich und Bredow wandelte deßhalb nach der Ankunftshalle, um in derselben auf- und abgehend seine Lebensgeister anzufrischen im Hauche der Nachtluft. Er hatte die Schreibfeder hinter dem Ohre und strich sich hie und da die Beamtenlocke nach der Schläfe in unruhiger Erwartung des Zuges. Mit immer erneutem Staunen, mit den feierlichsten Gefühlen seiner Seele trat er in die erleuchtete Halle. Hochgeschwibbt spannte sich das eiserne Balkennetz des riesenhaften Glasdaches über ihn hin, ein Wunderwerk der erfindenden Zeit. Wie ein mächtiges Himmelsgewölbe der eisernen Gegenwart lagerte das Glas und Eisengebälke zwischen den weit entfernten Grundmauern der Halle und breitleuchtende Monde der electrisch-erleuchteten Milchglocken gossen ihr träumerisches, zaubervolles Licht auf die weiten Steinfließe der Perrons, auf die Schienen aus Eisen, auf die Drehscheiben und die dunklen Waggons. Der Oberpostsekretär wandelte mit gehobenem Herzen langsam auf den Steinfließen hin und her und freute sich, daß ihm auf seine alten Tage solche Wunderwerke anzustaunen beschieden war. Der ganze Stolz seiner alten Berliner Seele lag auf seinen buschigen Augenbrauen und wer ihn so im magischen Dämmerlichte der milden Erdenmonde schreitend erblickte, hätte glauben können eine ganz andere hochgestellte Persönlichkeit einhergehen zu sehen. Denn der Oberpostsekretär hatte eine große Ähnlichkeit mit dem ersten Kanzler des Reiches, und, wie Viele seines Standes, pflegte er eine solche Ähnlichkeit geflissentlich. Auch jetzt blieb er vor einer dunklen Fensterscheibe des Perrons, die sein Bild zurückspiegelte, stehen und warf einen musternden Blick

auf seine Gestalt. Er strich sich seinen Schnauzbart in die rechte Façon, zog ein wenig den Hals vom Kragen hervor, als wäre ihm derselbe zu rauh, was aber in der That nur eine charakteristische Angewohnheit war, die er zeigte, wenn er sich innerlich als das leibhaftige Ebenbild des größten Diplomaten und Kanzlers des Jahrhunderts fühlte.

Eben toste von Weitem die Dampfmaschine des ankommenden Zuges heran. Nach einer Weile fuhr langsam der schwarze, rauchende Coloß in seiner gewaltvollen Majestät vor, leuchtend mit dem rothen Glanze seiner gluthvollen Laternen, die aber erblaßten vor dem weißen Lichte der elektrischen Lampen in der Halle. Wie zürnend darüber, daß sie in diesem Gewölbe nur wie ein trübes Grubenlicht erschien, trotz ihrer Esse, warf die Maschine ihren Wolkendampf empor und sprühte unter ihren langsam kreisenden Rädern heißes Wasser auf die Steinfließe. Aber weit unter der Höhe des eisernen Gewölbes lagerte sich der Dampf als eine Wolke ab und die ruhige Majestät der Halle verdammte den gewaltigen Dampfzug zur Erscheinung eines kleineren Spielzeuges. Der Zug hielt an.

Bredow schaute zu, wie die nächtlichen Passagiere aus den geöffneten Waggons herausstiegen und suchend nach den Ausgängen der Halle eilten. Als er eben umkehren wollte nach dem Postamt, sah er einen großen stattlichen Mann in der Uniform eines höheren Offiziers gegen sich heranschreiten, der eine Dame am Arme führte. Sie hatte durchaus den Anstand und die Art einer Frau von feinerem Stande. Der Postbeamte blieb eine Weile schwankend stehen, als zweifle er, ob er die Beiden erwarten solle oder sich rasch von dannen machen, um die Begegnung zu vermeiden. Unterdessen hatte der Major ihn schon erkannt und schien gleichfalls einen Moment zu schwanken, ob er eine andere Richtung mit seiner

Gemalin einschlagen sollte. Der alte Beamte bemerkte es, seine dunklen Brauen verzogen sich finster. Eben wollte der Major, von seiner Dame plötzlich gedrängt, umkehren, als der Greis gerade auf ihn zuschritt und ihn anredete:

„Guten Abend, mein Junge."

Der Major grüßte militärisch, aber verlegen, während die Frau seinen Arm losließ und ein wenig hochmüthig entgegnete:

„Guten Abend, Herr Oberpostsekretär. Ich habe recht lange nicht das Vergnügen gehabt und freue mich Sie noch so rüstig im Amte zu finden. Ich schätze es mir zur Ehre einen so pflichtgetreuen Beamten meinen Schwiegervater zu wissen, denn Arbeit ziert Jedermann."

„Du hast Nachtdienst, Vater?" frug der Major.

„So ist es, mein Sohn," erwiderte der Alte, indem er sich eines reinen Hochdeutsch befleißigte. „Nachtdienst von gestern Abend sieben Uhr bis morgen früh um sieben. Habe Werthsendungen zu declariren, daß mir die Finger zusammenkrampfen. Viel Arbeit, mein Sohn. Wo kommst Du her?"

„Von meinen Gütern, Herr Oberpostsekretär;" sagte Frau Hedwig von Bredow, geborne von Stralau. „Aber, ich bitte Sie, Herr Schwiegervater, warum lassen Sie sich noch immer nicht pensioniren. Es ist doch recht traurig, daß man so um Mitternacht einen alten Verwandten treffen muß, der sich nicht einmal die Ruhe des Schlafes gönnen darf und wie ein gewöhnlicher Arbeiter schafft. Wenn Sie es wenigstens aus Rücksicht auf die Verwandtschaft, auf den Stand meines Mannes thun wollten —".

Der Alte runzelte von Neuem die Brauen finster und murmelte Etwas wie „adeliges Pack!" zwischen den Zähnen. Doch beherrschte er sich und entgegnete:

„Meine beste Frau Schwiegertochter, solange der Kaiser,

ein Mann von fünfundachtzig Jahren, sich nicht schämt zu arbeiten in seiner Regierung für's preußische und deutsche Vaterland, wird es einem untergeordneten Oberpostsekretär schlecht anstehen, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen und gewissermaßen auf den Auszug und auf's Altentheil zu gehen."

„Das ist gewiß sehr schätzenswerth, lieber Schwiegervater, aber die Rücksicht auf die Familie ist denn doch auch noch zu beachten. Sie könnten Postdirector, ja, Sie könnten Postrath sein, könnten eine angesehene Stellung im Staate bekleiden, könnten der Verwandtschaft gegenüber repräsentiren, wenn Sie gewollt hätten. Jedenfalls dürfen Sie weder Ihrem Sohne noch mir einen Vorwurf daraus machen, daß Sie hier nächtlich sich in einer subalternen Stellung gewissermaßen plagen müssen. Wol aber sind Sie ein permanenter Vorwurf für uns. Meine Verwandten, die Kreise der Bekannten verwundern sich, daß wir bei unsern Verhältnissen den nächsten Verwandten nicht besser versorgen. Ja, auf uns, besonders auf mich richtet sich das Gerede, als wäre ich eine Schwiegertochter, wie Goneril eine Tochter Lears."

„Es ist Mitternacht, meine Allerbeste," erwiderte der Alte zornig. „Es ist nicht die Zeit standesmäßige Unterscheidungen vorzunehmen und ich gebe Ihnen nochmals zu Protocoll, daß man mir verschiedene Male Beförderung zum Postdirector angeboten auf der hohen Verwandtschaft Vermittelung hin, daß ich auf Verwendung der besagten Verwandtschaft hin gegenwärtig Postrath und was weiß ich sein könnte. Ich habe es aber abgelehnt, weil mir diese Stellung lieb ist und weil ich, wie Jederman weiß, von der alten Garde der Postbeamten bin, die Nichts gelernt haben, als Schreiben, Rechnen und Geographie und nicht, wie die jungen Herren mit Gymnasial-Absolutorien dienen können. Was sollte ich in der

höhern Stellung, die ich nicht ausfüllen kann? Sollte ich, nur um den Hochmuth und das Standesgefühl der Verwandtschaft zu befriedigen, noch auf meine alten Tage unredliche Carrière machen? Ich aber habe vor meinem Dienst und vor der Post zuviel Respect. Was ich nach meiner Herkunft, nach meiner Bildung nicht leisten kann, das nehme ich auch nicht an, denn ein Stellesucher bin ich nicht, ein Streber war ich nie. Mein Gehalt genügt mir und meiner Frau, daß aus meinen Söhnen Etwas Tüchtiges geworden ist, freut mich, aber im Übrigen habe ich die Ehre zu sein der Oberpostschreiber für declarirte Werthsendungen Bredow. Wenn das der Verwandtschaft nicht hoch genug ist, so bedaure ich man nicht dienen zu können, meine Gnädige."

Eben wollte der Major ein begütigendes Wort sagen, als eine Reihe von Herren und Damen herantraten. „Wir besprechen das ein ander Mal, lieber Vater", sagte der Major rasch. „Da kommen eben die Verwandten. Ich müßte Dich vorstellen. Ich weiß nicht, ob Du —"

„Na nu — man' raus!" rief der Alte tief verletzt. „Denkst Du, es wird Dich etwas schaden, wenn Du mir in dem Jesichtspunkt von die hohen Herren und Damen stellst? Ist das der Dank, daß ich mich mit Deiner Mutter, als du noch ein Lausejunge warst, den Bissen vom Munde jespart, daß Etwas Ordentliches aus Dir werden soll? Na, da soll man doch mal 'ne olle Bombe platzen! Denkst Du, weil Du da die Achselklappen trägst, Du wärest sammt Deiner vonadeligen Frau Jemalin zu jut für Deinen Vater, dem Oberpostsekretär, der Werthsendungen declarirt? Ich aber declarire Dir zu Protocoll, daß dies das letzte Mal war, daß Du Deinen Ollen die Ehre jehabt hast vorjestellt zu sein. Ich sage mich los von Dir und dem hochadeligen Pack, und werde für mich alleen in die Erde beißen. Ik habe man die außerordentliche

Wonne mich Ihnen mit allergrößter Verachtung zu empfehlen, meine Herrschaften!"

Er hatte diese Worte vor den versammelten Verwandten zornglühend abwechselnd dem Major und seiner Frau in's Gesicht gesagt und schritt in tiefster Erregung fort, indem er ohne Weiteres den Betroffenen den Rücken kehrte. Frau Hedwig stand in schwerer Verlegenheit da, denn sie sah sich mehr noch durch den ehrlichen Berliner Dialect, den der Alte plötzlich losgelassen, als durch den Inhalt seiner Worte compromittirt.

Man sah einander staunend an, doch verlor Niemand ein weiteres Wort. Frau Hedwig versuchte zu lächeln, aber es wollte nicht recht gelingen. Endlich fand sich ein gleichgültiges Gesprächsthema, man verließ die Halle, um draußen auf dem Platze sich gegenseitig zu verabschieden und in die bereitstehenden Equipagen zu steigen. Bald fuhren die Wagen mit dumpfem Rollen nach verschiedener Richtung auseinander und in der Ferne der Straßen verschwanden ihre Laternen und verhallte das Dröhnen der Fahrt. —

Bredow war rasch in sein Bureau geschritten und saß schon geraume Weile über die großen Controlbücher gebeugt. Durch seine Hand wanderten die aufgespeicherten Werthbriefe, die in den offenen Fächern des Gestelles über dem Pulte sortirt wurden. Eine Weile hatte der Alte so emsig gearbeitet und mit der Feder oftmals zornig über das Papier gekratzt, als er plötzlich vom Stuhle aufsprang und zu dem Elèven hinschritt, der noch immer schlief. Er weckte ihn rasch und heftig, und als der junge Mann aufgesprungen war, winkte er ihn zu seinem Bureau. Er setzte sich wieder hin, während der Jüngere verwundert und harrend neben ihm stand, und begann wieder zu schreiben und zu controliren.

„Na, nun geben Sie mal Achtung," sagte er unter der

Arbeit. „Sie sollen blos man mal zusehen, Herr Elève. Was ist denn das, was ich da jetzt thue?“

„Ich denke, Sie controliren Werthsendungen!“

„Allerdings,“ sagte der Alte heftig. „Allerdings! Da, sehen Sie den Werthbrief 'mal jenauer an! Poststempel? Kommt aus der Kaiserstadt Wien. Der hier stammt seiner Jeburt nach aus Meiningen! Frankfurt hier! Koburg! Halle! Leipzig! dahier, dahier een kleenes Nest irgend wo in Süddeutschland! Jetzo jehn wir in's Ausland. Da haben Sie die italiänischen Briefmarken mit Seiner Majestät König Humbert! Da England! Scheint auf Umwegen hierher jerathen. Konstantinopel, kommt über Wien, wird eine Ersparniß sein von irgend Einem deutschen Beamten, der sein Jeld an seine Olle schickt! Na nu — jetzo kommt China in's heiße Jefecht! Japan! Wird'n deutscher Herr Professor sein an der japanesischen Universität, der ooch een paar flügge Brieftauben und Eier darin an seine Mutter schickt. Ist ooch über Wien jeflogen. Na, was denken Sie sich man dabei, Herr Elève?“

„Dabei läßt sich viel denken, z. B. daß die Welt groß ist.“

„Wenn Sie man weiter nichts jelernt haben auf Ihrem Gymnasium, da soll doch een olles Höckerweib sich in Ihnen verlieben. Sie laboriren an einer Art von Jedanken-Verschleimung wie das janze junge Volk! Ik bin Sie man blos 'n oller Schreiber und verstehe blos so'n bisken Geographie, aber, was die Post anbetrifft, so habe ich Ihnen een janzes Rudel von Jedanken in meinem Leben jeworfen. Dat die Welt jroß ist, dat ist ooch so 'ne öffentliche Anlage, wo die jemeinsten Schusterjungen herumlaufen. Wissen Sie, was das ist, so 'ne Anlage?“

„Ein Gemeinplatz, vermuthe ich, Herr Oberpostsekretär!“ versetzte der Elève in reinem Hochdeutsch, wobei er mit Würde lachte.

„Also!“ fuhr der Alte fort. „Was aber keen Thierjarten ist, das will ich Ihnen sagen. Da ist een Brief aus Indien an die Redaction der ‚deutschen Rundschau‘ auf die Margarethenstraße. Die Handschrift kenn' ich ooch schon, denn die hab ich so mannigmal von Jena aus in der Hand jehabt und was wird's man sein? Es wird der Ernst Häckel sein, der die Menschen aus unserm zoologischen Jarten jeboren sein läßt und der eene kleene Spritze nach Vorderindien macht. Die Handschrift kenn ich ooch! Das ist een berühmter Dichter, der eene Werthsendung, nämlich in Manuscriptpapier, an die ‚Jegenwart‘ schickt. An den seligen Auerbach und an Spielhagen hab ich ooch schon 'ne janze Schaafheerde von Briefen in der Hand jehabt. Das marschiert Alles da hinüber in's Jeheimraths-Viertel, nach der Heydtstraße, Hohenzollernstraße, Lützowufer, Kaiserin Augustastraße, denn die Herren von der Poesie und der Malerei sitzen Alle da drüben uf eenen Trippel, wie die Wanzen in der Bettstatt. Na, und können Sie sich nun vorstellen, warum ich Ihnen aufjestäubert, Herr Elève?“

„Mir Unterricht in deutscher Literaturgeschichte zu ertheilen, vermuthe ich!“ sagte der Elève, ein wenig geärgert, daß er um seinen Schlaf gekommen war.

„Für die deutsche Literatur interessire ich mir nicht weiter, als sie durch meine Hände geht,“ sagte der Alte heftig. Mir ist eene neue Telephoneinrichtung und ein neuer Viaduct über die Spree und die Dächer der Stadt weg 'ne viel jrößere Erfindung, als die verschraubten Maschinen vor die Phantasie, wo sie Novellen und Romane nennen. Wenn die Herren ihre Erfindungsgabe dazu verwenden wollten, neue Dampfmaschinen und eenen haltbaren Flugapparat zu erfinden, so würden sie 'ne jrößere Ehre für unsre Berliner Industrie sein, als mit die Fabrikation von Erzeugnissen für

die Papiermühlen. Es ist nur gut, daß die Herren da sind, daß die Druckereien und die Papiermühlen jedeihen, jedenfalls lösen sie man auf die Weise die sociale Frage besser, als durch ihre Jedanken darüber. Was mich interessirt, ist die geographische Wissenschaft, sowie die Industrie, das Militär und die Manöver auf der Hasenhaide, die Politik und die Schifffahrt auf der Spree, sowie die Eisenbahn und die internationalen Jeflügelausstellungen. Und jetzt will ich Ihnen man sagen, warum ich Sie jeweckt habe, junger Mann. Was sind Sie von wegen Ihrem Metier?"

„Postelève."

„Allerdings! Und das müssen Sie mit dem janzen Stolze Ihres Spaniens sagen, wie Schiller sagt in seinen Räubern. Een Postbeamter, zumal Eener, der's nicht weiter gebracht hat, als bis zum Oberpostsekretär, ist unter uns gesagt eegentlich dat Allerjroßartigste, wat die joldne Abendsonne bescheint. Erstens sind Sie 'n friedlicher Vertreter der Reichseinheit. Sprechen Sie man 'mal das Wort aus: ‚Reichseinheit'!"

„Reichseinheit!" sagte der Elève.

„Ja wol, und nun denken Sie man darüber nach, was das bedeutet: Reichseinheit. Ich sage Ihnen da könnte man Bücher drüber verfassen. Sie sind also ein Vertreter der Reichseinheit wie die janze Post das wichtigste und jroßartigste Mittel für die Einheit des Reiches ist. Das Militär ist blos so lange uns ebenbürtig, als wir bis an die Zähne bewaffnet sein müssen, aber die Zeit wird vorüberjehn und dann sind wir von der Post die Ersten. Es ist nun ee'ntlich 'ne imponirende Thätigkeit, die Sie als Postbeamter haben. Ich schreibe freilich blos hier bei der ‚Geldabfertigung' und declarire Werthsendungen, aber ich bin nicht nur äußerlich ein Vertreter der Reichseinheit, sondern dat janze Reich und sein jesammter Reichthum dazu geht

durch meine Hände, respective die Hände der Herren Collegen. Denken Sie man mal nach! Sie sind ee'ntlich der wahre Schicksalsengel und ich habe nur immer die Briefträger beneidet, denn die sind ee'ntlich noch viel jroßartigere Menschen, als wir höheren Beamten. Alle Schicksale der Menschenkinder gehn durch unsre Hände, alle Geburtstags- und Neujahrswünsche, alle Briefe und ihr Inhalt, alle Manuscripte und sie enthalten Summa Summarum in Worten das ganze menschliche Leben. Was ist der Mensch, wenn er für sich allein ist und wenn er allein lebte wie der selige Adam, als seine Frau Jemalin noch nicht auf der Welt war? Was ist der Mensch? Een oller Tannenboom, in dem der Wind und das Wetter herumfährt und wenn eene Kiefer wie draußen auf der Jungfernhaide oder im Spandauer Forst drei Schritte weit steht, der olle Tannenboom kommt nicht vom Flecke und ist fest in seinen Sandboden eingerammelt wie 'ne Pallisade in den Schanzgraben. Er weiß nichts von der Kiefer und ist so dumm in seinem janzen Inneren, wie een Stück Holz und hat eene langweilige Existenz. Das ist also der Mensch, wenn er nur Einer wäre. Es sind aber viele Menschen und was wären sie, wenn wir Postbeamten nicht wären? Jetzt können sie alle ihre Gedanken austauschen von Hinterindien bis Vorderindien rund um die Erdkugel und der Austausch der Meinungen das ist die Seligkeit und das Große auf der Welt. Denn der Mensch, wenn er allein wäre, wäre nur eine todte ausgebrannte Schlacke wie der Mond, aber nun jeben Sie 'mal Acht, junger Mann! Im Mondschein gehn wir gern spazieren und was ist denn das, daß es uns so selig da wird? Der dumme Mond ist ja man nur eene olle ausgebrannte Gaskohle aus dem lieben Herrgott seiner großen Schmiedewerkstatt oben am Himmel. Der alte Herr schmiedet da oben wie drüben bei Borsig in Mojabit die Eisenhämmer,

denn dat janze Himmelsjewölbe ist ja man ooch nur eene jroße Industriewerkstatt wie unser Berlin. Na ja, da sitzt also man der Schöpfer, oder wer es ist, und schmiedet riesenhafte unsichtbare Ringe, in denen die sichtbaren Sterne aneinanderjereiht wie die Perlen einherrollen und es ist een Dampf un Wrasen und een Feuer und die Kometen spritzen allemal wie feurige Funken herum, hast de nich jesehen, hundert Milliarden Meilen weit. Also und der Mond is man ooch nur eene herunterjefallene ausjebrannte Gaskohle und wie kann nur so 'ne olle brandige Schlacke uns bejeistern un selig machen? Und doch haben die Herren von die Literatur den ollen Mond seit Jahrtausenden anjesungen! Un noch was! vorhin bin ich draußen in der Halle un die electrischen Flammen leuchten und es is mir janz jroßartig zu Muth, als ging ich unter freiem Himmel in der schönsten Mondnacht. Ich hätte ein Jedicht machen können auf die Halle und die electrischen Flammen wie Joethe auf den Mond. Es ist ja aber auch nur Kohlenspitzenlicht von electrischem Strome durch Drähte und Batterien in Schwefelsäure hervorjebracht. Na, und warum machte der Mond, die olle Schlacke, mich doch so selig? Weil er nicht allein ist, der Mond, sondern weil ich, Oberpostsekretär Bredow, mit meinen Augen hinaufblicke, weil wir also ihrer Zwei sind. Was bin ich denn? Een oller Kadaver, der einst faulen wird, wird nicht mehr lange dauern! Bin also eegentlich für mich allein ooch Nichts Besseres, als der Mond. Aber jetzt sind wir man ihrer Zwei und es wird Etwas Drittes daraus, een neuer Mond, der nicht eene olle Schlacke ist, sondern een heiterer, holder Stern, den man besingen kann und das ist in Wirklichkeit der richtige Mond, der wahre Mond, der uns selig macht, als wär's der liebe Gott selbst. Es ist aber eene Poststation vorhanden zwischen uns Beiden und wird das wol

das Auge sein. Und so ist zwischen mir und den electrischen Batterien ooch 'ne Flamme entstanden und 'ne Halle, die so jroßartig ist, wie der Himmel selber, weil sie Numero drei ist aus dem ollen Leichnam Oberpostsekretär Bredow, der einst faulen wird und der ollen Schwefelsäure und den eisernen Balken. Was ist nun aber ein rechter Postbeamter? Er ist die Poststation respective dat Ooge für die ganze jroße Menschheit und ihre Meinungen und er sorgt dafür, daß das jroße Dritte, welches der wahre Jacob ist im irdischen Leben, überall entstehe. Dat jroße Dritte aber ist das Reich! So, das wollte ich Ihnen sagen und nun jehen Sie man und legen Sie sich auf's Ohr und schlafen Sie man weiter. Zuletzt schlafen wir Alle wieder ein, nachdem man uns ufjestänkert hat, damit wir den Mond Nr. 2 aus der ollen Gaskohle machen, den heiteren Mond!" — Der Postelève hatte den Alten nur halb verstanden, kehrte um und wollte kopfschüttelnd sich niederlegen. „Halt, Sachse!" schrie da plötzlich der Oberpostsekretär. „Noch eins! Ich wollte Ihnen nur jesagt haben, daß es in seiner Art keinen höheren Stand jiebt, als ein Postsekretär zu sein, und wenn Sie hochadelige Verwandte haben, die Ihnen verachten, weil Sie nur een Postelève sind, so sagen Sie sich von ihnen los und wenn's Ihre Kinder wären und trösten Sie sich mit dem Mond und der Poststation. Es ist mein Stolz, daß ich jrau jeworden bin in diesem Dienst und nun sollen mich für den Rest meines Lebens die adeligen Frau Schwiegertöchter ungeschoren lassen. Verstanden?!"

Der Elève stand verdutzt da. „Na, schlafen Sie nur!" sagte der Alte plötzlich besänftigt. Er hatte seine Aufregung gehörig ausgearbeitet und neigte sich wieder über seine Arbeit, um bis zum frühen Morgen kaum aufzusehen im Dienste für sein einiges Vaterland. Der Elève hatte sich kopfschüttelnd nieder gelegt und schlief. Allmählig dämmerte der Morgen

über den Dächern, die Sonne stieg feierlich glühend empor und als bereits in den Straßen der Lärm des Morgens begann, wandelte endlich der Oberpostsekretär nach vollbrachter Arbeit heim, um in einem hohen dunklen Hause mit Bogenfenstern und Bogenthor drei Treppen hoch seine Wohnung und den Schlaf zu suchen, den er Vormittags nach dem Nachtdienst sich zu gönnen pflegte, um den freien Nachmittag zu Wanderungen durch die Residenz zu benützen. Das Haus, in welches er eintrat, trug die Hausnummer 173 auf der betreffenden Straße.

Zweites Kapitel.

Am Nachmittage unternahm der greise Oberpostsekretär mit seiner Frau einen Spaziergang nach dem Kreuzberge. Er pflegte auf der niederen Höhe angelangt ein paar Mal im Kreise um die Spitzsäule und ihren Unterbau mit den Festungsquadern herumzuschreiten, während die dicke Frau Gemahlin ein Stückchen hinter ihm drein keuchte. Während er mit großer Würde und Gravität sich dann gegen die Stadt wendete und wie ein ergrauter Feldherr einen musternden Blick über die Stadt, über die Fabrikessen, die Eisenbahnen, über die Dachfirste, belebte Straßenreihen hinauf warf und die Hand über der Brust in die Weste steckte, suchte die Frau Oberpostsekretär ihren Opergucker hervor und kritisierte durch's Glas schauend die Stadt und was ihr gerade einfiel von Neuigkeiten, die da unten im Getriebe der Millionen vorge-

fallen waren. Nach diesem Naturgenuß schritt dann das Pärchen wieder hinunter und wandelte nach einer der Restaurationen in der Nähe. Hier wurde zunächst eine Tasse Kaffee genossen, wozu der Alte seine Zeitung las, während die alte Dame einen Strickstrumpf vorzog und den schweren Kaffee gelegentlich mit Wasser verdünnte. Auf diese Weise kam sie sehr billig zum Genusse von zwei Tassen Kaffee, während er mit einer sich zu begnügen pflegte, die er aber unverfälscht genoß, zumal dreißig Pfennige Preis dem Genuß besonderes Gewicht gaben. Diese Tasse Kaffe pflegte Beide mindestens 1½ Stunde friedlich am Tische zu halten und es erging nach dieser Zeit an den Kellnerburschen der bekannte Ruf: „Aujust, 'ne kleene Weiße!" Das ungeheuerliche Glas, das mehr einem Aquarium, als einem Trinkgefäß ähnelte, gefüllt mit dem sauren Tranke von undefinirbarem Geschmack, wurde aufgetragen und unter manchem „Jott segne de Schifffahrt!" wurden tiefe Züge aus dem Gefäße mit Künst geschlürft. —

Zur selben Zeit strebte aus der inneren Stadt der Rechtsanwalt Friedrich Bredow, ein Sohn des Postbeamten, der sich einer reichen und nährenden Praxis erfreute, hinaus nach den stilleren Gegenden im Westen. Dort war vor alter Zeit ein Schlößchen gelegen, in einem kleinen Parke erbaut im merkwürdigen Stile einer Zeit, die von den Schnörkeln und malerischen Formen des Zopfstiles zum reineren Stile jener Renaissance neigte, welche viele Paläste und Villen der Residenz zu den Zeiten Schinkels erstehen ließ.

Still und friedlich, von dichtem Laube umgeben, lag die schloßartige, zopfige Villa da und spiegelte ihre grotesken Fensterbögen im dunklen Teiche, auf dem Schwäne plätschernd einhergleiten. Der Ruf eines Pfauen unterbrach hie und da die vereinsamte Stille des Ortes. Wo der kleine Park rückwärts ausmündete, war er durch eine Mauer mit Strebe-

pfeilern abgegrenzt und ein Geländer rahmte den freien Blick ein, den man in's vorbeischwellende, dunkle Gewässer der Spree hatte. Drüben über dem belebten Wasser, auf dem die kleinen Spreeschiffe vorbeiglitten, sah man den gemauerten Steindamm eines der vielen kleinen Hafen der Stadt. Ein hoher Krahn ragte in die Luft hinaus, ein Speichergebäude schaute mit offenen Rollthüren über die kleinen Masten der Schiffe hinweg. Packwagen, hochgethürmt mit Waaren, rollten drüben auf dem Pflaster heran und andere verschwanden nach der Stadt. Hie und da kam wol auch ein kleiner Polizeidampfer schrill pfeifend aus der inneren Stadt heran, mit wenigen Personen besetzt, und erregte mit seinen Schaufelrädern heftiger das stillgleitende Gewässer und füllte mit kurzen Dampfwolken die Luft. So lag das Schlößchen mitten im stillen Parke fern vom Getriebe und Lärm der Stadt und schaute doch hinaus auf das rege Leben des Tages. —

Die Besitzer dieses behaglichen Anwesens, der Major Ferdinand von Bredow und seine Frau Hedwig wandelten eben um den kleinen Teich auf dem Pfade. Er führte sie am Arm und mancherlei Gedanken, welche die vergangene Nacht in Beiden aufgeregt hatte, kamen ihnen wieder. Beide gedachten unwillkürlich, da sie stumm miteinander promenirten, ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Der Sohn des greisen Oberpostsekretärs, der selbst schon ein Mann von mehr als vierzig Jahren war, hatte ein seltenes Glück bei seltener Tüchtigkeit im Leben gehabt. Als der große Krieg, welcher das Reich begründete, gegen Frankreich ausgefochten ward, hatte er sich nicht nur durch persönliche Tapferkeit hervorgethan als Hauptmann bei der Artillerie, sondern auch durch Umsicht und technische, reiche Kenntnisse die Aufmerksamkeit aller Vorgesetzten auf sich gezogen. Noch während des Krieges avancirte er. Später hatte er sich neben dem

practischen Dienst der militärischen Schriftstellerei und der geistigen Förderung, Vertiefung, Vervollkommnung der Kriegswissenschaft gewidmet. Auch hier hatte er mancherlei Erfolge erzielt. Man hatte ihn vor ein paar Jahren, als die ersten bangen Streitigkeiten mit Rußland diplomatisch ausgefochten wurden, an die östliche Grenze des Reiches commandirt, wo die Heeresleitung seinen technischen Untersuchungen mancherlei Kenntniß verdankte. Nichtsdestoweniger ergaben es die Verhältnisse, daß er in St. Petersburg, wohin er später, als man zwischen den Regierungen und Völkern wieder zu vermitteln suchte, der höchsten Auszeichnung durch den russischen Czaren gewürdigt ward. Diese Umstände und die Verleihung eines Ordens, an dem der Adelstitel haftete, durch einen süddeutschen König, für wissenschaftliche, geistige Verdienste, den zu tragen der Kaiser genehmigte, hatten ihn auch äußerlich seiner Gemahlin ebenbürtig gemacht. So war er innerlich geistig gerüstet für den großen, schweren Kampf der Völker, der drohend wie eine Gewitterwolke über Europa liegt, der das Schicksal des Reiches entscheiden wird, mag er früher oder später ausbrechen und unter dem Brüllen der Kanonen verkünden, ob die Nation würdig war den stolzen Namen des Reiches anzunehmen.

Eine seltene Frau war Frau Hedwig. Sie war die Tochter eines märkischen Adelsgeschlechtes. Die Schicksale wollten es, daß sie in die Erbschaft großer, weiter Güter im Osten eintrat als ein völlig alleinstehendes Mädchen, denn die Eltern waren Beide gestorben. Als sie mündig genug war nach eigenem Willen über ihre Hand zu verfügen, reichte sie dem Bürgerlichen aus freier Liebe ihre Hand und keine Intrigue der Verwandtschaft, keine Verwunderung der Welt hatte jemals vermocht, daß sie ihrem Gemahl auch nur die leiseste Andeutung über das äußerlich ungleiche Verhältniß

machte. Niemals hatte der Major gefühlt und zu fühlen Ursache gehabt, daß er nicht ein Wesen geheirathet, welches ihm nur Liebe entgegenbrachte. Als jene Ordensverleihung aber den Major auch äußerlich ebenbürtig machte, trat im Verhalten der Frau ein merkwürdiger Umschwung ein. Sie begann, was früher nie der Fall gewesen war, sich der Verwandtschaft mit den Eltern des Mannes leise zu schämen. Vergeblich fragte sich der Major, wie er sich das zu erklären habe, bis sie ihm selbst einmal gestand, sie fühle sich durch seine Standeserhöhung selbst erhöht und nun wisse sie nicht, wie es komme, daß sie nach solcher Beförderung auch hochmüthig werde und wie ein Parvenu sich auf einmal der Verwandten schäme. Der Major hielt es für Scherz und sie trug es ihm auch scherzhaft vor. Er küßte sie, gerührt von dem zarten Zuge dieser tüchtigen Frauenseele, aber — so merkwürdig ist das menschliche Herz — auch ihn überkam zu Zeiten von nun an ein Gefühl, das er redlich sich mühte zu unterdrücken und das ihn doch schwer empfinden ließ, wie der Vater keine Beförderung hatte annehmen wollen und — nur ein Oberpostsekretär zu bleiben für seine Ehre hielt. Die vergangene Nacht nun und die Scene auf dem Bahnhof hatte diese Gefühle zu bewußtem Ausdruck gebracht und mit schmerzlichen Ahnungen schritt das Ehepaar sinnend und stumm nebeneinander um den Teich und blickte anhaltend auf die kreisenden Schwäne und die verworrenen Linien, welche die stolz Schwimmenden in's Gewässer zeichneten. —

Einige Straßenburschen hatten sich vorn auf der Straße hinter der Gitterthüre aufgestellt und beobachteten die Leute im Garten. Auf einmal schrie ein Junge laut herüber: „Madamken, he, Madamken! Warum spuken Se denn de Schwäne da uf de Köppe?“ worauf die gesammte Gesellschaft

unter lautem Johlen auseinanderstob und weiterging auf der Straße. Der Rechtsanwalt, der eben herankam, hörte noch einen Jungen mit frechem Triumphe sagen: „Na, hat die aber jespukt!“ womit der Freche nicht etwa das Wort in derselben Bedeutung verstand, wie das erste Mal, sondern folgendermaßen: Das erste Mal hatte er sagen wollen: Junge Frau, warum haben Sie denn Langeweile am Teiche? das zweite Mal aber: Na, die hat sich gründlich geärgert! Und der Flegel hatte Recht. Frau Hedwig zog rasch ihren Arm aus dem ihres Mannes und sagte: „Welch ein gemeiner Dialekt! Welch ein gemeines Volk! Du glaubst nicht, Ferdinand, wie mir es zuwider ist, diese pietätlosen, schwatzenden, ewig malitiösen Menschen um mich zu sehen. Welch ein andres Volk, das auf unsern Gütern! Welche tüchtigen, ehrlichen, treuen Seelen und hier diese charakterlosen Possenfabrikanten! Wie mich gestern es kränkte, daß Dein Vater selbst im höchsten Zorne aus den gewiß ehrlichen Gefühlen seiner Seele eine Posse machte! Warum konnte er nicht einfach und ehrlich nur das sagen, was ihn kränkte, warum mußte er den greisen Hanswurst spielen. Ich gesteh Dir's, es hat mich sittlich gekränkt, tief verletzt, daß er sich dieses schlodderden Jargons bediente, denn ein Hauch der Unwahrheit liegt darin, die selbst das eigene Gefühl, den eignen Zorn nicht achtet und belügt. Ich bin stolz, daß ich eine Preußin bin, eine Märkerin, aber ich schäme mich ehrlich des possenhaften Volks, das diese Stadt bewohnt. Was Preußen groß gemacht hat und Norddeutschland, ist die treue innere Ehrlichkeit des Volkes; dieses Berliner Volk aber redet eine unehrliche Sprache!“

„Ich glaube, Du thust der Bevölkerung Unrecht, liebe Frau,“ meinte der Major. „Gewiß ist Etwas Wahres an Dem, was Du sagst. Es ist eben eine Großstadt. Aber gerade

dieses Originalvolk, das Du possenhaft nennst, wird mehr und mehr ein absterbendes Geschlecht. Schon längst ist der größte Theil der Stadtbewohner eine Gemeinde, die aus allen Gegenden des Reiches sich zusammenfindet. Selbst der Dialect, den dieses Volk redet, seine Redensarten und Einfälle, sind zumeist nichts Autonomes mehr. Du glaubst, es sei so Manches Eigenthum Berlins, was in Sachsen, was in wendischen Gegenden, was in Böhmen sogar seine Heimath hat. Seit alten Zeiten mögen die Schifferknechte eine Fülle von Bildern, Vergleichen und Redensarten auf der Spree herangefahren haben und so findest Du jetzt in der Sprache Berlins die verstümmelte Vereinigung von originellen Einfällen des ganzen deutschen Volkes und, was der Berliner dazuthut, ist nur die Aussprache und eine gewisse Vivacität und kritische Pietätlosigkeit des Großstädters, die er mit allen Bürgern moderner Millionenstädte gemein hat." Der Major wollte weiter reden, als eben sein Bruder, der Rechtsanwalt, im Garten herankam. Das Ehepaar ging dem Ledigen entgegen und Hedwig begrüßte ihn:

„Seien Sie uns willkommen, lieber Schwager. Es ist gut, daß Sie da sind. Wir haben Vieles zu besprechen miteinander."

„Ganz mein Fall," erwiderte der Rechtskundige. „Auch ich komme, um Ihnen eine Neuigkeit zu melden und Ihre Meinung darüber zu hören."

„Sie machen uns begierig," sagte die Frau, während die Brüder sich stumm die Hand drückten. Man ging ein wenig auf und ab von gleichgültigen Dingen redend, bis Hedwig die Männer plötzlich zu einem Imbiß einlud. Zwar meinte sie, es sei eigentlich die Zeit den Kaffee zu nehmen und er stünde auch zur Verfügung, aber es sei ihr Etwas eingefallen, was nur beim Glase Wein erörtert werden könne.

Man begab sich an's Ufer der Spree, wo das Geländer die Mauer gegen das Spreebett krönte. An einem schattigen Platze unter einer großen Rüster befanden sich elegante eiserne Stühle und Sessel und ein Tisch, den der Diener mit Erfrischungen auf Geheiß belegt hatte.

Als die Brüder und Hedwig sich am Tische niedergelassen hatten und die gefüllten Weingläser vor den Dreien standen, sagte Hedwig mit vornehmer Anmuth zum Rechtsanwalt:

„Mein lieber Herr Schwager, ich hätte eine Bitte an Sie. Lassen Sie mich das Nöthige vorausschicken. Gestern Nacht kommen wir wieder von unseren Besitzungen hier an und treffen nach Mitternacht meinen greisen, guten Schwiegervater, Ihren Vater, auf dem Bahnhofe an, wie er beim Nachtdienst der Post thätig ist. Sie wissen, wie lieb uns Allen wäre, wenn er sich hätte pensioniren lassen oder die angetragenen Beförderungen angenommen. Es ging mir zu Herzen den alten Herrn so spät in der Nacht schlaflos sehn zu müssen und — ich bin eine Preußin. Ich wurde hochmüthig, weil ich gerührt und bekümmert war. Mein Mann versteht mich und trägt es mir nicht nach, daß ich gegen Ihren Vater zu commandiren mir herausnahm. Ich habe ihm Vorwürfe gemacht und bin Schuld, daß der Vater tief gekränkt war, mir eine Reihe von starken Liebenswürdigkeiten sagte und endlich sich von mir und meinem Manne im Zorn und Ernst lossagte, lossagte für immer. Es schmerzt mich, es schmerzt meinen Mann und wir wissen nicht, was thun. Und da nun hier unter den nächsten Verwandten ein trauriger Zwist ausgebrochen ist, da ich schmerzlich empfinde, daß Ihr Vater vielleicht nie zu versöhnen ist, so habe ich eine Bitte an Sie. Ich sage Sie und sollte doch sagen: an Dich! Wollen wir uns Du nennen und Brüderschaft trinken? Es würde mich trösten, wenn ich hier das verwandtschaftliche

Band auch äußerlich enger knüpfen könnte, da ich Schuld am Zwiste mit dem Vater bin."

„Du bist ein gutes, ehrliches Weib!" sagte der Major und küßte seiner Frau die Hand.

„Mich wundert es nur, daß wir uns nicht schon längst duzen, Frau Schwägerin!" sagte der Rechtsanwalt. „Es ist brav von Ihnen, daß Sie's dem Major von der Artillerie nicht mehr allein gönnen, das holde Du. Trinken wir also unter Brüdern Brüderschaft."

Die heitere Ceremonie wurde ausgeführt, die Gläser klangen aneinander und Hedwig sagte:

„Ein holdes ‚Du' ists nun zwar nicht unter uns, sondern ein ganz trockenes brüderliches, lieber Schwager. Du mußt in Zukunft bedenken, daß Du das holde ‚Du' — welches eine ganz besondere Nuance des Duzens ist, Deiner zukünftigen Braut aufzuheben hast, welche Dirs nicht minder hold nuancirt zuflüstern wird. Das liegt noch Alles vor Dir und Du siehst, wie viel Du noch zu lernen hast, trotz Deiner achtunddreißig Jahre. Siehst Du wol, solche Dinge sagt man einander, wenn man sich duzt, sofort. Ihnen hätte ich das nicht sagen dürfen — aber Dir sag ichs und Du siehst, daß ich mich gar nicht fürchte Dich Du zu nennen!"

„Ich auch nicht, meinte der Rechtsanwalt heiter. Denn das erste, was ich Dir sage, liebe Schwägerin, ist, daß das holde „Du" bereits vergeben ist von mir und ich in der That auch nur ein ganz trockenes, brüderliches zur Verfügung habe! Du siehst also, daß Du beim ersten Du auch geschlagen bist. Sie, liebe Schwägerin hätte ich nie zu schlagen gewagt, aber Dich schlage ich sofort!"

„Halloh! sagte der Major. „Bist Du gefangen? hat Dich Eine? hat sie Dich?"

„Etwas Überraschenderes konnten Sie uns allerdings

nicht melden beim ersten Du!" sagte Hedwig unwillkürlich ernst und frappirt.

„O Eva, Eva!" rief der Major heiter. „Wenn's vom Heirathen handelt, da werden Sie sofort uns Männern wieder fremd und die Brüderlichkeit ist im Umsehen vergessen."

„Dachte ich's doch, daß das sofort eine Entfremdung herbeiführen würde zwischen uns, Frau Hedwig. Aber ich lasse Dich nicht frei, Schwägerin!" sagte auch der Rechtsanwalt zugleich mit dem Bruder. Man neckte einander noch eine Weile in dieser heiteren Art, während der Rechtsanwalt überlegte, wie er das Nähere der Nachricht, das Mancherlei enthielt, was weder den Bruder noch seine Frau nach ihrer Natur erbauen würde, wie er wußte, möglichst diplomatisch mittheilen könnte. —

Vor dem inneren Auge des Rechtsanwalts schwebte das Bild eines schönen jungfräulichen Wesens. Schwarz waren die langen, gerollten Locken, die über die Schultern der Geliebten frei herabrollten, schwarz die feingeschwungenen Augenbraunen. Eine Adlernase von edler Form kennzeichnete die Jüdin, und die guten und ernsten Augen des Mädchens sprachen ihm in seinen Träumen von treuer Liebe und selbstloser, opferfreudiger Anhänglichkeit. Sie war die Tochter eines israelitischen Fabrikherrn, der aus Schwaben vor langer Zeit nach dem Norden übergesiedelt war, eines der schönsten kunstgewerblichen Locale auf einer der Hauptstraßen Berlins besaß und zu gleicher Zeit eine Fabrik leitete, in der kunstvolle Gefäße, stilvolle Luxusartikel zum Zimmerschmuck gearbeitet wurden. Der Rechtsanwalt hatte die Familie des Fabrikanten kennen gelernt, die noch alten jüdischen Gebräuchen und Sitten huldigte. Seit einiger Zeit hatte er auch im Hause des Mädchens verkehrt, das er bald in herzlicher, wechselseitiger Liebe sich gewonnen; er hatte mit Vergnügen

das strenge, einfache, patriarchalische Familienleben des Hauses kennen gelernt, hatte an der schalkhaften Gemüthlichkeit des Fabrikherrn, an der häuslichen, durchaus anspruchslosen Haltung der Mutter seine herzliche Freude gehabt und sich in der That nicht nur in das Mädchen, sondern auch in den kunstsinnigen Vater, in die Mutter, in die harmlosen Verwandten verliebt. So manche herzliche, ebenso bescheidene wie schalkhafte Gewohnheit, die Kenntniß und Beobachtung der keuschen Sitte in diesem Hause und in den Häusern verwandter Israeliten hatten ihn in der That zugleich in seinem Mädchen das Judenthum selbst nicht nur achten, sondern dermaßen lieben gelehrt, daß er sich nirgends auf der Welt traulicher und gemüthlicher fand, als wenn er seiner schwarzen Emma Eva gegenüber saß am wohlbesetzten, häuslichen Abendtische, wenn er ihre guten Blicke auf sich ruhen und die Mutter mit stillem Stolze der Geschäftigkeit ihn bewirthen sah, während der Herr des Hauses selbst gern vom Gewinne des Geschäftes sprach, mit ihm, da er sich für's Kunstgewerbe interessirte, manchen Plan eines neuen geschmackvollen Gefäßes besprach, das er arbeiten lassen wollte und in der anspruchslosen Sicherheit eines reichen Mannes nie seine Freude am materiellen Gewinne verhehlte. Und doch war nichts vom Geiz, vom Schacher, von der Habsucht in dieser Familie zu bemerken, Eigenschaften, die man sonst wol den Juden damals mit Recht vorwarf. Denn zu jener Zeit waren Rußland wie Deutschland, nicht zum wenigsten die Reichshauptstadt selbst, der Schauplatz einer unerhörten Feindschaft der Raçen gegen das jüdische Volk. Judenhetzen geschahen allüberall, Mißhandlungen von Israeliten erlebte man sogar in Berlin und Volksredner schürten die Wuth der Massen gegen die Kinder Israels. Obwol nun der Rechtsanwalt keineswegs geneigt gewesen war sich die Schäden, die in der

jüdischen Mitbürgerschaft lebten, zu verhehlen, so hatte er doch in diesem Hause eine jüdische Familie von so menschlicher, liebenswürdiger und tief keuscher Sitte kennen gelernt, keusch in Gedanken, in Handlungen, wie im Leben, daß er sich aus dem Getriebe der Stadt nirgends lieber hinflüchtete, als zu den Eltern des Mädchens, das er liebte. Gestern nun war es zu einer Erklärung gekommen zwischen den Liebenden, Vater und Mutter und der Bruder Evas hatten gern das Verhältniß der Beiden sich fester schließen sehen und Nichts stand von dieser Seite der Heirath entgegen.

Frau Hedwig wendete sich nach einer Weile mit der bestimmten Frage an den Rechtsanwalt: „Wer ist die Glückliche, lieber Schwager, die sich mit mir seit Kurzem in's freundschaftliche ‚Du' theilt? Du willst mit der Sprache nicht heraus! Hoffentlich ist's keine Prinzessin oder Kammerzofe! Die Eine würde mir zu hoch stehen, als zukünftige Schwägerin und die Andre würde jedenfalls nicht ganz ebenbürtig sein! Bedenke, wieviel ich auf meinen altmärkischen Adel gebe!"

Der Rechtsanwalt suchte nach einer Form, wie er die geforderte Auskunft am Besten ertheilen könnte. Endlich meinte er:

„Ich will Euch Eheleuten eine Geschichte erzählen. Vielleicht kommt ihr am Besten selbst darauf. Ihr wißt, vor alten Zeiten lebte einst ein Mann, dessen Frau Eva hieß. Gerade so nennt sich nun auch zufälliger Weise meine Erwählte. Von dieser Frau stammen alle Völker ab und wie wir hier sitzen, sind wir ja auch nichts Anderes als Evasöhne. Wenn Du, Frau Hedwig, z. B. Adamsohn durch Deinen Mann genannt würdest, Du würdest nicht in andrer Meinung diesen Namen tragen wie der Schwede sich mit Stolz zumeist einen ‚Sohn' nennt, z. B. Sturluson, Erichsohn, auch

Abrahamsohn. Nun — ich bitte unterbrecht mich nicht, — nun stammen von dieser Frau Eva auch zwei Völker ab, die mir immer merkwürdig waren dadurch, daß diese Evasöhne stets etwas ersehnten, was mein geschätzter Herr Bruder von der Artillerie zu schützen seit zwölf Jahren zum eifrigsten Studium seines Berufes gemacht hat. Es stammt nämlich von dieser Eva ein Volk ab, das Jahrtausende alt und doch nie müde ward zu hoffen auf ein Reich und auf einen Messias, der diesem realistisch denkenden Volke ein Reich auf dieser Erde erobern sollte. Der Gedanke an dieses Reich hat dies uralte Volk, trotzdem man es haßte und verfolgte und steinigte wegen mancher häßlichen Eigenschaft, die es von Alters her besaß, seit Jahrtausenden innerlich aufrecht erhalten und ob auch alle Kinder dieses Volkes zerstreut in der Welt, verfolgt und geächtet, seufzen mußten, der Gedanke und die Hoffnung auf ein Reich, von dem ihm die Propheten sagten, einigte alle Kinder dieses Volkes innerlich, ob sie auch durch Zeit und Raum von einander getrennt waren und gab ihnen die innere Kraft, den zähen Widerstandsgeist, die unverwüstliche Dauerbarkeit, die sie alle Gefahren der Geschichte in den Jahrhunderten überwinden ließ. Denn der Gedanke und die Hoffnung auf dies Reich sittlichte innerlich das Volk und weil Jeder sich als ein Kind dieses einigen Reiches, das ja nur eine Idee, ein Gedanke war, als ein Glied einer großen unsichtbaren Gemeinde betrachtete, lebte er keusch und gesund und, trotz vieler Laster und Habsucht, sittlich in tiefster Seele, daß seine Kinder sittlich und gesund mit ihren Kindeskindern wurden.

Es war aber auch und ist ein andres Volk, das Jahrhunderte lang ein Reich ersehnte, ein Reich erbaute, es selbst zerstörte und nun ebenso verachtet von den Völkern war, wie das Volk Israels. Und selbst da dies Volk von Neuem sich

zu einem Reiche geistig verband, selbst da wird es gehaßt von allen Völkern und wie die Kinder Israels will man es steinigen, denn es stehet geschrieben aus dem Munde Jesu Christi, der ein Reich verkündet und uns mahnte Kinder eines Reiches zu werden, daß man um dieses Namens willen von allen Völkern müsse gehasset werden. Mein Bruder sitzet vor mir und er überlegt und sinnt wie er zum Schutze dieses Reichs und des Volkes, das wegen dieses Gedankens, der es vereint, von allen Völkern blutig gefehdet wird, Waffen erschaffe, die mit Donner und Blitz auf weiten Ebenen und von den Bergen den Feind des Reiches und des Volks der Kinder vom Reiche fern halte. Es sind zwei Völker, die man haßt in der Welt und ewig hassen wird, weil sie sich sehnen nach einem Reich und ein Reich erhalten wollen, das deutsche Volk und das Volk Israel. Und sollte ich nun nicht, da man Juden und Deutsche schlägt und steinigen möchte, eine Tochter des andren Volkes, das in unsren Mauern und Häusern mit uns wohnt, lieben und sie zu meiner Frau und Gattin machen?! Meine Braut, liebe Eheleute, ist eine Jüdin und ich denke, Ihr werdet Euch darüber freuen und gern mit mir übereinstimmen. Ich habe Euch keine wohlfeile Toleranzpredigt gehalten, denn man hat ja die Toleranz geächtet; ich habe Euch Etwas Andres gesagt, was über allen Pfaffenlehren und Toleranzpredigten erhaben ist. Wie man den Juden schlägt und ächtet, so wird man den Deutschen schlagen und ächten, wenn er nicht felsenfest zu seinem Reiche steht."

Die Eheleute hatten ihn schweigend angehört. Hedwig erhob sich stolz und langsam: „Eine Jüdin?" sagte sie. „Niemals! Niemals! Ich hasse das Volk. Ich hasse die Raçe. Niemals! Reines Blut, reines Blut! Ich sage, reines Blut! Wenn ich nicht eine Frau wäre, ich würde Ihnen mehr

sagen! Was ist mir Ihr Reich! Die Raçe ist das Reich! Ich hasse das Schachervolk wie die Pest! Sollen wir deutschen Weiber unsere Kinder — o!"

„Mäßige Dich!" sagte der Major nicht minder aufgeregt.

Der Rechtsanwalt fühlte, wie das Blut ihm in die Stirne stieg.

„Die Raçe! rief er. Ja, schlagt sie todt, die Juden, und dann werden die neuen Hunnen euer reines Blut und euer Adelsblut färben und Stumpfnasen werden eure Kinder tragen wie gezeichnete Sclaven."

„Wir wollen sie würgen!" sagte Hedwig mit funkelnden Augen. „Aber eine Jüdin darf nicht in meine Familie! Niemals." —

Sie warf das Haupt zurück und schritt nach dem Hause. Es war, als ob ein Dämon über die drei Menschen gekommen wäre, die noch eben harmlos und freundlich sich verbrüdert hatten. Ein Jeder fühlte, daß Keiner schwächlich geheuchelt hatte oder eine Ausflucht gesucht, sondern ehrlich und finster aussprach, was als ursprüngliches Gefühl in ihm lebte.

„Und Du! Was sagst Du!" frug der Rechtsanwalt bebend den Bruder.

„Ich denke, wie meine Frau," sagte der Major.

„So sind wir Brüder geschiedene Leute!" rief wild der Rechtsanwalt.

„Es schmerzt mich!" sagte der Major mit dem Tone des Schmerzes.

„Narren seid Ihr! Unmenschliche! Schütze Euch der Himmel vor der Zukunft."

„Mein Bruder, ich fühle wie meine Frau. Es ist die

Raçe oder was du willst. Es bäumt sich Etwas auf in mir. Ich fühl's, daß es lebendig ist wie die Natur."

„Lebendig wie die Natur! Und Deines greisen Vaters schämst Du Dich! Und der alte Mann darf sich von Euch lossagen und mit Scherzen könnt Ihr darüber hinweggehen. Auch in mir ist Etwas lebendig wie die Natur, das Dir sagt: Du frevelst an mir und dem Mädchen, das ich liebe, du frevelst an Deinem Vater! Ich werde lernen Euch zu hassen! Meine Verachtung erkläre ich Dir, wie Du hier stehst und das brüderliche Verhältniß zerreiße ich, wie Du das Band der Liebe zum Vater zerrissen. Sage Deiner Frau, was ich Dir gesagt. Ich gehe."

„So thu es!" sagte der Major finster, indem er unwillkürlich die Hand auf den Knauf seines Degens legte.

„Es ist genug!" sagte der Rechtsanwalt, als er das bemerkt hatte, und ging in schwerer Aufregung fort. Den zehnjährigen Sohn des Majors, der eben grüßend ihm entgegen kam, stieß er zur Seite und verließ das Grundstück des Bruders, während der Major ihm schmerzlich und zornig zugleich nachschaute und eine Thräne, die tiefverworrene Gefühle ihm erpreßten, nicht unterdrücken konnte. Er versuchte mit seinem Sohne Paul zu scherzen, aber das Spiel vermochte nicht den heißen Kampf seines Innern zu übertäuben und so schritt er seiner Gemahlin nach in's Haus. —

Es trieb den Rechtsanwalt nach diesen aufregenden Vorgängen mit Macht zur Wohnung der alten Eltern. Hier hoffte er die Freundschaft, die Menschlichkeit und Theilnahme zu finden, die er beim Bruder vermissen mußte. Auf viel verschlungenen Waldwegen des Thiergartens kam er endlich zur großen Hauptallee, auf den Corso der Berliner Welt. Er sprang auf den Wagen der vorüberrollenden Pferdebahn, stieg an der Wendeltreppe auf das Dach des Wagens und

ließ sich gegen das Brandenburger Thor mitfahren, dessen Säulen er von Weitem zwischen der schnurgeraden Baumallee der Straße gegen sich heranrücken sah. Und als er hoch oben über den griechischen Säulen das stolze Viergespann der Siegesgöttin unter dem bewölkten Himmel heraufragen sah und die schönen classischen Säulenhallen näher und näher kamen, als er unter sich die Equipagen von raschen Pferden gezogen heranrollen und Reiter die vornehme Damenwelt der Equipagen grüßen sah, als er die Fußgänger gegen sich heranschreiten, Andere hinter dem raschen Waggon auf den Schienen zurückbleibend überblickte, da hätte er selber auf die Pferde schlagen mögen und rufen: „Nur zu, ihr Stadtgäule! Schinderpferde, nur zu! Es ist keine Raçe in Euch! In unserer Zeit muß man Raçe haben. Schlag zu, Kutscher! Schlag zu, daß sie tanzen und Bockssprünge machen. Seht nur die Raçepferde vor den Equipagen. Wie sie schäumen! Wie sie die Hälse biegen! Lauter reines Blut! Echter Araber das Pferd dort und der Reiter urgermanischer Raçemensch! Schlag zu, Kutscher! Und was für echte Raçe oben das Gespann der Victoria hat! Lebendig ist's wie die Natur — o, es ist ein weises, ein tiefgründiges Jahrhundert. Ein Jahrhundert für Vollbluthengste und ungarische Ochsen! Ein erlauchtes Jahrhundert!"

Der Pferdebahnwagen fuhr bis vor das Thor mit den fünf hohen Durchfahrten unter dorischen Säulen. Hinter den Mauern grünender Gärten der Palais der größten Männer des Jahrhunderts, hinter dem Garten des Reichskanzleramtes und dem Palais des Reichskanzlers rollte nun der Wagen auf der Königgrätzerstraße, die ihren Namen trägt von der Brnderschlacht, die geschlagen werden mußte, damit das Reich entstehe und wieder dachte der Rechtsanwalt:

„Schlag zu, Kutscher! Es ist die Straße des Bruder-

kriegs! Brüder befehden sich, Väter und Kinder befeinden sich! Aber die Raçe ist gewahrt, die Raçe ist gerettet! Reines Blut! Reines Blut! Ja, die Götter mögen uns reines Blut erhalten. Der Mann da drinnen mit der eisernen Stirn, der die Geschicke Europas lenkt und hemmt zum Frieden, er mag wol auch oft träumen wüste, unheimliche Träume vom reinen Blut! Und er schafft und arbeitet und sinnt wie er seinem Volke dieses reine Blut erhalte und quält sich Tag und Nacht, wie er wirke, daß die Horden der Barbaren fern bleiben von den Kindern des Reiches. Ach, schützet doch die Kinder Israels und des Reiches! Warum, mein Mädchen, mußt Du leben in einer Zeit, wo diese Gefühle der elementaren Art, die den Menschen zum Thiere erniedrigen, doch die einzige Hoffnung sind, die das Höchste der menschlichen Kultur uns retten können? O, schwere Zeit, da ein großes Volk Herrliches und Großes geleistet und da Größeres an dies Volk herantritt, da Furchtbares droht, das die Geschicke der Geister von Neuem vor die Frage des Elementarsten stellt. Den Darius schlug das Volk und die Ebene von Marathon hat der Helden Viele fallen sehen, aber das Volk des Geistes gerettet. Aber ein Xerxes rüstet sich und bei Salamis ist noch nicht die Schlacht geschlagen! Zu solcher Zeit zu lieben, zu lieben ein Kind aus dem Hause Abrahams, es war immerdar die Ursache vieler Schmerzen." —

In solchen Gedanken hatte der Rechtsanwalt den Potsdamer und dahinter den Leipziger Platz und die lange, belebte Straßenflucht mit dem dunklen Asphaltboden vorübergleiten sehen. Er warf einen Blick zurück auf den Leipziger Platz, über grünende Anlagen und das Denkmal hinweg und haftete lange mit seinen Augen auf dem Gebäude, in dem das Ministerium der Marine haust. „Salamis!" wiederholte er, als er hinter den Häusern, die sich vorschoben, auch diesen

Palast verschwinden sah. Endlich sprang er in der Stadt am Bahnhofe ab, um zu Fuße die Wohnung seiner Eltern zu suchen.

Müde und abgetrieben vom Lärm und Rauschen der Straßen waren die alten Leute gegen Abend wieder drei Stockwerk hoch in ihrer Behausung angelangt. Als der Oberpostsekretär den Schlüssel an die Vorsaalthüre steckte, dämmerte es bereis in den Zimmern. Ein Kanarienvogel, der in seinem Käfig im Wohnzimmer bereits eingeschlafen war und das Köpfchen unter dem Flügel versteckt hatte, schreckte auf seinem Stengelchen taumelnd auf und zwitscherte wie im Traume den Ankommenden entgegen. Die alte, dicke Dame fühlte sich dadurch überaus gerührt und sprach mit dem Vögelchen und spitzte ihre Lippen an das Gitter des Vogelbauers und das Thierchen versäumte nicht, darauf zu picken und wieder zu zwitschern. Die Frau Postsekretär war wehmütig gestimmt, denn sie hatte sich auf dem Heimweg heftig mit dem Alten gezankt. Er hatte ihr nämlich, als der Genuß des Weißbieres seine Lebensgeister ermuthigt hatte, erzählt, was ihm in der Nacht mit seinem Sohne geschehen war. Die Sache war ihm tief zu Herzen gegangen und eben deßhalb hatte er es seiner Frau den Tag über verschwiegen. Als er nun aber endlich die Sache erzählte, da konnte er nicht umhin ein wenig zu renommiren und zu übertreiben. Er wollte der Frau Majorin die entsetzlichsten Grobheiten gesagt haben, wollte seinen Sohn geradezu verflucht haben, wollte nahe daran gewesen sein, ihn durch die Polizei sammt seiner Frau festnehmen zu lassen wegen Beleidigung im Amte — kurz, er erzählte so haarsträubende, unnatürliche Dinge, daß die Frau, die Anfangs still schweigend ihm Recht gegeben hatte, endlich ein Schauder überlief. Darauf begann sie ihren Sohn zu verteidigen, seine Frau eine ganz tüchtige

Person zu nennen, bis sie zur offenen Attake auf den Alten selbst überging und ihm die erschrecklichsten Vorwürfe machte, ihm alle Schuld beimaß, da er sich nicht habe befördern oder pensioniren lassen, so daß sie, da sie jetzt Frau Postrath sein könnte, als Frau Oberpostsekretär sich von der Welt allen Spott und Unfrieden im eigenen Hause gefallen lassen müsse. Der Alte hatte nicht minder heftig geantwortet, um so mehr, als er das unheimliche Gefühl in sich trug, daß er denn doch ein wenig — gesohlt habe und das Ende vom Liede war, daß die Frau Postsekretär behauptete, die unglückseligste Beamtensfrau zu sein, die jemals der preußische Beamtenstaat unglücklich gemacht, daß sie sich den Tod wünschte und in der bangen Erwartung zu leben behauptete, ein Schlag müsse sie treffen, wenn ihr eigener Mann fortfahre, sie systematisch zu Tode zu ärgern und boshafter Weise ihre Lebenstage zu verkürzen sich zum Geschäft mache.

Der Streit war noch nicht innerlich geschlichtet, als sie in der Dämmerung, die zu allen Zeiten für eine Frau Oberpostsekretär Etwas Unheimliches und eben deßhalb Verführerisch-heimliches, gehabt hat, ihre Wohnung erreichten. Nun mußte vor Allem der gelbe Kanarienvogel erfahren, wie wehmüthig-zanksüchtig die alte Dame gesinnt war, denn sie wartete nur auf den ersten besten Anlaß hier, wohlgeborgen zwischen ihren vier Wänden, womöglich im unheimlichen Dämmerlichte dem Gemal eine fulminante Rede zu halten, irgend einen Teller zu zerbrechen im Zorn, dann ihm die Schuld daran zuzuschreiben und ihm eindringlich zu beweisen, welche verdorbene Seele in ihm lebe, wie er sie um ihr Lebensglück und den Postrathtitel gebracht habe. Der Alte pflegte diese Erörterungen schweigend anzuhören, oft stundenlang, bis es ihm zu toll ward. Dann aber hatte er die Angewohnheit, einmal rasch durch's Zimmer zu gehen, fürchter-

lich zu lächeln und dann heftig in die Hände zu klatschen, worauf die alte Dame plötzlich still zu werden begann und höchstens noch einmal seufzte, denn nun wußte sie, daß auch er zornig war und in diesem Zustand fürchtete sie ihn. Nach diesem entsetzlichen Lächeln und dem Händeklatschen pflegte dann regelmäßig die Versöhnung in kurzer Zeit von beiden Seiten eingeleitet zu werden und auch diesmal hoffte der Beamte würden die Ereignisse diesen Gang nehmen. Aber es sollte anders kommen. —

Der Rechtsanwalt klingelte draußen und trat bald darauf mit dem Vater, der ihm öffnete, wieder in's Zimmer. Er erzählte aufgeregt, daß er eine heftige Scene mit dem Bruder gehabt und daß eine unversöhnliche Feindschaft ausgebrochen sei. Er berichtete, wie er erfahren habe von dem Zwist, der auch zwischen dem Vater und der Majorsfamilie bestehe. Die Frau Oberpostsekretär hörte mit Spannung zu, denn sie wußte, daß sich irgend ein Anknüpfungspunkt ergeben würde, um nochmals über den Gemal, womöglich zugleich über den Rechtsanwalt herzufahren. In ihren Gedanken verwirrten sich die verschiedensten Interessen dermaßen, daß sie momentan nicht wußte, was sie denken, was sie sagen sollte. Nun berichtete der Rechtsanwalt, worüber der Streit ausgebrochen sei, daß seine Liebe zu einer Jüdin die Ursache des Zwistes geworden und nun bitte er wenigstens die Eltern ihm und seiner Liebe ein gutes Wort zu geben. Daß er sie heirathe, stehe fest, aber er möchte doch auch den Segen der Eltern haben, leichter werde er alsdann den Zwist mit dem Bruder ertragen. Schon wollte die Frau Oberpostsekretär gerührt dem Sohne sagen, daß Nichts ihren heißesten Segenswünschen entgegenstehe, als der Sohn zunächst sich gegen den Vater wendete:

„Hast Du, lieber Vater, Etwas dagegen, daß sie eine

Jüdin ist? Deine Meinung ist mir ja immer die Wichtigste!"

„Nicht im Geringsten, mein Sohn. Ich gebe Dir meinen Segen und freue mich, wenn Du gerade in dieser Zeit ein Beispiel geben willst, daß die Leute noch nicht ausgestorben sind, die, wie unser alter Fritz gesagt hat ‚nach ihrer Façon selig werden' wollen. Der alte Fritz selber hat die Juden nach Berlin verpflanzt. Das jenügt!"

Der Oberpostsekretär hatte diese Worte warm und aufrichtig in vollem Hochdeutsch gesagt. Das letzte Wort, bei dem er wieder in seine Natur verfiel, sprach er mit Nachdruck. Eben wollte der Sohn ihm herzlich danken, als im Innern der Mutter ein psychologischer Vorgang zu Ende kam, der sie zur wüthendsten Judenfeindin in einem Augenblicke umschuf. Daß der Alte „Ja" sagte, war für sie das Signal, „Nein" zu sagen. Sie hatte den Strohhalm gefunden, an dem sie sich festklammerte, um die ersehnte Gardinenpredigt zu halten.

„Is nich! is nich!" sagte sie pathetisch. „'Ne Jüdenperson! Soll mir 'ne Jüdin in's Haus un in de Verwandschaft jucken? Is nich. Ich leje mein Petto in! Ich sage Petto!"

„Na, wat qualmst de da, olle Karline!" sagte der Alte heftig und sehr ernst. Diesmal hörte man aus seinen Worten, daß ihm die Sache zu Herzen ging, daß er Widerrede nicht dulden wollte. Sie schwieg eine Weile. Da aber der Sohn anwesend war, gewann sie plötzlich große Sicherheit, denn in Gegenwart des Sohnes konnte er ihr doch Nichts anthun und daraus machte sie sich kein Gewissen, wenn sie trotzdem momentan auch den Sohn kränkte. Es kam ihr ja nur momentan auf den Streit an. Später konnte sie

noch immer dem Sohne ihr mütterliches „Ja“ sagen. Und sie fuhr fort:

„'Ne Jüdin! Na, wat muthest de mir denn nur eegentlich zu, Fritz? Ik soll 'ne Jüdin meine Schwiegertochter nennen? Ik soll wol gar das Mauscheln von ihr lernen? 'Ne Jüdin! Bist de denn man eegentlich nich bei Dir? Een lüderliches Frauenzimmer willst de nehmen, die keene Wirthschaft führen kann, die nich kochen, nich stricken, nich waschen, die man jar nischt kann? Ik jebe Deinem Bruder un seiner Frau vollkommen Recht, ik sag's un sag's, dat Ihr Schuld seid an allem Streit. Ik will bei labundigem Leibe mir bejraben lassen, ehe ich meinen Consens dazu jebe, dat de 'ne solche Person heirathest, wie 'ne Jüdin is!“

„Aber ich bitte Dich, liebe Mutter! Was hat Dir das arme Mädchen gethan, das Du nicht kennst? Soll denn auch hier noch zu guter Letzt ein Zwist ausbrechen? Bist Du auch bereits raçemäßig geworden?“

„Beleidige mir man nich! Ik raçemäßig! dat versteh' ik jar nich. Wie kannst de Dich ermuthigen, Deiner Mutter so Etwas zu sagen, die Dich mit Schmerzen uf de Welt gebracht hat?“

„Na — nu!“ rief der Alte wild dazwischen. „Na, nu! Wenn de nischt ufjemischt haben willst, so hältst man nu Deine Futterluke. Frieden will ich haben uf mine alten Tage! Soll's Nichts als een fortwährender Skandal sein! Frieden will ich! Ik hau Dich noch zu Puppendreck, olle Karline, wenn de nich stille bist mit Deiner Quaddelei, olle dösige Qualmtute!“

Der Alte zitterte vor Leidenschaft in einer sinnlosen Aufregung, die er nie gehabt. Der Sohn wollte vermitteln und sagte nur: Vater!

„Er will an Deine Mutter sich verxreisen!“ rief die Alte entsetzt.

„Vater — ich bitte Dich! Wozu diese Aufregung? Warum behandelst Du die alte Frau so —!“

Der Alte sagte schmerzlich: „Also auch Du! Also auch Du! Ik halt's nich mehr aus! Ik sage, dat es een Ende hat. Ik will Frieden haben in meinem Alter. Adieu!“

Er schritt aufgeregt hin und her. Dann verließ er rasch das Zimmer. Draußen hörte man ihn an einem Schreibtisch schließen. Nach einer Weile fiel die Vorsaalthüre dröhnend in's Schloß.

„Er wird 'was trinken!“ sagte die Mutter erschrocken. Der Rechtsanwalt wollte ihm nacheilen in seine gewöhnliche Bierstube, um ihn versöhnt zurückzubringen. „Thu es, mein lieber Sohn!“ bat die Mutter ängstlich. Der Rechtsanwalt ging. —

Er traf den Vater nicht in der betreffenden Bierstube. Die Mutter wartete die ganze Nacht und der Alte kam nicht heim. Am andern Morgen, da er Postdienst hatte, erschien er auch nicht auf dem Postamte. Man vermißte ihn mit Verwunderung. Er kam auch den ganzen Tag nicht wieder und war spurlos verschwunden.

Am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht ein Postbeutel mit Werthbriefen werde auf dem Postamte vermißt, und das Gerücht bestätigte sich. Da der Alte plötzlich verschwunden war, so zweifelte Niemand, daß er der Schuldige sei. Für die Familie des Oberpostsekretärs brach eine schwere, traurige Zeit heran.

Drittes Kapitel.

Obwol der Postbeutel mit den Werthsendungen erst am Tage nach dem Verschwinden des Sekretärs vermißt wurde und nur an diesem Tage erst in Berlin mit dem Dampfzuge angekommen war, obwol in Folge dessen jeder klar Blickende erkennen mußte, daß der vermißte Greis unmöglich der Dieb sein konnte, so trat doch der merkwürdige Fall ein, daß Niemand von den Kollegen auf der Post, daß keiner der höheren Beamten, ja, daß nicht einmal die Polizei jenen einfachen Schluß vornahm. Niemand zweifelte, daß der Oberpostsecretär, da er vermißt wnrde, auch der Dieb sei, der jedenfalls die Flucht gesucht habe und nach Amerika oder sonst einem Zufluchtsort zu entkommen trachte. Dieser Schluß war so natürlich, so einfach, daß Niemand auch nur entfernt auf dem Gedanken verfiel den complicirteren Schluß zu thun und wie oft hat in der Welt das Geschick von Tausenden, wie oft haben die größten Ereignisse und Umwälzungen weltgeschichtlicher Dinge an ähnlichen Fehlschlüssen gehangen, wie hängt das Schicksal eines Volkes, eines Reiches daran, daß die obersten Feldherrn im Kriege mit heller Aufmerksamkeit und klarem Blick von Bergen über das Schlachtfeld schauend den richtigen Schluß thun in ihren Gedanken, Gedanken, welche blitzartig entstehend oder wie mit Wolken das Auge verhüllend zugleich das Schicksal von Tausenden entscheiden! —

Sofort wurden Untersuchungen nach jeder Richtung angestellt.

Da einmal der Fehlschluß geschehen war, so erschien der Umstand, daß der Rechtsanwalt und die Mutter den Vater

vor seinem Verschwinden noch am Schreibsecretär hatten schließen hören, als besonders verdächtig und als man nun gar bei Untersuchung der vorhandenen Baarschaften fand, daß der Greis mehr als die Hälfte eines kleinen ersparten Vermögens von zweitausend Thalern an sich genommen haben mußte und zwar im baaren Gelde, da er zufällig vorher Staatspapiere verkauft hatte an der Börse, so konnte selbst der Rechtsanwalt nicht umhin an die Schuld des Unglücklichen zu glauben.

In Klagen und Schmerzen verbrachte die Mutter die Zeit, verzweifelt verbrachte der Rechtsanwalt seine Tage. In den Tageblättern der Hauptstadt, in Leipziger Zeitungen und andern Blättern erschienen Steckbriefe, welche aufforderten den Verschwundenen einzuliefern, wo man ihn ergreife, und die Polizei begann ihre nachforschende Thätigkeit. Auf Telegraphendrähten ward nach Hamburg und andern Seestädten von dem Diebstahl gemeldet, und überall im Reiche waren die Beamten der Polizei in spürender Thätigkeit nach dem Alten.

Daß man am wenigsten in der Hauptstadt selbst nach ihm suchte war ebensowenig verwunderlich, als der Verdacht, der auf ihn gefallen war. —

Unterdessen ging Odysseus auf Reisen, aber nur im Bereiche der Hauptstadt selbst. Wunder ohne Zahl schaute sein Auge und im Gefühle stillen Friedens und großer Behaglichkeit verbrachte er eine Anzahl glücklicher Tage, machte die interessantesten Bekanntschaften von der Welt, verzehrte sein Erspartes und befriedigte seinen Drang die Welt zu sehen, den ihm sein Postdienst und die Beschäftigung mit Geographie erweckt hatte, zunächst in seiner geliebten Reichshauptstadt. Es drängte ihn gar nicht über das Weichbild Berlins hinaus, denn er wußte doch, daß auf allen fünf Erdtheilen Nichts

sei, das irgend wie sehenswerther als Berlin selbst. Sein lebendiges Interesse für Alles, für die Industrie, für Geflügelausstellungen, für jegliche Erfindung modernen Geistes konnte er endlich ungestört mit Anschauungen sättigen. Er war der häuslichen Streitigkeiten müde und erholte sich von den Strapatzen eines langen Dienstlebens. Nur Eines war ihm als Gewissensbiß in der Seele geblieben: daß er vergessen hatte Urlaub zu nehmen in aller Form bei den Vorgesetzten. Zeitungen las er nicht, so daß er unschuldig und ahnungslos vor den Gefahren, die über seinem Haupte schwebten, die Welt betrachtete. —

Als er im Zorn und in tiefen, aufrichtigen Schmerzen sein Haus verlassen hatte, hatte er auch übrigens einen schlimmen Abend gehabt. Der Zwist im Hause erinnerte ihn an den Zwist in der Stadt. Was er seit Jahren in Zeitungen von trüben Stimmungen über die Zeit, über die Politik und Wirthschaft seines Volkes gelesen, kam als allgemeiner Schmerz über ihn. Die Angst vor einem schweren, neuen Kriege, vor dem gewaltigen Ringen der Völker und Raçen, das ihm wie Vielen, vor Augen stand, kam ihm über die Seele zugleich mit den tausend Schmerzen der Zeit und der inneren Verwirrung über seine eigenen Erlebnisse. So war er schmerzlich und wehmüthig, zornig und bang, phantasirend in seinem Inneren von furchtbaren Schlachten, von russischen Bärenmützen, von Dynamitexplosionen und Kaisermorden, innerlich fluchend über die traurige Welt und den anmaßenden russischen Feldherrn, der vor einiger Zeit so wild mit dem Säbel gerasselt hatte, klagend bei sich selbst über die Judenhetzen und die Barbarei der Zeit, innerlich zerfallen mit den eigenen Söhnen und mit seiner Frau auf den Straßen im dichten Gewühl einhergelaufen, als er endlich lange hin und wider gehend an den Zietenplatz gelangte. Da sah er

vor sich die imponirende Front des Hôtels zum Kaiserhof. Er blickte die fünf Stockwerke hinauf und es zuckte Etwas in seinem Herzen wie kühner Unternehmungsgeist. Er hatte sich schon lange gesehnt in seinem Leben einmal in solchem großartigen Etablissement zu wohnen und er griff in die Tasche nach seiner Baarschaft. Es war ihm, als käme ein feiner Duft von Braten und seltenen Kostbarkeiten an ihn heran geweht, er sah die Portiers und die sinnreichen Gestalten der Oberkellner im Korridor an der Auffahrt stehen — es war ihm, als käme seine Jugend über ihn, seine Jugend! Er erinnerte sich dieser Jugend.

Als Herr Oberpostsekretär Bredow noch nicht Oberpostsekretär war, sondern jung und ein Jüngling in die alte Post eintrat, als Diätist von seinen Diäten lebte um die dreißiger Jahre des Jahrhunderts, als er zu dieser Zeit seine ersten geographischen Studien machte und am Schalter der Poststation sitzend Briefmarken austheilte, die unterdessen während seines Lebens zur gesuchten Rarität der Briefmarkensammler geworden sind — zu dieser Zeit seiner jungen Jahre war Herr Oberpostsekretär Bredow ein junger Mann gewesen, den man einen „kleinen und lustigen Schwerenöther und Luftikus" hätte nennen können. Zwar war er's in allen Ehren und an der Revolution betheiligte er sich nicht, wie er ebensowenig 1848 revolutionäre Gelüste hatte, aber seine Diäten pflegten meistens mit dem Tage verzehrt zu werden und Alt-Berlin wußte von den Massen Weißbier zu erzählen, die er damals vertilgte. Er war witzig und lebemännisch gewesen als Jüngling, er hatte mit jungen Mädchen geschäckert und viel Geld geborgt, wo er es erhielt. Er hatte die Anlage in sich ein Don Juan zu werden, vorausgesetzt daß er das Geld dazu hatte. Sein besonderes Vergnügen war gewesen in irgend einer öffentlichen Manège sich ein

Pferd zu leihen und an freien Tagen sogar in der Woche auf den Waldwegen des Thiergartens der elegantesten Sonntagsreiterei sich hinzugeben. Man erzählte sich, wie er ein so kühner Reiter gewesen sei, daß er sogar einmal wagte sein Roß dicht am Goldfischteiche zu eleganten Kapriolen zu veranlassen, indem er ihm die Weichen mit den Sporen kitzelte und die unnatürliche Folge soll gewesen sein, daß er bei dieser Gelegenheit die intimste Bekanntschaft mit den Goldfischen und Karpfen machte. Dieses Abenteuer veranlaßte ihn das Schwimmen zu lernen, so daß er nachmals das Spreewasser unsicher machte. Im Winter aber war seine Passion das Schlittschuhlaufen und ein alter Spreehafen war Zeuge der haarsträubendsten Wagnisse gewesen, welche der Jüngling auf dem zugefrornen Spiegel ausgeführt. Er konnte vorwärts und rückwärts laufen, spiralförmige Linien ziehen auf seinen Schlittschuhen, ja, er schrieb Buchstaben, nicht als wäre er ein Postbeamter, sondern die Gänsefeder — Stahlfedern kannte man noch nicht — die Gänsefeder eines Postbeamten selbst, die auf dem zugefrornen Spreebette herumkritzelte, er zeichnete wahre Landkarten in das Eis und bewies seine geographische Begabung und seiner nachmaligen Ehegattin, die in den dreißiger Jahre als Jungfrau ihn bewunderte, schrieb er als einhergleitende Gänsefeder auf dem Eise mit riesenhaften Initialen das Bekenntniß seiner Leidenschaft „Ich liebe Dich!“ persönlich und buchstäblich vor. Nach diesem Bekenntniß genoß er Austern und Champagner, um am nächsten Tage einmal wieder mit leeren Taschen die Vergänglichkeit aller Erdengüter sinnend zu erwägen.

Und er heirathete. Er heirathete seine Frau. Und seine junge Frau erkannte mit Schrecken, daß er ein Verschwender und Lebemann war. Sie beschloß ihn zu erziehen, und es sollte ihr in einer langjährigen Ehe gelingen ihn dahin zu

bringen, daß er nie mehr als eine Tasse Kaffee trank, daß er, wenn man nach den „Zelten“ mit dem Heerwurm der Stadtbewohner Sonntags wahlfahrete, belegte Butterbrödchen und Semmeln in einer Botanisirtrommel mitnahm und gemeinsam mit ihr und den Kindern auspackte und zum Biere genoß, daß er sparte zum Wohle der Kinder und zum eigenen Wohle und Summa Summarum eine kerndeutsche Philisterseele ward. Daß er seiner Frau sogar die Betten machte und so manche weibliche Hülfe mit männlichem Verstande leistete, sei nebenbei mit besondrer Anerkennung erwähnt. Und nun waren fünfzig Jahre seit jener goldnen Jugend vergangen, nun war Berlin Reichshauptstadt geworden und die Weltgeschichte hatte sich um sich selbst gedreht und Bredow stand vor dem Hôtel Kaiserhof und roch den Duft des Bratens und sah, wie eben an einer Seitenfront Austerfäßchen abgeladen wurden nebst vielen Champagnerkörben und andern vornehmen Dingen für die Küche. „Fünfzig Jahre und — ja“, frug sich der Alte: „Ik möchte ja man nur 'mal wissen, ob det Champagnerjeträufel un die Austern och 'nen andern Jeschmack jekriegt, wo die janze Welt sich seit meiner Zeit mit ner andern Asmusfäre umjeben hat!“ Ein Gewissensbiß zuckte in ihm. Er gedachte seiner Frau. Aber da siegte ein andrer Geist. „Ik habe det Sauleben satt! Ik habe die Zeit satt mit ihren Judenhetzen und Uneinigkeiten, mit ihrer Angst und Kriegsfurcht, wo selbst in meiner Familie dat helle Elend ausjebrochen. Ik flüchte mir vor der Zeit und vor meinem Jahrhundert! Ik werde im Kaiserhof wohnen und Champagner jenießen.“

Er räusperte sich, zog den Hals vom Kragen, strich die Beamtenlocke und seine Jugend kam über ihn. Was fünfzig Jahre in ihm durch die sorgfältige Erziehung seiner Frau unterdrückt geschlummert hatte, es erwachte und brach mit Macht hervor.

Er legte die Hand in die Weste und schritt auf das Hauptportal zu. Sofort war er von einer Anzahl gefälliger Leute umgeben, die sich ihm mit Verbeugungen nahten. Er lüftete ein wenig seinen Hut und sagte laut und vernehmlich:

„Jraf Pappenheim!“

„Ohne Begleitung?“ frug der Portier verwundert über den alten, sonderbaren Herrn.

„Ohne!“ erwiderte er bureaukratisch sich herablassend. „Ich reise incognito.“

„Wünschen der Herr Graf ein Zimmer?“

„Austern und Champagner.“

„Bitte in die Speisesäle. —“

Die Kellner lachten verwundert über den Sonderling. Aber er ließ sich nicht irre machen, genoß Austern und Champagner, der ihm noch besser schmeckte als vor fünfzig Jahren. Als er müde war, frug er nach einem Zimmer. Da er sofort bezahlt hatte mit einem Hundertmarkschein, so glaubte man in der That, es sei ein Incognito reisender Graf. Als er auf dem großartigen Aufzug, der dem Reisenden die Treppe erspart, in die Höhe gefahren wurde, ließ er sich, vom Champagner angeheitert, dreimal bis zum fünften Stockwerk hinauf- und hinabrollen und es machte ihm das großartigste Vergnügen die Etagen auf diese bequeme Art im Fahrstuhl mühelos zu ersteigen. Ein splendides Trinkgeld lohnte die Bediensteten und er schlief endlich ruhig, heiter und zufrieden unter einem Himmelbette ein in einer Kammer, während er nebenan noch einen Salon, ausgestattet mit Portièren und und den feinsten Sammetmöbeln, besaß. —

Als er am andern Morgen erwachte, war alles Leid und aller Kummer verschmerzt. Er war heiter und glücklich. Er wusch sich mit Hochachtung vor sich selbst. Zu Hause hatte er eine sonderbare Angewohnheit gehabt. Wir sind be-

reit uns eidlich zu verpflichten für die unverfälschte Wahrheit unsrer Behauptung. Und wir behaupten, daß er zu Hause die Angewohnheit hatte, wenn er sich wusch, in die Hände zu spucken. Er benutzte nämlich das Wasser, mit dem er den Mund spülte und seinen Hals ausgurgelte in der Weise zugleich als Waschwasser, daß er in die offenen Hände ein volle Ladung dieses Wassers ausspuckte und sich damit das Gesicht spülte. Und er soll nicht der Einzige gewesen sein, der diese sinnige Gewohnheit in Berlin hatte. Auch bestand auf Anordnung seiner Ehegattin daheim die merkwürdige Sitte, daß die ganze Familie sich aus einem Waschbecken und zwar einem nur einmal gefüllten Becken wusch. Mutter, Vater und Kinder hatten dereinst sich Alle aus demselben Seifenwasser gereinigt, und auch darin waren sie nichts Außergewöhnliches in Berlin. — Es trat nur der merkwürdige Fall ein, daß er im Hôtel zwar wiederum im Begriff war in die Hände zu spucken — aber da besann er sich eines Besseren ganz plötzlich und er fing an sich zu waschen und zu kämmen mit einer Grandezza und Hochachtung vor seiner Person, die durchaus standesgemäß und der Würde des Kaiserhôtels in jeder Weise entsprechend genannt werden mußte.

Er befahl dem Kellner die Rechnung zu bringen, nachdem er geklingelt hatte. Er las sie und überlegte, daß seine Vergnügungsreise nicht lange währen könne, wenn er immer so kostspielig lebe. Eine geheime Angst erfaßte ihn und es war ihm, als könne er die Rechnung nicht bezahlen, als hätte er kein Geld, wäre ein armer Schlucker, der aus Versehen nur hierher gerathen war. Nach langem innerlichen Kampfe aber besann er sich plötzlich, daß er ja ein kleines Vermögen bei sich trug. Erleichtert bezahlte er die hohe Rechnung und schenkte dem Kellner, um sich selber Muth zu machen, einen Thaler als Trinkgeld.

„Befehlen der Herr Graf ein Frühstück?" frug dieser gefällige Jüngling.

„Später! Bringen Sie mir in einer halben Stunde ein warmes Frühstück. Ich wünsche es englisch!"

„Zu Befehl!"

Als aber der Kellner fort war, bekam der Herr Oberpostsekretär ein gewisses Bangen vor dem Frühstück. Es wurde ihm nicht recht heimlich, daß er so viel Geld verschwendete. Dieser Zustand erregte den Grad von Beklemmung, daß er sein englisches Frühstück im Stiche ließ und nüchtern und hungrig einen Moment abpaßte, wo er ungesehen aus dem Kaiserhôtel sich fortstehlen konnte. Er schritt eilig, ohne sich umzusehen in die nächste Seitengasse und athmete auf, als er dieses Abenteuer ohne weitere Gefahr glücklich überstanden hatte. Freilich lag das bestellte Frühstück schwer auf seiner Seele.

Als er so am Morgen durch die Stadt schlenderte, traf er auch auf die Stadtbahn an einer Stelle, wo sechs Meter über seinen Füßen eine Brücke ihr eisernes Gebälke über die Straße spannte. Er stellte sich lange unter der Brücke auf und studirte angelegentlich die Construction der eisernen Bogen und der Art, wie sie in den steinernen Damm der Stadtbahn eingefügt sind. Dieses Studium ließ ihn für lange Zeit seinen Appetit vergessen, denn er stellte sich die Großartigkeit des Werkes nach jeder Richtung gründlich vor. Er hatte dieses Wunderwerk der Zeit an vielen Stellen der Stadt entstehen sehen, hatte den Rohbau der riesenhaften steinernen Wölbungen überall erwachsen sehen, die sich zwischen den Straßenreihen, im Bette des Stromes selbst, ja über niedere Häuschen sogar erhoben hatten. Wie oft hatte er am Ufer der Spree gestanden, die behauenen Steinblöcke auf Schiffen herantreiben sehen, mit welcher Spannung hatte er

den Maurern zugesehen, wenn das hölzerne Gerüste hinauf an eisernen Rollen die riesenhaften Quader erhoben wurden Und nun waren hunderte von gewaltigen Wölbungen fertig, über die der rauchende Coloß der Dampfmaschine mit den Wagen sausen sollte. Nun waren in der Höhe, hoch über den Trottoiren der Stadt, die Bahnhöfe mit den runden, eisernen, weiten Hallen entstanden, zu denen man hinaufsteigen muß auf Treppen, nun waren die Wölbungen des steinernen Bahndammes zu großen Speichern geworden, während unter manchen andren Schwibbbogen behagliche Restaurationsräume bestehen. Als der Oberpostsekretär in seiner Phantasie bis zu diesem Bilde gelangt war, regte sich plötzlich der Hunger wieder, den er vor Bewunderung und Staunen über das Riesenwerk momentan völlig vergessen hatte. Und nun gewann ihm sein Hunger eine besondere innere Weihe. Er beschloß in einem solchen Gasthause unter der Wölbung des breiten Steindammes zu speisen.

Er begab sich den Steinwall entlang schreitend nach einer solchen traulichen Wirthsstube. Er trat ein und war von neuem Erstaunen erfaßt, als er die innere Einrichtung erblickte. Er setzte sich an einen schweren, braunen Renaissancetisch. Die Wände waren mit Holzgetäfel verkleidet, die Gasttische und Stühle im kernigsten Stile des Mittelalters. Auf dem Simse eines alterthümlichen grünen Kachelofens standen zinnerne Geräthe und thönerne Krüge als Schaustück und der Herr Oberpostsekretär erstaunte über die Kunst, mit der über ihm die steinerne Wölbung zur behaglichsten alterthümlichen Wölbung eines Burgzimmers ausgeschmückt war. Beinahe wär ihm vor Vergnügen darüber wieder der Hunger vergangen, als er durch den Kellner erinnert ward. Er bestellte sich aus Freude über das Werk ein Frühstück so splendider Art, daß es bei Weitem den Preis des Frühstücks überstieg, welches

er im Hôtel verlassen hatte. Seine Gewissensbisse darüber beschwichtigte er mit dem Gedanken, daß man zu Ehren der Stadtbahn und des modernen Erfindergeistes wol auch noch kostspieliger speisen könne, als er es thue.

Beinahe wäre aber seine Begeisterung in Schreck verwandelt worden. Er war eben im schönsten Schmausen begriffen, als er plötzlich die Gabel weglegen mußte, denn es war ihm als bebte die Erde. Über sich hörte er ein dumpfes, rollendes, brausendes Getöse, er glaubte die Wölbung müsse über ihn zusammenbrechen. Das Rollen ging vorüber wie ein Donner, nachdem es gerade über seinem Haupte dumpf erschollen war. Er war bleich geworden. Da aber besann er sich plötzlich, daß das ja nichts Anderes gewesen sein konnte, als ein Dampfzug, der über ihm auf dem Steinwalle gefahren war. Er staunte von Neuem und es war kein Wunder, daß ihn mächtig die Versuchung ergriff auch einmal auf der Stadtbahn zu fahren, was er bisher noch nicht gethan hatte. Er beschloß nach dem zoologischen Garten zu fahren, zu dem er stets das lebhafteste Interesse gehegt hatte und zwar beschloß er die Stadtbahn in ihrer ganzen Länge zu bereisen und auf diese Weise seine geliebte Reichshauptstadt nach allen Richtungen zu durchkreuzen. Und so wandelte er denn Vormittags behaglich und gemächlich einherschlendernd nach dem Frankfurter Bahnhofe, denn er hielt es unbedingt für nothwendig die Stadtbahn in ihrer ganzen Länge zu befahren und gern unternahm er zu diesem Zwecke eine kleine Fußwanderung vorher. —

Endlich saß er gespannt und erwartungsvoll im Coupé seines Eisenbahnwaggons und zwar fuhr er zweiter Klasse. Er wollte behaglich genießen. Es befand sich ihm gegenüber nur noch eine vornehme Dame, welche mit ebenso viel Verachtung und Gleichgültigkeit zum Coupéfenster hinaus in die

Stadt schaute, wie er vor Erstaunen sich nicht erholen konnte. Als der Zug eine kleine Weile gefahren war, bereitete es dem Oberpostsekretär ein außerordentliches Vergnügen, daß er mitten über eine schmutzige Straße schwebend in rollenden und erschütterten Lüften die Straßenreihe entlang den Bewohnern hoher Stockwerke durchs Fenster gerade in die Stube hineinschauen konnte. Er wendete sich an die Dame:

„Dat es ja jrade so, als ob man det Fliejen jelernt hätte! wenn Ik hier nich rausjucke unter mir auf den Damm, sondern nur so jradewegs in die Luft visire, so is dat die reenste Luftballonfahrt. Na, dat mag 'ne schöne Schweinerei sein, wenn hier mal der Zug entjleisen sollte und wenn wir so janz jottvoll, wie die reenen Engel vom blauen Himmel den Leuten da in die jute Stube 'neinfahren würden. Nehmen Se man mal an! Wenn wir recht im Schwung sind, da rollen wir jradewegs durch die Luft, da drüben die Mauer durch mitten in die Budike rin und schmeißen de Möbeln die olle Tante über'n Haufen. Dat würde nu 'ne schöne Fleischbrühe werden jemischt mit Möbeln und Clamottenbeene mang die Menschenknochen."

Die Dame schauderte zusammen und antwortete nicht. Er aber meinte, als sie auf dem hohen Viaduct im Spreebett fuhren und hinunter in's dunkle Stromwasser blicken konnten: „Fürchten Se sich nich, jnädige Frau. Ik bin nur so'n oller Postschwede un mache 'ne kleene Verjnüjungsreise zu meinem Privatpläsir. Beübeen Se sich nich im Jeringsten vor mir!"

Die Dame machte eine unwillige Bewegung. Um so mehr begann er, um sie gründlich zu ärgern und sich ein Hauptvergnügen zu bereiten im schlodderigsten Jargon eines Berliner Gauners die Dame zu unterhalten und er meinte:

„Na ja, da fliejen wir denn so hoch in den Lüften

herum und so löst een Scherz den andren ab. Jott soll mir'n Dahler schenken, det is jradezu jefährlich hier oben über det Wasser zu fahren. Aber ängstigen Se sich nich, Madamken, ik schmeiße Ihnen nicht zum Fenster 'naus in de Spree. Ik bin'n harmloser Jeselle un denk: Wer nich liebt Wein, Weib, Jesang, der bleibt'n Naar det Leben lang. Un schon der jroße Dichter Joethe hat jesagt: Auch der Selbstmord ist Verbrechen, wenn er zur Jewohnheit wird. Also, wie jesagt: Ik thu keenem Thierchen wat an und jenieße mein Leben. Aber jroßartig is die Vorstellung. Jetzt fahren wir über die Jannowitzbrücke und vorhin sausten wir über die Michaelbrücke. Stellen Se sich dat man mal vor! Aber Se stellen's sich's nich vor! Jucken Se nur 'mal zum Fenster 'raus. Unter sich sehn Se zunächst unsren Viaduct, worauf wir rollen un drunten liegt de Brücke und wir über de Brücke weg und de Köppe von de Pomadenhengste unten un de Sonntagsreiter, wo auf der Brücke 'rüber jaloppiren. Un unter de Brücke det Spreewasser drunten, worauf die Kähne fahren unter de Brücke weg und det Dampfschiff schmeißt'n Dampf un Wrasen 'rauf zu uns un unsre Locomative schmeißt ihren 'runter. Da jeht ja eens immer über det Andre! Stellen Se sich's nur vor! Aber Se stellen sich's nich vor un jucken nich 'raus! So jeht's im menschlichen Leben! Drüber fahren de Meisten, aber wer stellt sich's denn vor? De Wenigsten stellen's sich vor, trotzdem sie drüber fahren!"

Er schwieg. Daß die Dame nicht einmal hier die Größe des Werkes erkannte, kränkte ihn. Er würdigte sie fortan keines Blickes mehr und stellte für sich selbst eine Reihe weiterer Betrachtungen an über das menschliche Leben und wie es vor Allem darauf ankomme sich immer das, was man gerade sieht, auch richtig vorzustellen. In der angenehmen Vorstellung, er habe das Schweben gelernt, fuhr er stumm

mit dem Zuge weiter. Er vermied auf den Schienendamm zu blicken, um seine angenehme Phantasie nicht zu zerstören und so schwebte er denn durch schmutzige, stinkende Stadtviertel über den Alexandersplatz schauend am Bahnhof Königsbrücke weiter am Schlosse Montbijou vorüber über den Bäumen der Anlagen, er kreuzte die Spree gegen die Museumsinsel und die hohen Kuppeln und Thürme, die griechischen Façaden der Museen glitten an ihm vorüber. Weiter durchschnitt er, immer von oben in die Straßenreihen mit den tausenden von regen, geschäftigen Menschen blickend hinaus nach den Vorstädten die Stadt und weit draußen am äußersten Ende des Thiergartens rollte er endlich über die breite Charlottenburger Chaussee und schaute hoch über den grünenden weiten Wald und seine Wipfel weg, bis er endlich vor dem Zoologischen Garten auf dem Bahnhof in der schönen Halle ausstieg. Er hatte gar nicht bemerkt, wo die stumme Dame ausgestiegen war von der Fülle der Eindrücke allzusehr in Anspruch genommen. Und nun besuchte er den Zoologischen Garten!

Den Zoologischen Garten! Selige, einzige, herrliche Zeit der Kindheit, wenn wir Kinder der Städte dieser Welt Sonntags Morgens, wo die Welt im reinsten Sonnenstrahle leuchtet, an der Hand des lieben Vaters nach dem Zoologischen Garten wanderten! Im Regentspark zu London trippelte ich einst als kleines Bübchen ebenso selig gegen den Zoologischen Garten, wie das alte Kind Berlins, das sich den reinen, kindlichen, gesunden Blick für's Leben gewahrt hat und trotz seiner siebzig Jahre sich Alles auch vorzustellen trachtet, was es sieht, in den Zoologischen Garten zu Berlin tritt. Magst Du in Hamburg oder London, in Dresden oder Berlin zu Hause sein, ich preise Dich selig, daß Du ein Großstädter bist, vorausgesetzt, daß diese Stadt einen Zoologischen Garten hat. Dir ist die Welt geöffnet, Dir schwinden die

Grenzen des Raumes und wenn Dich, wie mir im Regentspark zu London geschah als dreijährigem Kindlein, ein Hippopotamus mit einer Ladung seltener Feuchtigkeit anspritzt, so brauchst Du nicht nach Afrika an den Nil zu reisen, Du bist in Afrika gewesen und Deine Phantasie, die in unermessene Fernen Dich reißt, befriedigt die Versammlung, die von allen Erdtheilen sich brüllend, zwitschernd, trompetend zusammengefunden hat. Du sitzest, weitgereister Odysseus, vom Wärter wohlbewahrt, schon als dreijährig Kindlein auf dem Rücken des Elephanten und schaust unter Dir seine graue lange Nase und die Riesenzähne, die furchtbaren Ohrlappen, und Du brauchst nicht nach Asien zu reisen, um zu wissen, welche specifischen Vorstellungen die Welt des Asiaten bilden und seinen Geist erfüllen. Auf dem Rücken des Kameeles sitzest Du zwischen den Fettwulsten, den übergestülpten Höckern und weißt, was den Ritt durch die Wüste macht, denn Alles Andre ist Sand, Sand, Sand, den Du auch auf der Jungfernhaide siehst. Du beobachtest die drolligen Spiele der Affen und den majestätischen Schritt des Löwen, nicht im traurigen Zustande der Menagerie, sondern im freien Parke unter schönen Bäumen; in indischer Pagode siehst Du den Elephanten, im arabischen Hause die Antilope. Gemsen springen über Steinblöcke und hausen im Alpenhäuschen bedeckt mit schweren Steinen; das Rennthier trabt im feuchten Schlamm und der gewaltige Auerochse, das edelste, vornehmste aller Thiere an Schönheit und Macht der Gestalt, vornehm in seinen gedrungenen Bewegungen wie ein Gebilde Michel Angelos, schreitet majestätisch im Schatten der alten knorrigen Eiche. Die weite Welt siehst Du und riechst Du mit ihren schönsten und wunderlichsten Gebilden um Dich versammelt und Homer, Camoëns, Gulliver und Robinson Crusoë sind nicht so weit gereist, als Du, mein Postschreiber und trefflicher Odysseus,

mit Deiner Phantasie reisest, der Du gelernt hast, Alles, was Du siehst, Dir richtig vorzustellen und im inneren Geiste in plastische Bilder der staunenden Vernunft zu wandeln. Du promenirst im Zoologischen Garten und Du kannst stolz behaupten: Du hast die weite Welt gesehen!

Auf dem Schießplatze der Artillerie nördlich vor der Hauptstadt brüllten die Batterien der Kanonen ihren Donner über die weite Sandfläche und das braune, zerstampfte Heidekraut hin. Mitten in dem Kiefern- und Fichtenwalde der Jungfernhaide, der sich bis an den Tegel'schen See hinzieht, liegt der Exercierplatz. Am frühen Morgen war der Major zu Pferde ausgerückt mit seinen Leuten und auf der langen Chaussee, die nach Schloß Tegel führt, war der Zug der Kanonen, von Pferden gezogen, unter dem Schmettern der voranreitenden Trompeter von der Artilleriekaserne hinaus zum Manöver gerückt. Nun jagten über die weite Fläche des gelben Sandes die Pferde hin und schleppten den Staub aufwirbelnd die Kanonen und die Artilleristen darauf hinter sich her. Die Reiter auf den ziehenden Pferden schlugen mit kurzen Peitschen auf die schäumenden Thiere los, rissen die Pferde herum und fuhren scharfe Ecken, wie griechische Wagenrenner dereinst um die Meta herumlenkten im raschen Fluge. Dann wurde die Feldartillerie zum Halten gebracht, die Pferde eilig losgespannt, die Kanonen gerichtet gegen die Stellung, wo man den Feind annahm. Die schwarzen Putzer wurden rasch in's Kanonenrohr gesteckt, es wurde scharf geladen. Commandorufe und Signale der Trompeter erschallten, dann sah man es plötzlich aufblitzen an der Kanone und eine Dampfwolke die Mannschaft verhüllen. Eine Weile darauf hörte man den

Donner des abgefeuerten Geschützes, man hörte ein seltsames Pfeifen und Sausen über der Erde und weit draußen am Ziele im Sandberge, wo der Feind stehen sollte, schlug plötzlich eine Sandwolke in die Höhe und unter dem Rollen der Schüsse erfüllte sich die Luft mit Pulvergeruch und ein Vorspiel des Krieges sah man in der Übung der Mannschaften und Geschütze für den Krieg. Der Major weilte beritten bei seiner Batterie und ertheilte Befehle, musterte durch ein Fernglas die Wirkung der Schüsse und erwog, wie dereinst im Kriege auf dem Schlachtfeld selbst ein jeder Schuß zu berechnen sei und was er gegen den Feind wirken würde.

Ein Vorgesetzter ritt zu ihm heran und frug gelegentlich, als er manches Andere angeordnet hatte, ob er verwandt sei mit dem Oberpostsekretär Bredow, der gegenwärtig steckbrieflich verfolgt werde und spurlos aus Berlin verschwunden sei, nachdem ein Postdiebstahl bedeutender Art verübt worden sei in dem Postamt, wo er arbeitete. Der Major erwiderte, daß er mit einem Diebe und steckbrieflich Verfolgten nicht verwandt sei und war im Begriffe die Verwechselung als eine Ehrenbeleidigung anzusehen, da unmöglich sein Vater der Betreffende sein konnte. Da reichte ihm der Oberst aus der Brusttasche über das Pferd weg eine Zeitung. Er las und mußte mit furchtbarem Schrecken erfahren, daß man in der That seinen eigenen Vater verfolgte. Eine Weile saß er wie gelähmt auf seinem Pferde, bis er plötzlich von Zorn, Scham und Schmerz erfaßt, dem Thiere die Sporen in die Weichen rannte, daß es kerzengrade in die Höhe strebte und sich bäumte, daß es, trotzdem er wild in die Zügel riß, im rasendsten Carrière mit dem Reiter hinaussprengte und in die Schießbahn der Kanonen hinausjagte und schnaubend den Staub mit den Hufen in die Höhe schlug. Der Major wartete, daß eine Kanonenkugel auf ihn hereinschlüge, als er

so wahnsinnig dahinritt, aber man hatte schnell, da man ihn der Gefahr ausgesetzt sah, überall das Feuer eingestellt. Als er endlich nach langem Kampfe zurückkam, war zugleich sein militärischer Sinn tief verletzt, daß er in solcher Weise, aus solcher Ursache den Dienst unterbrochen hatte und stumm und verzweifelt sah er dem weiteren Manöver zu. —

Am Nachmittag saß er in seinem Zimmer und schrieb an einem Entlassungsgesuch, das er unverzüglich an höherer Stelle einreichen wollte, da er es nicht mit seiner Ehre verantworten konnte als Sohn eines steckbrieflich Verfolgten im strengen Dienste zum Schutze des Vaterlandes thätig zu sein. Er war noch nicht innerlich zur Besinnung gekommen, in einem stumpfen Gefühle ungeheuren Schmerzes und kalter Gleichgültigkeit zugleich hatte er den Vormittag verlebt und nur das Gefühl eigner Ehrlosigkeit nagte an ihm, als ob er selbst der Verfolgte wäre.

Frau Hedwig trat mit ihrem Sohne an der Hand in's Zimmer und frug ihn verwundert, warum er sich während des Mittags eingeschlossen habe. Sie wußte noch Nichts von dem Gerüchte und den Meldungen der Zeitungen und so frug sie beklommen:

„Ist Etwas vorgefallen?!"

„Nicht viel!" meinte der Major dumpf.

„Was schreibst Du da, lieber Mann?"

„Mein Todesurtheil!" erwiderte er.

„Geh hinaus, mein Kind!" wendete sich Hedwig an ihren Sohn. „Laß Deine Eltern allein!"

Der Knabe wollte das Zimmer verlassen, aber der Major sagte traurig: „O, er mag nur immerhin hier bleiben. Früher oder später erfährt er's doch!"

„Ferdinand, warum quälst Du uns so? Sollten wir's nicht tragen können? Warum schweigst Du? Warum redest

Du nicht? Es ist Etwas sehr Trauriges geschehen, ich fühl es und so sag's doch schnell heraus! Soll Deine Frau nicht mehr Dein Vertrauen haben? Hängt es zusammen mit meines Schwagers Heirath? Vergieb mir, aber eine Jüdin — nein, ich müßte mich selbst verachten, wenn ich das billigen könnte!"

„Und das noch dazu!" rief der Major außer sich. „O, wenn's ein Mord wäre, wenn er Einen erschlagen hätte, wenn er vergiftet, wenn er das scheußlichste Verbrechen begangen hätte! Und o — die niedere, schmachvolle Gemeinheit! die plebejische, niedere Gemeinheit. Ein Dieb! Ein feiger, feiler Postbeuteldieb! Und nun steckbrieflich verfolgt! Am Pranger vor der ganzen Welt und als geschorener Graukopf wird er im grauen Kittel die Straßen kehren — und ich, der Major „von", der adelige Herr Sohn, ich der Sohn eines Zuchthäuslers!"

„Um Gotteswillen!" sagte Hedwig jäh erbleichend. „Dein Vater? Was ist das?

„O — warum mußte ich eitler Narr den tollen Einfall haben, eine Frau von Stande zu nehmen! hätt ich doch eine Nähtermamsell, eine Fabrikdirne genommen, so wär ja Alles in der Ordnung, in schönster, bester Ordnung! Wir wären die würdigen, trefflichen Kinder des Straßenkehrers im grauen Kittel, wir hätten sogar ein gutes Herz und helfen ihm den Pferdemist zusammenstreichen vor den Palästen der Stadt, wir wären pietätvoll, kindlich auch gegen den alten, niedrigen Dieb — denn wir hätten uns seiner und unser nicht zu schämen! Wir würden weinen, weinen über das arme, alte Väterchen, wir würden es streicheln und bedauern, daß es so dumm war, sich fangen zu lassen, wir würden gute, gute Kinder sein und weinen. Und o — so, so, so — ja, so müssen wir eben lachen!"

„Ferdinand!“ sagte Frau Hedwig, „Du schändest Dich selbst!“

„Mein Vater schändet mich, mein Vater!“ rief der Major wild und schmerzlich. Die Stimme brach ihm und unsägliche Thränen brachen ihm aus den Augen, seine Brust arbeitete schluchzend gegen den unsäglichen Schmerz, der ihn erfaßte.

Es hat tüchtige Soldaten und Männer aus dem Offizierſstande gegeben, die die Nacht durchweinten und schluchzten, wenn ein Armeebefehl erscheint und sie sehen sich übergangen, sehen sich zurückgesetzt und nicht befördert. Wie sollte nun er nicht weinen als ein Mann, da seine Ehre nicht allein, da sein sittlicher Stolz, die Liebe zum Vater verwundet ist, da er das Kind einer Zeit ist, die viele Schmerzen im Schooße trägt, von denen auch ihm sein Theil nicht vorenthalten ist!

Frau Hedwig trat hin zu ihm und strich ihm leise mit der Hand über sein Haupt. Er reichte ihr, ringend mit seinen Thränen, das Zeitungsblatt, darin sein Vater steckbrieflich verfolgt ward, er reichte ihr auch das Entlassungsgesuch. Sie las schweigend, nachdem sie sich neben ihn hingesetzt hatte und blickte dann starr und fast ausdruckslos vor sich hin.

So saß sie eine lange Zeit. Ihr Blick schaute so starr in's Leere, daß der Knabe unwillkürlich von seiner Mutter sich fortschlich und leise das Zimmer verließ. Sie bemerkte es nicht, denn sie hörte nur die schweren, schluchzenden Töne, die sich aus der Brust ihres Mannes hervorrangen nnd diese Töne zerrissen ihr das Herz. Er, den sie liebte als ihr Alles, er saß weinend wie ein Kind vor ihr, der Ehrenmann, der Tüchtige und Treffliche, der sich redlich emporgearbeitet hatte im Leben und jeder Zoll ein wahrer Mann war. Und er weinte um seinen eigenen Vater. Und dieser Vater hatte

mit einem Mal die redliche Lebensarbeit des Sohnes durch ein leichtsinniges Verbrechen und vielleicht, wenn er nicht schuldig war, durch leichtsinniges Verschwinden alle Lebenshoffnungen des Mannes zerstört, zerstört die Ehre des eigenen Sohnes, zerstört die Ehre seiner Familie. Und wie sie ihren Mann gebrochen vor sich sah und noch in tiefer Seele liebte, so faßte sie ein wilder Haß gegen den Vater des Mannes, der Schuld war, daß der Major unmännlich und schwach vor der eigenen Gattin erschien. Und wenn sie früher sich leise des Schwiegervaters geschämt hatte, so meinte sie nun auch innerlich dazu berechtigt zu sein und ihre Verachtung des Postbamten, ihr Haß gegen den Schwiegervater war natürlich wie der Schmerz ihres Mannes. Sie sagte endlich:

„Er muß seine Kinder nie geliebt haben. Ich veracht' ihn."

Der Major schwieg und raffte sich innerlich zusammen. Es war ihm, als würde da eben Etwas gesagt, was er nicht hätte hören sollen. Aber er sagte Nichts und nur sein krankhafter Schmerz ließ einen Moment nach und er trocknete schnell seine Thränen.

Hedwig erhob sich und ging ein paar Mal stolz im Zimmer auf und nieder, indem sie finster die Zähne auf die Lippen biß. Ihr Kleid schleifte die Erde und in der lautlosen Stille des Zimmers war es, als wenn das Rauschen des Gewandes den tiefen Haß ausspräche, der sie erfüllte. Der Major sah auf und runzelte die Brauen. Er sah, daß in der Frau Gefühle lebten, die er nicht dulden sollte. Und zugleich kam ihm, wie sie so durch's Zimmer schritt, ein mächtig Gefühl der männlichen Freude über das Weib in den Sinn. Trotz seiner Schmerzen erfaßte ihn ganz plötzlich eine Leidenschaft für die eigne Gattin, die sehr verschieden war von der ruhigen, ehelichen Liebe, die er bisher zu ihr empfunden.

Und wie dieses Gefühl urplötzlich und mächtig in ihm aufblitzte, kam zugleich der Gedanke, daß jetzt wahrlich am wenigsten die Zeit war, eine solche Leidenschaft zu nähren. So war die Wolke seines Geistes gewitterschwül und schwer von finstern, bangen Gefühlen. Er hatte geweint und wenn ein Mann den größten Schmerz überwunden hat, so faßt ihn wol auch Zorn und Liebe zugleich mit rauhen Händen an.

Und Hedwig blieb am Fenster stehen und schaute nach dem Garten hinaus und begann:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie ich diesen Menschen verachte, der noch als ein Greis die Ehre seiner ganzen Familie versetzt, verspielt, wie ein Dieb die gestohlne Sache zum Pfandleiher trägt. O, wenn sie ihn doch fangen würden, wenn sie ihn auffänden. Ich hab's schon überwunden, die Schande ist einmal da, die Schande ist nicht mehr zu ändern, man muß es tragen. Aber wenn sie ihn fingen, ich würde mit Genuß an der öffentlichen Gerichtsverhandlung theilnehmen, ich wollte ihn mit Vergnügen vor meinem Haus die Straße kehren sehen oder ihn am Spinnrocken im Zuchthaus wissen! Was soll ich mich schämen? Gereicht es mir, gereicht es Dir zur Schande? Lächerlich! Den saubern, pflichtgetreuen Herren selbst allein schändet es und ich gönn's ihm so sicher, als ich ihn hasse, hasse, weil er mir den eigenen Mann zum Spott der Welt macht. Ein Dieb, der pflichtgetreue Herr! Allmählich begreif ich, warum er sich nicht hat befördern lassen. Ein Komödiant, der Nachts um zwölf Uhr predigt von seinen Tugenden und seinem Sohne Pflichtreden hält, um am andern Tage als gemeiner Gauner das Weite zu suchen!"

„Und nun, nachdem Du Dein Herz erleichtert hast," sagte plötzlich der Major finster, „nun wirst Du gefälligst Deinen Mund halten."

Sie schwieg eine Weile, denn sie sah, daß sie Unrecht hatte. Aber mächtig regte sich in ihr der alte Dämon des Weibes zur Widerrede und nach einer Weile sagte sie gelassen und stolz:

„Es steht dem Sohne gut an, die Partei des Vaters zu ergreifen.“

„So ist es!“ sagte der Major finster und seine Brauen runzelten sich. Sie bemerkte es, und blieb wieder eine Weile stumm.

„Auch wenn der Vater ein Verbrecher, ein Dieb ist?“ warf sie hin.

„O —!“ sagte der Major. Er fand kein Wort, aber endlich brach er hervor: „Auch dann! Auch wenn der Vater ein Dieb ist. Und es steht dem Sohne gut an, das Weib, das sich erfrecht, ihm das noch einmal zu sagen, nachdem er in Qualen dagesessen, es steht ihm gut an, das Weib aus seinem Hause zu jagen und durch den Kutscher fortpeitschen zu lassen!“

„Oder sie ihn — den Parvenü, der sich als toller Junker geberdet!“ rief Hedwig, indem sie sich umkehrte und ihm entgegentrat.

Die beiden Ehegatten standen sich gegenüber und ihre Gefühle waren wild wie die Zeit, in der sie lebten. Er blickte zornig auf und ein Wetterleuchten ging um seine Stirn. Er sah das herrliche, große Weib, von Zorn und Scham und Angst verwirrt, vor sich und wie sie jetzt den Arm rasch erhob, mit der Hand ihre Schläfe leicht strich und ihr Haar ordnete, faßte ihn mächtige Leidenschaft, Liebe und männliche Freude an der Gattin. Und weil sie sich erkühnt hatte, ihm so wilde Worte entgegen zu schleudern, sagte er zu ihr:

„Du bist schön, Hedwig. Stehe noch eine Weile so! So! Laß nur die Hand an der Schläfe. Es ist eine stolze

Bewegung, wie Du da den Arm erhebst. Du gefällst Deinem Manne. Und weil Du Deinem Manne gefällst, der der Sohn eines Verbrechers ist, so sollst Du Deinem Manne beweisen, daß Du Dich des Sohnes eines Diebes nicht schämst. Und weil Du Dich des Verbrechersohns nicht schämst, so sollst Du heute Deinem Mann gewähren, was eine Frau dem Manne gerne giebt, wenn sie ihm so gut gefällt, wie Du mir gefällst. Gieb mir vorläufig einmal einen Kuß, schönes Weib!"

„O pfui!" sagte sie bebend und mit Verachtung und trat zurück. „Rühre mich nicht an! Hinweg!"

„Du bist sehr schön, Hedwig, und ich hasse Dich und liebe Dich. Einen Verbrechersohn hast Du geheirathet und so denke ich, es wird Dir nicht schwerfallen Dich auch als schöne Verbrecherin zu bekennen. Es ist Raçe in Dir, mein liebes Weib, und so wirst Du mir erfüllen, was ich wünsche!"

„Ein Verbrechen!" sagte sie mit erstickter Stimme. „Du sagst es, es wäre ein Verbrechen. Ein gemeiner, ein gemeiner Diebstahl, wie der Deines Vaters, den Du an Deiner Frau begehen willst. Rühre mich nicht, ich sage Dir, rühre mich nicht an!"

„Ein Diebstahl!" rief er wild. Er stürzte auf sie los, umfaßte sie leidenschaftlich, und drückte ihr wilde, glühende Küsse auf den Mund, als wollte er ein fremdes Weib mit Gewalt zu seinen Wünschen zwingen. Sie wehrte sich nicht und ließ ihn mit Verachtung gewähren. Er küßte sie wieder. Da stieß sie ihn plötzlich zurück und sagte kalt:

„Die Sache wäre nun also entschieden. Du begreifst, daß ich nicht die Schwiegertochter eines Zuchthäuslers länger sein kann. Ebenso wenig die Frau eines — eines — wie

soll ich sagen — eines verabschiedeten Majors. Ich denke, Du verstehst mich."

„Ich werde Dir eine Kugel durch den stolzen, tollen Kopf jagen, wenn es Dein Ernst ist!" sagte der Major.

„Recht reckenhaft und nordisch geht es zu bei Dir. Ich wundre mich, daß Du mich nicht prügelst. Wir sind also geschieden. Ich werde sofort die nöthigen Schritte thun die Scheidung einzuleiten. Ich fahre sogleich auf unsere — ich wollte sagen, Deine Güter, von denen Dir ja wol das Scheidungsgericht einen Theil zusprechen wird und Deinem Sohne, da ich die Ehe auflöse. Das wäre also sehr schnell entschieden."

Der Major stand stumm und verzweifelt da und blickte auf die Frau, die in der Thüre stand. Ein langer, dunkler Kampf von Gefühlen durchwühlte sein Inneres. Dann aber sagte auch er dumpf und mit gekünstelter Ruhe:

„Ich fühl's, daß Du Recht hast. Es ist besser so. Du sollst nicht die Schwiegertochter eines Verbrechers sein. Mich hast Du nicht geliebt. Du beweisest es heute. Ich billige Deinen Vorschlag und stehe der Scheidung nicht entgegen. Juristische Gründe stehen ja gewiß genug zur Verfügung, um das Band, das innerlich zerrissen ward, auch äußerlich zu zerreißen. Wenn Du willst, so kann ich Dir ja leicht einen Grund schaffen. Berlin ist reich an Frauen und Mädchen."

„Thue das," sagte sie mit Verachtung und verließ das Zimmer. In diesem Augenblicke schellte unten heftig die Klingel der Hausthür. Nach einer Weile trat ein Diener zu Frau Hedwig und meldete, daß eine junge Dame die Frau Majorin zu sprechen wünsche. Er gab eine Visitenkarte ab und Hedwig las darauf den Namen Emma Eva Kohn. Hedwig sagte, da sie erschrocken war einen

Namen zu lesen, den auch der Rechtsanwalt genannt hatte, sie sei für Niemanden zu sprechen und man möge die Dame abweisen.

„O doch — Sie sind zu sprechen, Frau von Bredow!" erklang eine angenehme Stimme. Hedwig blickte auf und sah auf den zwei letzten Treppenstufen eine junge Dame stehen, die eben heraufgekommen sein mußte. Sie blickte schüchtern aus dunklen Augen, ja, ein wenig unstät auf die Herrin des Hauses und ihre Stimme bebte leise. Ein Ausdruck großer Sanftmuth lag auf ihrem Antlitz. Sie war schwarz gekleidet und sehr einfach. Die langen gerollten Locken lagen unter ihrem Hute, der mit geschmacklos bunten, aber theuren Blumen und Bändern geziert war, bis auf die Schultern des Mädchens, das übrigens schön gebaut einen stattlichen Eindruck machte. Sie hatte einen hellgrauen Überwurf um die Schultern, den sie fest zusammennahm mit den Händen, als fröre sie. So stand sie mit dem einen Fuß bereits auf der letzten Stufe und es war ein plastisches, halb schönes, halb geschmacklos originelles Bild, das die Majorin zu sehen glaubte. Sie sagte kurz und abweisend:

„Sie verwechseln, mein Fräulein, die Begriffe. Ich bin in der That nicht zu sprechen, obwol ich allerdings zu Hause bin, wie Sie sehen. Ich würde nicht einmal für eine Christin zu sprechen sein heute; für ein Kind Israels natürlich noch viel weniger. Mein Fräulein, ich —"

Sie neigte leicht ihr Haupt und wollte in ein Zimmer gehn und die Fremde stehen lassen. Eva aber trat vollends auf die Höhe der Etage und nahm ihren hellen Überwurf noch fester mit den Händen zusammen, als werde ihr immer frostiger zu Muth. Dazu sagte sie mit der sanftesten Stimme von der Welt, als sagte sie Etwas Schmeichelvolles, Liebes:

„Ich wünsche es, Frau Majorin, daß Sie für mich

zu sprechen sind. Ich bin es gewöhnt, daß man vor mir Respect hat."

„Sie wünschen —?" sagte Hedwig schnell, indem sie das Haupt frappirt herumwarf. Auf ihren Lippen schwebte ein halb stolzes, halb verächtliches Lächeln.

Auch das junge Mädchen lächelte ganz leise vor sich und es war ein herzensguter Blick, der die Majorin traf, als sie zugleich mit einem eigentümlich gutmüthigen Tone sagte:

„Nun sind Sie schon geschlagen, meine liebe Frau von Bredow. Führen sie uns gefälligst in das Empfangszimmer!" wendete sie sich an den Diener.

Es trat ein merkwürdiger Fall ein. Der Diener blickte, zweifelnd, was er thun solle, auf Frau Hedwig. Als er aus ihren Mienen nur eine unbestimmte Verwunderung herauslas, faßte er sich schnell ein Herz, schritt eilfertig nach der Thür des Salons und warf mit einer tiefen Verbeugung beide Thürflügel auf. Sofort schritt Emma Eva durch die Thür hinein in das Zimmer, während Hedwig sich auf die Lippen biß, aber unwillkürlich dem eigenthümlichen Mädchen folgte. Sie winkte dem Diener ab, der die Thüren schloß.

Die beiden Frauen waren nun allein im Zimmer und standen sich gegenüber. Eva wartete, daß die Majorin sie zum Niedersitzen einlade, aber Frau Hedwig mochte sich nicht als die Geschlagene bekennen und ließ die junge Dame stehen.

Eva sagte:

„Obwol ich, gnädige Frau, in meines Vaters Equipage vorgefahren bin, so ist es doch ein ziemlich weiter Weg von meinem elterlichen Hause bis hierher. Nehmen Sie an, ich wäre diesen weiten Weg gegangen und nicht gefahren und gestatten Sie daher, daß ich mich ein wenig ausruhe und setze."

Hedwig erwiderte Nichts, da aber das Mädchen sich ohne weitere Umstände zu machen auf ein Sopha niederließ, so setzte auch sie sich unwillkürlich und frug gedehnt:

„Mit wem, mein liebes, verehrtes Fräulein, habe ich nur eigentlich die Ehre und das Vergnügen zu sprechen. Sie sagten, Sie wären gewöhnt, daß man Respect vor Ihnen habe — ich bin gern bereit dazu, wenn ich nur erst weiß, wen ich vor mir sehe und welcher Zweck vor Allem Sie zu mir führt.“

„Emma Eva Kohn bin ich. Nur Emma Eva Kohn,“ erwiederte das sanfte Mädchen, schwieg stille und lächelte wieder ganz flüchtig und leise.

Hedwig fühlte noch immer nicht, daß das Mädchen zu ihrer angebornen Gutmütigkeit und ungeheuchelten Sanftmuth auch eine stille Energie und Zähigkeit eigener Art besaß und sich dieser Energie so sehr bewußt war, daß sie sich ein ironisches schalkhaftes Vergnügen daraus machte so zu thun, als wäre sie durchaus schüchtern und unzurechnungsfähig. Das Lächeln deutete Hedwig eben auf eine solche Verlegenheit und Schüchternheit und sie sagte, da sie sich mit einem Male das ganze Benehmen des Mädchens als einen Ausdruck größter Linkischkeit erklärte:

„Mein Fräulein, Ihren Namen kannte ich schon von Ihrer Visitenkarte. Aber was ist ein Namen. Ich weiß noch immer nicht, wer Sie sind, was Sie wünschen. Übrigens reden Sie frei und ohne Schüchternheit. Da Sie es einmal so weit gebracht haben, daß ich mit Ihnen spreche, so legen Sie nun auch ihr befangenes Wesen ein wenig ab und sagen mir offen, was Sie wünschen.“

Emma Eva blickte mit ihren großen, schwarzen Augen verwundert auf die Majorin. Und wieder lächelte sie gutmüthig und doch so ironisch, so klug und treu zugleich. Dann sagte sie mit sanfter Stimme:

„Mein Bräutigam, der Herr Rechtsanwalt Bredow, hat Ihnen jedenfalls meinen Namen nicht genannt, sonst würden Sie gewiß sofort ein weiteres Prädicat zu diesem Namen vorgefunden haben. Irre ich nicht, so bin ich dasselbe Kind Israels, das Sie niemals als Ihre Schwägerin anerkennen werden, wenn Sie Ihr Wort halten, das Sie meinem Bräutigam gaben.“

„Niemals!“ sagte Hedwig schroff.

„Niemals!“ wiederholte das Mädchen, nicht ohne den Ausdruck des Schmerzes. Aber es klang, als bemitleide sie irgend eine Andere, der das schroffe Wort der Majorin galt und als wäre sie nur eine gute Freundin der Betreffenden. “Niemals! Es thut mir recht weh, Frau von Bredow. Ich kann nicht zweifeln, daß Sie Ihr Wort halten werden.“

„Sie denken sehr richtig, mein Fräulein!“

„Sehr richtig denke ich! Ich dachte mir's,“ meinte sie sanft. „Es thut mir recht weh. Nein, denken Sie nur, Frau Majorin, sagte sie plötzlich mit dem Ausdruck der lautersten Naivität und dem Redestrom sich unbefangen dahingebend, denken Sie nur, welche entsetzlichen Verwirrungen seit einiger Zeit über uns gekommen sind! Als mein Bräutigam bei Ihnen gewesen war, ist er in großer Bestürzung am andren Tage zu uns gekommen und erklärt, er müsse auf meine Hand verzichten. Er sei verzweifelt. Ich dachte mir's gleich, daß Sie gegen die Heirath wären, weil ich ja nur eine Jüdin bin, aber ich sagte sofort zu ihm: Lieber Freund Fritz, Deine Verwandten haben hier gar Nichts drein zu reden. Wenn ich einem Christen den Gefallen thue ihn zu heirathen, so hat er sich das auch hübsch gefallen zu lassen. Mich für meine Person wird es niemals in meiner Liebe zu Dir auch nur im Geringsten hindern Dir ein gutes Weib und eine gute Frau zu werden, wenn meine Frau Schwägerin

mich verachtet. Die ganze Sache könnte uns Sorgen machen, wenn die Erlaubniß und unsre Heirath am Willen Deiner Verwandten hinge, aber das ist ja nicht der Fall. Glücklicher Weise würde bei Gericht der Einspruch, ich sei eine Jüdin, ebenso wie auf dem Standesamt nur belächelt werden. Das sagte ich ihm, und nun denken Sie sich, Frau Majorin, daß er in der That aus einem ganz andren Grunde auf mich verzichten wollte und nun erzählte er mir die Geschichte von seinem Vater, und daß er mir nicht zumuthen könne die Schwiegertochter eines Postdiebs zu werden. Das war doch recht ehrenhaft von ihm gehandelt. Ich redete es ihm natürlich aus, meine Eltern nicht minder und unsre Hochzeit wird auch so stattfinden. Ist das nicht recht nett? Ich bin froh, daß ich hier wenigstens Frieden gestiftet."

„Die Begriffe von häuslicher Ehre sind verschieden," meinte Hedwig hart.

„Ach ja — sehr verschieden!" sagte Eva ohne Arg. „Wenn ich bedenke, wie wenig die Deutschen im Pietätsverhältniß im Durchschnitt zu Eltern und Verwandten stehn! Sagen Sie, was Sie wollen, dieser gesunde, rein patriarchalische Sinn, den Engländer und Israeliten haben, ist in Deutschland nur allzuwenig vorhanden. So hübsch wie bei uns zu Hause, ist's doch in keiner deutschen Familie. Und wenn man es auch nicht zugeben will, der berühmte deutsche Familiensinn ist eigentlich eine Lüge. In keinem Lande wird so wenig das vierte Gebot unseres Moses wirklich gehalten, wie in Deutschland. Ehre Vater und Mutter! meine ich. Auch das sechste Gebot — glauben Sie mir, gnädige Frau, daß es mir ist, als müßte in unsrer Zeit die Welt verlernt haben, was in unsren jüdischen zehn Geboten steht. Du sollst nicht tödten! steht geschrieben und es hat Philosophen auch in unsren Tagen gegeben, welche sagen, die mosaischen

Gesetze seien das roheste, niedrigste, das allerroheste Sittengesetz, das je eine verjudete Seele habe geben können. Aber, Frau Majorin, Moses muß doch Recht gehabt haben zu sagen: Du sollst nicht tödten! Denn finden Sie es anmuthig, daß in unsrer Zeit keine Woche vergeht ohne ein Attentat, ohne den Versuch eines politischen Mordes, von den alltäglichen Morden gar nicht zu reden? Ach, gute Frau Majorin, der Lessing hatte gut einen Nathan schreiben und die zarten Sittengebote der Toleranz predigen! Heute ist es wirklich so weit, daß auch das zu vornehm ist; wer heute die Juden vertheidigen wollte, müßte ihre allerrohesten zehn Gebote den Menschen vorhalten und ihnen sagen: „Ihr nennt die Juden Wucherer! Und was seid Ihr Selbst? Bestien seid Ihr, die noch einmal die zehn Gebote erst lernen sollten, ehe sie sich unterstünden ein Wort über den alten Moses zu verlieren! Bestien!"

Das Mädchen war aufgestanden und hatte das in heller Wuth gesagt, während sie ihre schwarzen Locken auf den Schultern schüttelte. Plötzlich besann sie sich, daß sie aus der Rolle gefallen war, sie setzte sich wieder und sagte leise lächelnd: „Verzeihen Sie! ich vergaß mich. Ich thue so gescheidt und philosophisch, als hätte ich in Büchern meine Weisheit gehört. Das habe ich auch, aber man darf's ja nicht merken lassen, daß man Etwas gelernt hat als Mädchen. Und überdieß vergesse ich gänzlich, warum ich zu Ihnen gekommen bin. Es ist eine Bitte der Pietät, die mich zu Ihnen führt. Sie wissen, daß Herr Oberpostsekretär Bredow, den wir Beide als Schwiegervater zu verehren haben, sowie meine Hochzeit geschehen ist, spurlos verschwunden scheint. Seine Frau ist, da noch dazu ein schlimmer Verdacht gegen ihn besteht, von Angst und Altersschwäche auf's Krankenlager geworfen worden. Ich komme nun mit der Bitte zu Ihnen, daß Sie als nächste Verwandte die alte Frau zu sich

in's Haus nehmen möchten. Meine Eltern wünschen sie selbst zu pflegen, aber Sie begreifen, daß ich bis zur Hochzeit schon deshalb kein Recht an die alte Dame habe, weil Sie als Frau des ältesten Sohnes sich jedenfalls ihr Vorrecht die Schwiegermutter zu pflegen nicht nehmen lassen wollen."

„Eine sonderbare Zumuthung!" meinte Hedwig.

„Und doch werden Sie sicher meinen Wunsch erfüllen!" meinte Eva sanft. „Es ist ja nur so lange, bis ich selbst mit Fritz verheirathet bin. Dann nehmen wir Ihnen gern die Mutter ab. Sie bedarf so sehr der Pflege, der liebevollen Pflege in einem wohnlichen Hause, wo Garten und Park vorhanden. Und all das besitzen Sie."

„Sie haben ein sonderbares Gewissen, mein Fräulein, daß Sie sich so wenig Scrupel machen den Sohn eines steckbrieflich Verfolgten, eines Diebes und seine Frau, die doch gewiß von der Sache gewußt hat, mit ihrer Familie zu verbinden, an deren Respectabilität ich übrigens in keiner Weise zweifle."

„Es würde auch ganz überflüssig sein," meinte Eva lächelnd. „Aber wer sagt Ihnen auch, daß Herr Bredow ein — Dieb ist?"

„Hat man seine Unschuld bewiesen?"

„Nein, das nun nicht gerade. Aber ich selbst halte ihn nicht für schuldig seit letzter Nacht. Da habe ich einen ganz sonderbaren Traum gehabt. Es war mir im Traum auf einmal Alles klar, ich wußte ganz genau, warum er unschuldig war und daß die Polizei sich geirrt. Ich wußte, daß er allerdings verschwunden war und daß auch ein Postbeutel vermißt wird, aber ich träumte zugleich ganz hell und deutlich, daß Herr Oberpostsekretär den Postbeutel gar nicht genommen haben konnte aus einem ganz einfachen, sonnenklaren, sonnenhellen Grunde und ich träumte diesen Grund — und nun stellen Sie sich vor, daß ich mich deutlich des ganzen

Traumes entsinne und nur diesen einen Grund vergessen habe. Ich habe schon den ganzen Tag darüber nachgesonnen mich auf den Grund, den ich träumte, zu besinnen, aber es ist, wie ein blinder Fleck in meinem Kopf, daß ich mich nicht erinnere, was ich geträumt. Aber ich möchte schwören, daß er unschuldig ist, so deutlich träumte ich's, und es war ein klarer, vernünftiger Traum. Ach, wie unglücklich bin ich, daß der eine, eine Gedanke mir nicht wieder kommen will und ich zerbreche mir den Kopf darüber. Als hätte ich den Staar auf dem einen Auge meines Gedächtnisses, ist mir's, und mit dem andren Auge sehe ich klar und deutlich. Der Gedanke müßte Alles retten, Alles aufklären mit einem Schlage; ich wußte ihn genau und möchte wahnsinnig werden, da ich mich nicht darauf besinnen kann!"

Hedwig glaubte in der That eine Wahnsinnige neben sich reden zu hören. Und doch hatte das ahnungsvolle Mädchen Recht, und es war nicht einmal wunderbar, was ihr geschehen war, sondern das Alltäglichste, was der Weltgeist hervorbringt, um seine armen Menschenkinder zu necken und zu peinigen und schwere Verwirrungen der menschlichen Dinge anzurichten. Hedwig aber versetzte:

„Es ist sehr löblich solche klare Träume zu haben, nur ändern sie nichts an der Thatsache. Denn das träumen wir ja nicht, daß in den Zeitungen die Steckbriefe stehn vor wachenden Augen und daß die Schuld evident ist, so sonnenklar wie Ihr Traum. Und so wissen Sie denn, daß ich gern trotz der klaren Schuld die Mutter in mein Haus nehmen würde, wenn ich überhaupt noch ein Glied der Familie Bredow wäre. Ich bin nicht im Stande die Dame zu mir zu nehmen, da ich gar kein Recht mehr dazu habe. Erfahren Sie, daß unverzüglich meine Scheidung von dem Major von Bredow eingeleitet wird."

„Um Gotteswillen!“ sagte Eva erschrocken. Dann stand sie plötzlich auf, schüttelte wieder ihre schwarzen Locken um die Schulter und sagte finster: „Du sollst nicht — kennen Sie das sechste Gebot?!“

„Genug, mein Fräulein. Man pflegt lästigen Schacherjuden die Thüre zu weisen. Warum nicht auch den Jüdinnen!“

Eva schwieg. Ein schmerzlicher Zug ging über ihr Antlitz und plötzlich lag wieder ein Hauch der Sanftmuth um ihre Augen. Wieder lächelte sie in ihrer eigenthümlichen, vielsagenden Art und sie versetzte:

„So ein armer Schnorrer macht gern sein Geschäft, gnädige Frau. Es ist wahr, er ist lästig und man weiset ihm die Thüre. Aber der arme Schnorrer kommt wieder. Man weiset ihm nochmals die Thüre und er geht und wieder nach einer Zeit kommt er zurück und er ruht und rastet nicht eher, als bis er doch ein Geschäft gemacht hat. Das ist die schlimme Seite daran. Und nun will ich Ihnen eine andre Geschichte von einem andren, alten Schnorrer erzählen. Ich kann sie zufällig auswendig, da sie mir immer sehr gut gefallen hat. Sie lautet: Einst wollte Gott in seinem heiligen Zorne die verbrecherische Stadt Sodom verbrennen. Da trat Abraham hin zu ihm und schacherte mit dem Herrn. Er bat ihn: „Das sei ferne von Dir, daß Du das thust und tödtest den Gerechten mit dem Gottlosen. Du wirst nicht so richten!“ Der Herr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich um ihrer willen all den Orten vergeben. Abraham antwortete und sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wie wohl ich Erde und Asche bin. Es möchten vielleicht fünf weniger, denn fünfzig Gerechte darinnen sein — und Gott verspricht um der fünfundvierzig willen die Stadt zu schonen. Und Abraham

meint: Vielleicht vierzig! Gut, sagt der Herr. Abraham: Zürne nicht, man möchte vielleicht dreißig darinnen finden. Auch um ihretwillen will Gott die Stadt verschonen. Und Abraham meint zwanzig, ja, er handelt bis auf zehn Gerechte hinunter und Gott verspricht um zehn Gerechter willen die Stadt zu schonen. Gnädige Frau, der alte Schnorrer Abraham hat dem Herrn genau gerechnet vierzig Gerechte abgehandelt.

Was hat er gehandelt? Um was hat er gehandelt? Um Gerechte, gnädige Frau, um Recht, um Recht, wie Shylock. Um Recht, gnädige Frau. —

Ich bin auch so ein alter Schnorrer; setzte sie mit feinem Lächeln dazu. Ich werde wiederkommen, ganz gewiß. Ich werde wiederkommen. Und wir wollen schachern um die Gerechten und um die zehn Gebote unseres Moses."

Sie verneigte sich mit leichter Bewegung, während immer noch jenes sichere Lächeln um ihre Lippen schwebte. Und sie ging.

Und als sie das Zimmer verlassen hatte, und als die stolze Frau noch einmal des wehmüthigen, sicheren Lächelns, der Worte des Mädchens gedachte, warf sie sich mit unsäglichem Schmerze auf das Sopha und ihr Busen hob sich bebend, als sie in einen Strom von Thränen ausbrechend gedenken mußte ihres Mannes und des alten Schnorrer Abraham. —

Während dieses Gespräch in der Villa geführt wurde, war der Major in seinem Garten nach allen Richtungen aufgeregt hin- und hergeschritten. Von Neuem war die Qual seiner Existenz über ihn gekommen, und die Trennung von der Gemalin, die ihm unvermeidlich schien, machte seine Gedanken zu den unglücklichsten. Er hatte rasch eine Pistole geladen, hatte sie zu sich gesteckt und kämpfte im Garten hin- und wiederschreitend mit dem Gedanken des Selbstmords. Es

schien ihm in seiner traurigen, unseligen Stimmung das Ehrenhafteste sich selbst die Kugel durch den Kopf zu jagen, die er seiner Gattin gedroht hatte, es schien ihm das Ehrenhafteste auch der übrigen Schmach der Familie gegenüber. Schon hatte er den Entschluß gefaßt und wollte nur sein Haus verlassen, um in irgend einer stillen Gegend des Thiergartens rasch ein Ende zu machen. Er drückte die Hand auf die Klinke der Gitterthüre an der Straße, als ein Bursche, den er als den Zeitungscolporteur kannte, herankam und ihm das neuste politische Blatt übergab. Er sagte:

„Der Russe macht sich schon wieder 'n bisken mausig. In Paris hat er 'ne schöne Quaddelei zusammenjetratscht. Viel Jeschrei un wenig Wolle!"

Darauf sprang er weiter. Unwillkürlich las der Major die Spitze der Zeitung und er sah, daß ein russischer, berühmter Feldherr zum zweiten Mal den Deutschen in öffentlicher Rede den Todfeind genannt, daß er slavischen Studenten gesagt, er hoffe sie auf dem Schlachtfeld wiederzusehen.

Den Major durchzuckte die Wuth. Und als er sich vom ersten Erstaunen erholt hatte, zog er langsam sein Entlassungsgesuch aus der Tasche und zerriß es. Die Pistole aber schoß er auf einen Spatzen ab, der schwatzend in seinem Garten flatterte. Und als der Knall verklungen war und der Dampf sich vor seinem Auge verzogen hatte, sagte er vor sich hin:

„Es war zu zeitig mit der Pistole. Ich bin doch noch gut genug zum Kanonenfutter gegen die Unverschämten! Auf dem Schlachtfeld werden wir ja sehen!"

Viertes Kapitel.

Ein sonniger Frühlingstag webte über den Schornsteinen und Thürmen und Kuppeln der Stadt. Schneeweiße Wolken stiegen über der runden, gewaltigen Kuppel des Schloßthurms empor und die rothe Fahne mit dem schwarzen Kreuz auf dem Palais des Kaisers ragte in eine leichte, milderwärmte Luft. Es war ein Sonntag und in dichtgedrängten Schaaren zogen die Bürger unter den Kastanienbäumen und Linden nach dem Brandenburger Thor, das in hellem, magischen Lichte weiß über die unzähligen bunten, beweglichen Farben der wandelnden Menschenkinder blickte. Um das Denkmal Friedrichs des Zweiten vor dem Kaiserlichen Palais flatterten hoch oben im milden Sonnenschein die ersten Boten des Frühlings, Schwalben und ihre Genossen, aus nahen Gehöften hörte man die lockenden Rufe des Pirols herüber tönen. Die Schloßbrücke nach Alt-Köln hinüber spiegelte ihre acht weißen Marmorgruppen tief unten im reinen Spiegel der Spree und wie eine weiße Nixe krönte unten im kühlen Schooße des Gewässers Nike den Sieger, führte Iris noch immer in ewiger Frühlingsjugend den siegreich Gefallenen zum Olymp empor.

Auch draußen auf der Hasenhaide war ein reges, übermüthiges Frühlingsleben. Die Papageien einer Menagerie kreischten und lärmten vor den buntbemalten, leinenen Wänden der Bude; die Caroussels drehten sich mit ihren Holzpferden und Wagen lustig um ihre musikalische Axe und überschrieen einander und ein Chaos von verschiedenen Melodieen schwirrte um die Ohren der übermüthigen Menge. Fürchterlich schrie der Mann, der Rosaura, die größte Dame der Welt zeigte,

dazwischen knallte in einer Schießbude das abgeschossene Gewehr eines Schützen, der eine weiße Thonpfeife zu zertrümmern weder Geld noch Mühe scheute. Vor dem Wachsfigurencabinet stand eine ehrwürdige Gesellschaft historischer Helden versammelt und drehte ununterbrochen ihre starren Augen im Kreise umher. Wenn Napoleon der Dritte die Hand erhob und seinen Henri-quatre strich, machte drüben auf der andren Seite der Sultan mit dem Turban unfehlbar eine Bewegung, welche für die Haremsdame gegenüber einen zarten Wink bedeutete. Papst Pius der Neunte aber ließ sich jedesmal zu gleicher Zeit von einem Pilger den Fuß küssen, und in geheimnißvollem Zusammenhange damit rollte das Wachsbild des Fürsten Bismarck, des Kanzlers des Reiches, einmal seine Augen fürchterlich im Kopfe herum.

Herr Oberpostsekretär Bredow hatte lange vor diesem Wachsfigurencabinet gestanden und, da er ein großer Politiker war, eine Reihe der merkwürdigsten Betrachtungen auch hier angestellt über das menschliche Leben. Er meinte zu einem Nachbar, der mit ihm bewundernd vor diesen historischen Helden stand:

„Sagen Sie, was Sie wollen, det Wachsfigurencabinet is wie dat menschliche Leben selbst; und man sieht janz jenau, dat alle Dinge im menschlichen Leben ihren inneren Zusammenhang haben. Jlooben Se mir, ik bin nur'n alter Knabe, aber hier wird mir 'mal die janze Jeschichte so klar wie Kloßbrühe. Da bildet sich der Bismarck da ein, er rollte seine Oogen so jewissermaßen von selbst, und wenn er die Oogen rollte, so müßte deßhalb der Napolium seinen Henri-quatre streichen. Aber erlauben Sie mir, er täuscht sich. Er ignorirt jänzlich, dat zur jleichen Zeit der Pilger da dem Pianino den Fuß ableckt und wer sagt Ihnen denn, ob nich der Reichskanzler blos deßhalb die Oogen rollen

muß, weil der Pianino da seinen Fuß jeküßt kriegt? Übrigens soll der sich nicht einbilden, daß er etwa den Kanzler rejierte, oder die Haremsdame soll ooch nich denken, dat der Herr Sultan auf einmal wieder jemüthlich wird, weil der Kanzler da ist, sondern die Jeschichte ist in Wirklichkeit die, dat alle zusammen von 'ner jeheimen Maschinerie jelenkt werden und wenn's der Maschinerie beliebt, so muß man dort der kleene Tambour zu trommeln anfangen, bis er ausgetrommelt hat, die Haremsdame muß mit Pikanterie lächeln un der Kanzler muß de Oogen im Kopfe herumdrehen, wie'n jestochnet Kalb. Wenn er dat hören würde, wat ich sage, so würd' er sagen, dat die Sache janz richtig ist, denn es ist Nichts, als die vollkommenste Realpolitik, wo die Leute da vorstellen. Ja, ja, dat menschliche Leben, dat menschliche Leben! Man findet das janze menschliche Leben überall beisammen, janz eingal ob Sie auf der Stadtbahn fahren oder im Zoologischen Jarten die janze Welt versammelt sehn oder hier!"

„Jawol!" sagte ein lustiger Geselle, der eben sich vorüberdrängte. „Dat menschliche Leben finden Se sogar im Hutfutter. Sehen Sie 'mal nach!"

Und mit diesen Worten schlug er dem Alten mit der Faust auf den Kopf, daß ihm der Hut bis über's Gesicht auf die Nase getrieben wurde. Im selben Moment aber rief ein Nachbar:

„Na, Aujust, schämst De Dich nicht dat menschliche Leben dem ollen Papa in die Nase zu hauen? Haut ihm!"

Der Ruf Haut ihm! wirkte begeisternd auf die ganze Nachbarschaft. Der lustige Geselle fühlte auf einmal seinen eigenen Hut über der Nase, er schlug um sich herum, traf einen Andren schmerzlich mit seinem Stocke, der aufjohlte und sofort begann ein allgemeines Handgemenge von der Art, die der Deutsche eine „solenne Keilerei" nennt. Hüte

wurden eingetrieben, Witze gerissen, Schläge ausgetheilt, Alles mit dem souveränsten Humor von der Welt. Der Oberpostsekretär aber flüchtete sich schleunigst aus dem Getümmel und sah von Weitem behaglich zu wie die Arme der Kämpfenden durch die Luft flogen, wie die Fäuste niederfielen und Einer den Andren nach allen vier Himmelsgegenden herumrempelte. Die Schlägerei drohte größere Dimensionen anzunehmen und da vorläufig noch keine Aussicht war, daß ein Polizeidiener die Kämpfenden auseinanderjagen würde, schritt der Oberpostsekretär nach dem Carousel in der Nähe, das eben sich in Bewegung setzen wollte.

Mit jugendlicher Elasticität schwang er sich auf ein Holzpferd und von dieser Höhe blickte er nun reitend hernieder auf das Schlachtfeld, während sich das Carousel unter dem Klange der Leierkasten nach der Melodie in Bewegung setzte:

Lott' is todt, Lott' is todt
Jule liegt im Sterben,
Wer wird nun, wer wird nun
Ihre Kleider erben,

worauf als Intermezzo und Andante die schöne Melodie folgte:

Ach, es jeht jemüthlich
Auf der Pferdebahn,
Det eene Pferd det zieht nich
Det andre, det is lahm.

Ein Bursche aber, der auf dem Pferde neben dem Sekretär ritt, schrie laut, während sie sich im Kreise um die musikalische Axe drehten und hinüber nach der Schlägerei spähten:

Hurrjott, Hurrjott, jetzt kommt's
Wenn et kommt, denn is et da,
Dann jehn wir nach Amerika.
Amerika, det is zu weit,
Denn jehn wir nach de Hasenhaid!

Oberpostsekretär Bredow behauptete zu diesem Nachbar: „'Ne schöne Bescheerung, junger Mann! Da drehen wir uns im Kreise um die Sonne herum und unsre Pferdebahn is von Holz und det enne Pferd, det zieht nicht, det andere, det is lahm, singt's. Un weil ich 'ne Betrachtung über das menschliche Leben anstelle, is da gleich 'ne Keilerei draus geworden, jerade wie im menschlichen Leben, wo's auch so ist. Denn wenn Eener 'mal 'ne neue Ansicht hat über das menschliche Leben, so wird sicher 'n Religionskrieg oder 'n Raçenhaß zuletzt draus. Unterdessen aber dreht sich die ganze Keilerei dort' ooch um die Sonne und ich bleibe dabei, wenn Amerika zu weit is, denn jehn wir eben auf die Hasenhaid, um det menschliche Leben zu studiren."

Und mit verklärten Blicken schaute Herr Bredow über die Hasenhaide hin und ihr buntes Leben, gab seinem Holzpferde die Sporen vor Vergnügen über den Reichthum seines eigenen Geistes, zerrte das Thier am Zügel, und erinnerte sich seiner Jugend und seiner Spazierritte im Thiergarten in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts nicht ohne sinnreiche Betrachtungen wie viel gescheidter er jetzt sei, da ein Holzpferd ihm größeren Genuß bereitete, als seiner Zeit ein lebendiger Gaul.

„Man muß sich nur immer Alles hübsch zusammenreimen, meinte er bei sich. Dat is der Rest und das Ende der janzen menschlichen Weisheit! „Un wol verstanden, junger Mann," rief er seinem Nachbar zu, „mit 'n jehörigen Zislaweng!"

Und mit Zislaweng, mit Grazie und Geschicklichkeit, zügelte er sein hölzernes Roß, daß es schaukelte in freier Luft schwebend, er schlug auf seinen Hut, daß er ihm fester auf der Stirn saß während des scharfen Rittes, er legte sein Haupt schräg gegen die Luft wie ein anstürmender Reiter und sauste im Kreise weiter um die Welt und das menschliche Leben herum. Während er so harmlos seinen phantastischen Flug durch die Lüfte, den er auf der Stadtbahn begonnen, auf hölzernem Rosse fortsetzte, stand vor dem Karoussel ein elegant gekleideter Herr, der den heiteren Oberpostsekretär innig lächelnd unablässig mit seinen Augen verfolgte. Er schien sehr genau den Bau und Wuchs des alten Herrn zu studiren, als wäre er ein bildender Künstler, und nur der aufmerksamste Beobachter hätte unterscheiden können, daß er weniger die körperliche Anatomie des Mannes, als die Anatomie seiner Beinkleider, seines Rockes, seiner Weste studirte. Dabei blickte er so menschlich, wohlwollend lächelnd auf den alten Herrn, als fühle er die Neigung seine persönliche Bekanntschaft zu machen aus reiner Menschenfreundlichkeit und inniger Theilnahme an dem Vergnügen und der heiteren Glückseligkeit des alten Herrn. Man hätte ihn für einen Dichter halten können, für einen realistischen Romanschreiber, der mit liebevoller, theilnehmender Menschlichkeit sich unter das Volk mischt, und mit stillem Genuß Menschen beobachtet, Charaktere studirt. Es lag Etwas so unendlich Überlegenes, Sinniges in dem Blicke des eleganten Herrn, daß man ihn sicher für einen feinen Mann gehalten hätte so lange, bis man seinen Hemdenkragen bemerkt hätte. Dieser Hemdenkragen hatte einen dunklen Schimmer, obwol er nur von Papier war. Er saß augenscheinlich schon seit vier Wochen um den Hals des eleganten Menschenfreundes und die weißen Manschetten, die unter seinem Rockärmel hervorragten, waren

gleichfalls von Papier und hatten kleine Risse. Im Uebrigen aber war sein Anzug tadellos zu nennen.

Auch Herr Bredow hatte ihn bemerkt und da er so lange schon einsam durch die Stadt gewandert war und sich eigentlich immer nur mit sich selber unterhalten hatte, sehnte er sich nach Gesellschaft. Wie er nun den sinnigen, menschenfreundlichen Blick des eleganten Herrn bemerkte, meinte er vielleicht einen angenehmen Gesellschafter für den Rest des Tages auf der Hasenhaide finden zu können in ihm, und es drängte ihn mit irgend einer freundlichen Bemerkung den Herrn unter seinem Ritte anzureden. Dreimal war er schon im Kreise an ihm vorübergesaust, jedesmal wollte er Etwas vom Pferde herunter sagen und jedesmal war auch sein rasches Roß an dem Herrn vorüber und an der entgegengesetzten Seite, wenn er den Mund gerade geöffnet hatte. In seinem Eifer Etwas zu reden beschloß er daher, sein Thier anzuhalten und zum Stehen zu bringen. Als er wieder vor dem eleganten Herrn ankam, warf er den Oberkörper rückwärts und legte sich mit aller Macht in den Zügel und zerrte sein Thier zurück, indem er brrr! brrr! zu dem Thiere sagte. Sonderbarer Weise aber flog er nichtsdestoweniger noch einmal mit dem Karoussel im Kreise herum und er mußte sich erinnern, daß das dumme Thier in der That nur ein ganz ungebildetes Holzpferd war, welches hinter den anderen Pferden im Kreise herumjagte ohne Rücksicht zu nehmen auf den selbstständigen Willen seines Reiters. Und da Herr Bredow sah, er müsse ganz einfach warten bis das ganze Karoussel anhalte, ehe er riskiren könne abzusteigen und den menschenfreundlichen Herrn anzureden, stellte er unterdessen wieder eine Betrachtung an über das menschliche Leben, indem es allenthalben gerade so zugehe wie auf der Hasenhaide und auf einem hölzernen Gaule, der nur dann zum Stehen zu

bringen sei, wenn das ganze Karoussel anhalte. So aber müsse Jeder mit herumfliegen, er möge wollen oder nicht, müsse sich außerdem in Acht nehmen, daß er nicht herunter falle und Hals und Beine breche. Der Sekretär dachte ferner nach über die merkwürdige Logik der Thatsachen, die darin liege, daß es überall im menschlichen Leben eben zugehe wie im menschlichen Leben, daß dieser Satz überall seine Bestätigung finde. Er kam sich aber über diesen Gedanken innerlich ein wenig unklar vor und da er lange nachsann, wie das eigentlich komme und doch zu keinem Schluß gelangen konnte, meinte er bei sich, es sei wohl die kreisende Bewegung seines Rosses Schuld, die ihn innerlich schwindelig mache, daß er manchen gescheidten Gedanken zwar habe, aber doch nicht recht verstehe und innerlich fasse, während er sonst doch sich immer Alles richtig vorstelle innerlich. Dieser Gedanke von der kreisenden Bewegung führte ihn wieder zu der stillen Frage, ob nicht im menschlichem Leben so viele Dummheit nur aus einem Schwindel zu erklären sei, den wir von der kreisenden Bewegung des Weltalls seit Urzeiten nicht loswürden und ob vielleicht nicht deßhalb so viele Gedanken nur als Embryonen im Geiste lebten und nie recht auf die Welt kommen wollten!

Hätte er geahnt, daß sein großer Gedanke vom menschlichen Leben nichts Anderes ist, als der Grundgedanke der Philosophie Hegels und vieler großer Philosophen, den Herr Oberpostsekretär Bredow auf Berliner Grund und Boden im neunzehnten Jahrhundert auf dem Holzpferde eines Karoussels reitend abermals erkannte und ahnungsvoll entdeckte, entdeckte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Zeit der Judenhetze und internationalen Geflügelausstellung! — Das menschliche Leben, ja, ja, das menschliche Leben! —

Die schmetternden Melodieen des Karoussels waren ver-

stummt, die thörichten Holzpferde hielten an. Herr Postsekretär löst den Fuß aus dem Steigbügel und schwang sich mit kunstgemäßer Bewegung von seinem Rosse zur Erde. Es war eine Reminiscenz an vergangene Jugendjahre, daß er in seiner Tasche nach einem Stück Zucker suchte und dem hölzernen Gaule behaglich den Hals klopfte. Das umstehende Publikum hielt ihn für einen vortrefflichen Spaßvogel, der ihnen allgesammt eine heitere Vorstellung zu geben beabsichtigte und ein lautes Hurrah! erschallte von allen Seiten, als er aus seiner Tasche eine ganze Sammlung von Zuckerwürfeln hervorbrachte, die er sich in verschiedenen Restaurationen zusammengespart und von den Tassen Kaffee gesammelt hatte, die er im Zoologischen Garten und anderweit getrunken. Dagegen machte, während das umstehende Volk jubelte und johlte vor Vergnügen, der menschenfreundliche, elegante Herr ein sehr enttäuschtes Gesicht, als er diese Masse Zucker gewahrte. Er hatte, wie wir wissen, sehr genau die Anatomie der Hosentaschen des alten Herrn studirt und da beide Außenseiten vollgestopft erschienen mit Gegenständen kleiner Art, die sich im Tuche der Hose abprägten, so hatte er gemeint diese Gegenstände seien in der That auch geprägt. Der menschenfreundliche Herr interessirte sich außerordentlich für derartige geprägte Gegenstände an jüngeren und alten Herrn und es war daher kein Wunder, daß er ein äußerst betrübtes und enttäuschtes Gesicht machte, als die Zuckerwürfel zum Vorschein kamen statt der vermutheten Zwanzigmarkstücke. Er hatte den alten Mann für einen reichen, originellen Kauz gehalten, dem er seine nähere Freundschaft zuzuwenden große Inclination in sich verspürt hatte.

„Es frißt man nich, meine Herren und Damen!“ sagte Bredow mit dem Ausdrucke großer, schalkhafter Traurigkeit, als er seinem hölzernen Gaule ein Stückchen Zucker unter

das Maul gesteckt hatte. „Wird 'n bisken 'nen überladenen Magen haben, dat jute Vieh! Na, denn muß ich meinen Zucker unter det jemeine Volk streuen;" sagte er plötzlich vornehm wie ein Junker. „Denn wolln wir 'mal dem Mob da 'n klennes Vergnügen machen!" Er trat ein Stückchen vor und rief:

„Meine Herren, vorhin hatten Se sich 'n bisken über dat menschliche Leben jekeilt. Jetzt keilen Se sich 'n bisken um wat Reelles un nich bloß um 'ne Ansicht, sondern um 'nen wirklichen, reellen Gegenstand! Jeben Se mal Obacht! Da is 'ne Parthie Zucker aus 'n Café Bauer, wo unter den Linden jelegen is in der Nähe von der Wohnung von den jrößten Helden des neunzehnten Jahrhunderts, in der Nähe von dem Kaiser und Bismarck, von dem Moltke, der da ooch oft spazieren jeht. Ik hab 'n schon oft jejrüßt unter den Linden un er hat mir wieder jejrüßt. Also der Zucker is ganz aus der Nähe dort, wo die größten Kriegshelden und Diplomaten leben, von denen man noch nach Jahrhunderten reden wird. Dieses is 'ne Parthie Zucker aus 'n Zaperlooscheʼ*), wo de jrößten Rindsviecher beisammen wohnen, wo auf der janzen Welt existiren. Das is Alles janz friedlich beisammen sowol in Berlin wie im menschlichen Leben, sagen Se, wat Se wollen. Hier is 'n Stückchen Zucker aus 'n Tivoli, wo die Christlich-Socialen un de Socialdemokraten ihre Volksversammlungen abhalten. Hier is noch 'ne Parthie aus 'n Café Bauer, in der Nähe von die jrößten Männer des Jahrhunderts. Fressen Se den Zucker mit Verstand, meine Herren!"

Und mit diesen Worten warf er mehrere Ladungen Zucker unter die lachende Menge. Die weißen Stückchen fielen zur

---

*) Zaperloosche — der zoologische Garten.

Erde, man riß sich darum diesen kostbaren, denkwürdigen Zucker mit Verstand zu genießen, man trat einander auf die Füße, rempelte einander herum, um sich die Zuckerstückchen abzujagen und es währte nicht lange, so hatte die kaum beschwichtigte Hauerei von Neuem begonnen sowol um den Zucker, wie um die größten Helden des Jahrhunderts und die Auerochsen, Affen, Löwen, Papageien, die in derselben Reichshauptstadt wohnten. Unterdessen machte der elegante Herr eine verstimmte Miene und schien enttäuscht eine andere Gegend der Hasenhaide suchen zu wollen, in der er fruchtbarere kleideranatomische Studien vornehmen könne, obwol er seinem Handwerk nach durchaus nicht ein Schneider war. Da trat der Obersekretär, der schon lange seine Bekanntschaft gewünscht hatte zu ihm hin und redete ihn, da er einen Mann aus besserem Stande vor sich vermuthete mit reinerem Hochdeutsch als gewöhnlich an:

„Geben Sie einmal genau Acht, mein Herr, dort auf die Schlägerei und die verschiedene Pantomime einzelner Gestalten dabei. Nirgends mehr, als bei derartigen Gelegenheiten erkennen Sie, daß Berlin mit Recht die Hauptstadt des deutschen Reiches ist, denn Sie erkennen an der Pantomime einzelner Gestalten sofort, daß alle deutschen Völkerschaften hier in Berlin versammelt sind. Sie müssen wissen, mein Herr, daß es mein Lebensgrundsatz ist, obwol ich keineswegs zur Bildung gehöre, daß es mein Lebensgrundsatz ist, mir Alles möglichst richtig vorzustellen. Sehen Sie, da machen Sie eben eine Bewegung mit dem Halse, mein Herr, die mich schließen läßt, Sie seien wie ich ein Norddeutscher, vielleicht ein Hannoveraner oder ein Hamburger. Aber diese Bewegung kennzeichnet Sie mehr als der Dialect oder sonst Etwas. Ich habe darin die merkwürdigsten Beobachtungen gemacht, hatte auch früher, als ich noch beim Fahrpostdienst

war, viel Gelegenheit. Diese Bewegung kennzeichnet den Norddeutschen im eigentlichen Sinne: Wie soll ich sagen: Sie machen's wie'n Canarienvogel mit dem Kopf und Halse, wenn Sie glauben, man beobachtet Sie und wenn Sie in Folge dessen innerlich zugleich eitel und verlegen sind. Sie machen's auch, wie so'n singender Kanarienvogel, wenn Sie denken, Sie haben Etwas besonders Gescheidtes gesagt — ohne alle Beziehung übrigens, mein Herr, denn Sie haben noch gar Nichts gesagt!"

Er schwieg. Der menschenfreundliche Herr wiederholte sofort die merkwürdige Bewegung flüchtig und bestätigte unwillkürlich die scharfsinnige und richtige Beobachtung des Postschreibers. Sie ist so schwer mit Worten wiederzugeben, daß wir verzweifeln, sie denen zu schildern, die sich nicht aus täglicher Erfahrung darauf besinnen können. Der elegante Herr neigte in der That ganz flüchtig seinen Kopf auf die Seite, wie ein verliebter singender Kanarienvogel, worauf ein Zucken über seine Halsmuskeln ging und ein Ruck durch den Oberkörper, bis der Kopf wieder steif und kerzengerade auf dem Nacken saß. Kein Mann vom Stamme der Baiern, der Franken, kein Schwabe, kein Sohn des Sachsenlandes kennt diese Bewegung mit der speciellen Nuance der unwillkürlichen Pantomime, sie ist nur den meist großen Gestalten des hohen Nordens eigen und kennzeichnet, wie Herr Bredow sehr richtig bemerkte Hamburger, Hannoveraner und andere Kinder des Nordens sammt ihren Nachkommen im ganzen Reiche. Der elegante Herr stammte in der That aus Hamburg von seinen Eltern und da ihm eine dunkle Vorstellung von der Meinung des Alten erwachte, sagte er nur:

„In der That!" spähte aber von Neuem eifrig auf den Kleidern des Oberpostsekretärs herum.

Bredow fand Gefallen daran dem feinen Herrn seine

Beobachtungen des Weiteren vorzutragen, und er fuhr fort:

„Die Geographie und die Völkerkunde hat mich immer ganz besonders interessirt und in dieser Hinsicht habe ich manches Buch gelesen, — noch mehr aber selbst beobachtet. Sehen Sie den kleinen Kerl da mit den eckigen, linkischen Bewegungen, den sie eben zusammenhauen. Der stammt sicher von sächsischen Eltern. Und dort der baumlange, unflätige Kerl, der wie eine schwankende Gerte den Oberkörper biegt, die Beine knickt und mit hohler Stimme wie aus einer schwindsüchtigen Brust dazwischen schreit, während er die Hände in die Hosentaschen steckt — ist ein specieller Landsmann sicher, ein Berliner, was Sie schon an der langen, dummen Nase sehen. Und so sehen Sie denn, wenn wir auf den Grund und Boden der Beobachtung gehen, so ziemlich das ganze deutsche Vaterland allhier in der schönsten Keilerei begriffen. Ich wiederhole Nichts, mein Herr, ist unverwüstlicher als die unwillkürliche Pantomime des Menschen, sie vererbt sich auch am Meisten, wie ich an meinen Söhnen beobachtet, sie ist unverwüstlich und wie Abraham und Jacob und Esau einst ihre Hände haben hängen lassen und die Ellenbogen an die Hüfte gelegt, wenn sie lebhafte Geschäfte machten, so macht's noch heute jeder Jude von der einen Raçe und die andre kleine wollbärtige Raçe hat auch ihre eigene Pantomime. Und dasselbe ist mit den deutschen Stämmen und Raçen der Fall, Sie erkennen sie sicherer an der Pantomime, als am Dialect."

Auf einmal kam über den beobachtungsreichen Postsekretär eine patriotische, alldeutsche Stimmung. Da er in seinen Gedanken ganz Deutschland in Berlin versammelt, speciell aber in der Schlägerei vor seinen Augen im schönsten Handgemenge erblickte, so konnte er sich nicht enthalten

plötzlich seinen Hut abzureißen und ihn schwenkend auszurufen:

„Hurrah! Alldeutschland hoch! Und abermals hoch! Und nochmals vivat hoch!"

Da man in ihm den privilegirten Spaßmacher sah, so war es nicht verwunderlich, daß noch ein paar Hüte in die Lüfte flogen, daß die Schlägerei durch ein allgemeines Halloh! und Vivat auf's gesammte deutsche Vaterland unterbrochen wurde, worauf sie mit erneutem Eifer und wahrer Begeisterung fortgesetzt wurde. Wir halten es bei dieser Gelegenheit nicht für unstatthaft im Vertrauen mitzutheilen, daß Herr Oberpostsecretär Bredow an diesem Nachmittag bereits eine größere Quantität trinkbarer Stoffe zu sich genommen hatte, als er sonst wol bei seiner Gattin gewöhnt war. Dennoch hatte er die Geistesgegenwart, auch bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie in der Schlägerei bezüglich des unterbrechenden Hoch's auf das einige Vaterland und die darauf erneute zuschlagende Uneinigkeit gar deutlich der deutsche Nationalcharakter im Besonderen und Allgemeinen seine Natur bewähre.

Der elegante Herr hatte ihn respectvoll angehört, fand sich aber bewogen, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, indem er im gewähltesten Deutsch, das nur hie und da durch eine merkwürdig volksthümliche Wendung gegen seine Absicht unterbrochen war, zu reden begann:

„Es ist mir sehr angenehm, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, mein verehrter Herr. Sie müssen entschuldigen, ich bin hier in Berlin noch ein wenig fremd und da man mir gesagt hat, es sei hier auf der Hasenhaide in manchen Beziehungen der Aufenthalt nicht ganz ohne Gefahr — es soll hier nämlich sehr viel, abgesehen davon, daß man sehr leicht vertobakt werden kann, sehr viel verbumfiedelte Kerle geben, wo ne 'janze Masse von Fiesematenten im Leibe

haben — wie gesagt, wollt ich sagen, es soll hier — wie sagen Sie doch in Berlin, ich bin, wie gesagt Fremder — ja so ‚Bauernfänger‘! sehr richtig Bauernfänger! es soll hier eine große Schaar von sogenannten Bauernfängern sich herumtreiben. Ich möchte offen gestanden nicht in die Hände eines solchen Begleiters fallen. Wenn Sie daher mir einige Gesellschaft leisten wollten, so wär ich ja sicher, daß ich ohne Gefahr verschiedene Sehenswürdigkeiten betrachten könnte, da Sie jedenfalls orientirt sind über die hiesigen Verhältnisse. Darf ich Sie um Ihre Gesellschaft bitten? Sie würden mir den größten Gefallen thun.“

Bredow war erfreut einen so freundlichen Gesellschafter zu haben und empfand nicht wenig Genugthuung, daß er den Cicerone und Führer des Fremden in seiner geliebten Residenz abgeben solle. Er stellte mit größter Bereitwilligkeit, da er Nichts Anderes zu thun hatte, dem menschenfreundlichen Manne seine Dienste zur Verfügung, worüber dieser sich ungemein befriedigt zeigte und seinen ganz ergebenen Dank mit den höflichsten Worten ausdrückte. Sie beschlossen gemeinschaftlich noch Rosaura, die dickste Dame der Welt, sowie noch einige andre Schaubuden zu betrachten, in einem Gasthof dann den Abend gemeinsam zu verbringen und sehr bald, nach wenigen Reden, die sie noch wechselten, waren sie die besten Freunde von der Welt.

Vor der Schaubude, in der die schöne, dicke Rosaura zu sehen war, brüllte der Ausrufer über die Menge:

„Herein, heran, herin, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen dat größte Wunder der Welt, dat dickste und fetteste Mädchen von ganz Europa. Positives Gewicht 678, sage: sechshundertachtundsiebzig Pfund; also, meine Herrschaften, circa sieben Centner ohne die Kleider. Meine Herren, es ist Alles echt, Nichts ausgestopft, Sie haben das Recht das

Mädchen anzurühren, versteht sich nur zu wissenschaftlichen Zwecken. Fräulein Rosaura ist der majestätischste Koloß unter allen Jungfrauen Europas, sie bewegt sich nur langsam vom Flecke und leidet in Folge ihrer Last an Asthma und Athembeschwerden. Sie erhielt auf einer Ausstellung großer Jungfrauen in Nordamerika seiner Zeit den ersten Preis und ich warne vor Concurrenzunternehmungen ähnlicher Art. Hier, meine Herren, ist die echte, unverfälschte Rosaura, und jeder wird gerichtlich verfolgt, der unter unserm Namen dicke Mädchen zeigt, von denen übrigens keine Einzige auch äußerlich von ähnlicher Schönheit ist, vom Gewicht gar nicht zu reden. Meine Herren, dieses sehenswerthe Mädchen ist so schön wie schwer; sie erhielt bei einer Schönheitsconcurrenz, die in England stattfand, gleichfalls den ersten Preis. Meine Damen, Photographieen gefällig? Photographieen beliebt? Für fünfzig Pfennig erhalten Sie das wohlgelungene photographische Bild des größten Riesenwunders und Colosses von weiblichem Geschlecht; für zwanzig Pfennige aber dürfen Sie eintreten und Fräulein Rosauras persönliche Bekanntschaft machen. Meine Damen, ich erwähne, daß Fräulein Rosaura eine tadellose Vergangenheit hat! Sie hatte zwar einst einen Bräutigam, einen jungen Grafen, wollte sagen einen Fürsten, der ihr seine Hand geboten hatte, aber er starb eines plötzlichen Todes, da sie ihn aus Versehen erdrückt hat. Seit der Zeit trauert sie um ihn und es hat sich auch noch kein neuer Bräutigam gefunden, da das erste Beispiel zu abschreckend wirkte. Meine Damen, Sie können also ungenirt eintreten. Kinder zahlen die Hälfte. Fräulein Rosaura braucht zu ihrer Nahrung täglich 10 Pfund Brod und 8 Pfund Fleisch, kommen auf den Centner nur drei Pfund, da sie sechs Centner schwer ist. Die Rechnung beweist, daß sie mäßig lebt; meine Damen, sie hat noch nie einen überladenen Magen gehabt. Herein,

meine Herren! herein! Ohne Furcht, ohne Angst, meine Herren. Rosaura hat ein gutes Herz. Das dickste, schwerste, aber auch das gutmüthigste Mädchen von Europa!“

Er begann seine Rede von Neuem am Schnürchen abzusagen, während Herr Oberpostsekretär Bredow und sein menschenfreundlicher Begleiter bereits im Innern der Schaubude saßen auf dem vordersten Platz, direct unter der Tribüne, wo die Jungfrau sich zeigen sollte. Ein Concert begann zur Einleitung der Vorstellung und als die Töne verklungen waren, schlug man im Grunde der Tribüne eine Portière zurück, hinter der das sittsame Bild Rosauras erschien.

Todtenstille trat ein unter den Zuschauern, als das breite Mädchen vor sie hintrat und durch die Todtenstille hörte man nur ein langsames, bedächtiges Schnaufen. Es waren die Athemzüge der Jungfrau. So riesengroß sie war, so hatte sie doch ein kurzes Röckchen an, das nur bis über die Kniee herabreichte. Sie hatte schneeweiße Strümpfe um ihre Beine gespannt und ihre beiden kugelrunden Waden waren mit Strumpfbändern umspannt wie der Bauch eines fetten Kapuzinermönches mit seinem Gürtel. Bredow und sein Begleiter sahen das große Mädchen, da sie dicht vor ihr saßen nur in der Verkürzung einer Perspective und so ragte, wie ein Dach, die breite, vorgebaute Büste der Jungfrau über ihnen. Vom Halse sahen sie Nichts, sondern über der weiten Brust ragte nur noch die Nasenspitze herüber und die Flügel der Nasenlöcher bebten leise vom schnaufenden Athem des großen Mädchens. Bredow war über die Jahre hinaus, daß ihn irgend welche weibliche Reize, geschweige so colossale Reize hätten verführen können, er sah nur über sich in die beiden schnaufenden Nasenlöcher hinein und es schwindelte ihn bei der Vorstellung, daß dieser Falstaff herunterstürzen könne, um

ihn sammt seinem Begleiter zu zerdrücken. Dann betrachtete er wieder die furchtbar angeschwollenen Formen der Jungfrau und es war ihm plötzlich, als sähe er zwei dorische Säulen des Brandenburgerthores umgekehrt vor sich in die Höhe ragen und langsam sich vor ihm vom Flecke bewegen, als hätte der Gott Bacchus in trunknem Übermuth die Säulen zu seinen Stelzbeinen gemacht. Er blickte auf seinen Begleiter, der mit merkwürdig menschenfreundlichem Blicke auch dieses Mädchen betrachtete. Erstens schienen ihn die goldenen Schnallen der Strumpfbänder zu interessiren und zweitens bemerkte Bredow, wie der elegante Herr mit den liebevollsten Blicken auf den Busen des großen Mädchens schaute. Bredow war eine schamhafte Natur und da er gehört hatte, daß Rosaura eine tadellose Vergangenheit habe, schien es ihm nicht recht statthaft, daß der elegante Herr auch hier so angelegentlich die machtvolle Formenwelt des weiblichen Falstaff studirte. Er ahnte nicht, daß den feinen Herrn Rosauras große Büste ebenso gleichgültig ließ, wie ihn selbst. Aber das Riesenmädchen hatte unter ihrem stattlichen Busen eine Uhrkette hängen und eben hatte sie auch die Uhr hervorgezogen und der Menschenfreund hatte sofort erkannt, daß Fräulein Rosaura eine echte, gute, goldne Uhr habe. Nun hatte dieser Menschenfreund einen Lieblingswitz, den er überall anbrachte, wo er konnte. Wir gestatten uns ein wenig weit auszuholen. Es giebt ein Gesellschaftsspiel, wo man z. B. fragt:

Was ist der Unterschied zwischen einem nüchternen Menschen und einem Esel?

Und die Antwort lautet: Der Esel ist grau, der Nüchterne nicht.

Man stellt auch Fragen über andere Unterschiede zweier Begriffe und oft tritt der Fall ein, daß der Befragte antwortet: Ich weiß es nicht.

Dieses Spiel liebte unser feiner Herr ganz besonders, denn er pflegte dann oft unter seinen Kollegen ganz unerwartet und plötzlich die Frage aufzuwerfen: „Was ist der Unterschied von Mein und Dein?"

Er war der glücklichste Mensch, wenn dann irgend Einer nach langem Sinnen sagte: Ich weiß es nicht. Er hatte es sich zum heiteren Lebensgrundsatz gemacht, jenen Unterschied nicht zu kennen und es fiel ihm, als er jetzt die goldne Uhr des Riesenmädchens erblickte, der Gedanke ein, ob er nicht auch hier diesen Unterschied nicht zu wissen aus practischen Gründen für angezeigt halten solle. Schon wollte Herr Bredow ihm einen Wink geben, daß es aus Rücksicht auf die anwesenden Zuschauer von weiblichem Geschlecht nicht recht statthaft sei mit so verliebten Augen auf die junge Dame zu blicken, als der Herr sich plötzlich erhob und das Mädchen anredete:

„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, zu bezweifeln, daß dieser kolossale körperliche Umfang Ihrer Person ganz natürlich sei. Ich bewundre aufrichtig Ihre Größe und Höhe und in dieser Hinsicht kann ich nicht zweifeln, daß Sie wirklich so groß sind, wie Sie erscheinen. Ich möchte in keiner Weise Anstoß erregen und wiederhole, was die Höhe und Länge anlangt, so zweifle ich nicht an der Richtigkeit der dicken und runden Behauptung, die Sie vor uns aufstellten, dagegen, was die Breite und den Durchmesser anlangt, gestatte ich mir einen Zweifel in aller Bescheidenheit."

Die geistreiche Behauptung des feinen Mannes erregte großes Gelächter im Publikum. Rosaura machte ein beleidigtes Gesicht und schwieg stolz. Sie schwieg lange Zeit und hätte beinahe schon bei allen Frauen die größte Sympathie erregt, wenn sie nicht nach langem Schweigen endlich doch ihrem gekränkten Herzen Luft gemacht hätte mit den Worten:

„Na, wat woll'n Se denn ee'ntlich? Wat woll'n Se denn? Sehn Se doch 'mal sich in der janzen Welt um, ob Sie irgend wo een Frauenzimmer finden, wo'n jroßartigeres Angbongpoeng hat, als ich. Es is zu jemein, dat de Leute immer noch nich jlooben, dat ich wirklich so dick bin, wie ich aussehe. Da kriegt man ja det Leben satt! Da wird man ja det Jeschäft ufjeben, denn die Leute sind ja jar nich werth, dat man sich noch herstellt und sehn läßt! Jlooben Se, et liegt mir das Allerjeringste daran, ob Sie jlooben, dat ich so bin, wie ich bin? Wat hat man denn noch vom Leben, wenn de Menschen Eenem 'mal nich mehr den Credit schenken, dat man ooch so jroßartig is, wie man aussieht? Da fühlen Se doch 'mal meine Waden an, ob Se ausjestopft sind? Halten Se mir für so jemeen, dat ik mir hier vor dat versammelte hohe Publikum mit Jummiwaden herstellen würde? Jreifen Se se doch an, meine Waden! Se beißen Ihnen nicht, Se beißen Niemanden!"

Und mit diesen Worten hob die Riesendame die eine umgekehrte, dorische Säule gegen den vornehmen Herrn, während ihr Busen vor Zorn und stiller, schnaufender Erregung auf und niederwogte. Der Herr faßte das Bein des Bacchus mit Eleganz und constatirte, daß es unverfälschte Menschenbeine wären, auf welchen der Körper der Dame ruhe, worüber das Publikum sich außerordentlich beruhigt zeigte. Rosaura stellte sich wieder auf beide Beine, aber der elegante Gauner fuhr, während Bredow eben nachdenklich seinen Papierkragen bemerkte und musterte, ungläubig fort:

„Schön, mein Fräulein, sehr schön. Was die Beine anlangt, so bin ich von der Reellität des Geschäftes überzeugt und ich bekenne meinen Irrthum. Aber Sie haben mir wohlweislich Ihre Beine entgegengehalten. Meine Zweifel aber betrafen —"

Er wurde von Rosaura unterbrochen, welche entrüstet begann:

„Sie jlooben also immer noch nich? Und wenn Se mir sehen würden, wie mir der liebe Jott erschaffen hat, Se würden's nich jlooben! Es macht mir janz unjlücklich, dat keen Mensch in Berlin mehr an mir jloobt. Jk bin in der janzen Welt herumgekommen und habe überall mit meinem ersten Debut gleich den allerjroßartigsten Effect jemacht und hier der Herr da hält mich für Nischt weiter wie so'ne Person aus'n bessern Ständen, die sich ihren Busen mit Jummi und Corsetten ufjestopft hat. Bin ik een Cadet von der Kriegsschule, bin ik een Lieutenant, dat ik nothwendig hätte mir auszufüttern und unter zu stopfen? Meine Taille is echt, wie Alles echt an mir is, un ik sage nur: es kann Eenen det Leben jänzlich verbittern, wenn dat Beste, wo an Eenen is, keenen Credit mehr hat!"

Und mit diesen Worten stieg sie schwerfällig wankend, wie ein Packetdampfer und ein Panzerschiff beim Verlassen des Hafens, die Treppe der Tribüne herunter und stellte sich dicht vor den Gauner. Das hatte er beabsichtigt und gewünscht. „Fühlen Sie mir an!" rief sie stolz. Er fühlte ihre Arme an und wog sie sachverständig in der Hand, er schaute auf die Höhe ihrer Büste und konnte nicht zweifeln, daß auch die Büste echt war, er umfaßte endlich ihre Taille und während er höflich und menschenfreundlich sagte: Ich bitte sehr um Verzeihung gnädiges Fräulein! hatte er mit einer kunstvollen, kaum merklichen Bewegung Uhr und Kette abgelöst von ihrer Taille, und mit träumerischer Geschwindigkeit waren diese kostbaren Gegenstände verschwunden. Niemand vom Publikum konnte das bemerken, und Rosaura selbst war in Folge ihres Körperumfangs von wenig empfindlichen Nerven. Es war ihr zu Muth, als habe der Herr sich einen galanten Scherz erlaubt, den sie ganz

gern geschehen ließ, da übrigens die Ehre und der Credit des Geschäftes klar bewiesen war. Zum Überfluß bot er ihr galanter Weise noch den Arm und führte sie im Zuschauerraum spazieren, indem er nach allen Richtungen die vortrefflichen Eigenschaften des Fräuleins gegen das Publikum rühmte. Er frug sie, ob sie keine Neigung habe zu heirathen, es dürften in diesem Falle Leute vorhanden sein, die im Hinblick auf erkannte Irrthümer und die Reelität, Echtheit ihrer Erscheinung sich glücklich schätzen würden von ihr beachtet zu werden. Sie nahm das treuherzig und sehr geschmeichelt hin und wandelte weiter mit ihm. Er führte sie auf die Tribüne zurück, ließ ihren Arm los und verbeugte sich mit Anstand. Eine große Waage, wie man sie auf Packhöfen hat, stand auf der Tribüne. Sie hatte eine gewisse freundschaftliche und aufrichtige Zuneigung zu ihm gefaßt. Sie wollte ihm einen Beweis ihres Wohlwollens geben und sagte sanft und vertraulich:

„Na, et is jut, dat Se mir nu anerkennen. Und nun woll'n wir uns zur Freundschaft ooch emal hier zusammen uf de Waage stellen un uns wiegen, blos um 'mal zu sehn wie viel' mal Sie in mir ufjehen. Ik möchte 'mal nur wissen, wieviel solche schmucke Mannsbilder dazu jehören, um mir mit meinem Jewichte auszufüllen!"

Merkwürdig, daß der Herr die wohlgemeinte Absicht der Jungfrau trotz seines sonstigen Humors mißverstand! Er fühlte sich durch ihre harmlosen Worte beleidigt, denn trotzdem er ein Gauner von Beruf war, hielt er doch übrigens viel auf seine Person, und es kränkte ihn, daß sie ihn vor dem gesammten Publikum verspottete, wie er meinte. Er sagte daher ziemlich pikirt:

„Gnädiges Fräulein, Nichts für ungut. Alles hat seine Grenzen, Sie legen es mit Absicht darauf an mich zu beleidigen. Gestatten Sie mir gefälligst, daß ich mich nicht mit

Ihnen zusammen wiegen lasse. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.“

Er verbeugte sich gekränkt und stieg mit der Empfindlichkeit eines unschuldig Verspotteten die Treppen der Tribüne herab. Daß er die junge Dame bestohlen soeben, hatte er momentan selbst ganz vergessen im Gefühle, daß man ihn vor den Zuschauern lächerlich gemacht habe.

Sprachlos hatte Herr Bredow alle diese Vorgänge beobachtet. Da er dicht neben dem Gauner saß, hatte er deutlich gesehen, wie die Uhr in den Taschen des Eleganten verschwand. Anfangs hatte er geglaubt, der Herr wolle sich einen Scherz mit dem dicken Mädchen machen und ihr die Uhr dann wieder zurückgeben. Als er aber von Neuem den Papierkragen seines Begleiters in psychologische Erwägung zog, ward in ihm der begründete Verdacht rege, der sich allmählig zur sittlichen Gewißheit wandelte, daß hier in der That ein abscheulicher Taschendieb, Bauernfänger und Gauner seine Freundschaft ihm Sturme erobert hatte. Mit sprachlosem Staunen verfolgte Bredow die weiteren Ereignisse. Er fühlte sich innerlich tief beschämt, daß er in solcher Gesellschaft sich befinde. Ein merkwürdiger innerer Vorgang machte es ihm unmöglich den Gauner zur Rede zu setzen, oder die Dame aufmerksam zu machen, daß ihre Uhr entwendet sei. Er fürchtete instinctiv, daß man ihn selbst ebenfalls für einen Dieb halten würde, da er in der Gesellschaft eines solchen sei, daß er, wenn das Verbrechen bekannt würde, vielleicht vom Publikum durchgeprügelt werden möchte. Er hielt es für's Beste draußen den Dieb einem Polizeidiener anzuzeigen und dann persönlich Fräulein Rosaura die Uhr zurückzubringen und ihr das Abenteuer zu erzählen. Wart, Bürschlein! dachte er im Stillen, wir sind noch nicht auf den Kopf gefallen, wir! Er dachte sich im Stillen einen äußerst complicirten, schlauen

Plan aus, wie er den Kerl fassen wolle, er triumphirte förmlich im Inneren über seine Klugheit, wie er ihn der Gerechtigkeit überliefern werde und bemerkte kaum, daß er unterdessen auf Wunsch seines Begleiters hin bereits die Schaubude wieder verlassen hatte und in Gesellschaft des feinen Mannes im Gedränge nach andren Gegenden der Hasenhaide gerathen war. Es ging ihm Mancherlei durch den Kopf und um den Gauner zunächst recht ahnungslos zu erhalten, sagte er harmlos:

„Ja, ja, det menschliche Leben, mein Herr! Jk habe da in der Schaubude wieder einmal die merkwürdigsten Blicke in das menschliche Leben gethan. Diese Rosaura hat mir viele Gedanken gemacht. Was ist der Werth und die innere Bedeutung dieses menschlichen Lebens! Was ist der Werth des Lebens! Der Eine findet die Bedeutung meinetwegen darin ein Postsecretär zu sein und das ganze menschliche Leben durch seine Hände in Briefen gehen zu sehen, der Andre darin als Dichter berühmt zu werden oder an der Spitze großer Armeen Schlachten zu schlagen und ein Napoleon oder ein Moltke oder ein Kaiser und Kanzler zu sein. Ein Andrer sieht den Werth und die Bedeutung seines Lebens darin, großartige Erfindungen zu machen, wieder Einer, wie viele Gelehrte und Philosophen, sieht den Werth des Lebens darin zu behaupten, das Leben habe gar keinen Werth, Fräulein Rosaura aber findet die Bedeutung ihrer Existenz darin die dickste, fetteste Riesendame von der Welt zu sein. Sie ist unglücklich und hat das Leben satt, wenn man an der Solidität ihrer körperlichen Beschaffenheit zweifelt, und Napoleon der Erste hat sich nicht so viel auf die Schlacht von Jena zu Gute gethan und auf seinen Kaisertitel, wie Rosaura auf ihre Waden. Ja, ja, das ist der Sinn und die Bedeutung des menschlichen Lebens, mein Herr! Es kommt nur darauf an, mein Herr, ganz einerlei, worin wir die Bedeutung unsrer

Existenz sehen, ob im Postdienst oder im Kaisertitel oder im körperlichen Umfang unsrer Arme und Beine, eine solide Bedeutung in unsre Existenz zu legen. Wohlgemerkt, mein Herr: eine solide, eine rechtschaffene, ehrliche. Daß wir daran auch glauben! Daß wir wie Rosaura auf die innere, ehrliche Beschaffenheit unsres Credits halten. Daß wir sind, was wir scheinen!"

Bredow hatte die letzten Worte mit Nachdruck gesagt, um dem Gauner eindringlich in's Gewissen zu reden. Dieser hatte sich mehrmals scheu umgesehen, ob Niemand Ihnen folge. Die letzten Worte hatte er gar nicht gehört. Auf einmal hielt ihn Bredow an, trat vor ihn hin und sagte mit großer Schlauheit:

„Na, wissen denn ooch ee'ntlich, wer und was ich bin, mein Herr? Unter uns gesagt, meinte er flüsternd und schlau, ik bin een jeheimer Polizist und Detective. Das haben Sie mir wohl nicht angesehen, he?! he?! he?! Ja, ja, klug muß man sein. Ein Polizist!"

Der elegante Herr war durch diese Mittheilung so überrascht, daß er unwillkürlich zurückprallte. Er wurde momentan bleich und wollte ein paar Worte stammeln. Auf einmal aber ging wieder das sinnige, menschenfreundliche Lächeln über sein Antlitz, ja, ein Ausdruck freundlicher Zuvorkommenheit lag in seinen Zügen. Schon dieser Umstand bewirkte, daß Bredow momentan verlegen wurde. Endlich aber hatte er sich doch gefaßt und sagte schnell:

„Ich werde Sie sofort dem nächsten Polizisten ausliefern. Ich bin Zeuge, daß Sie vorhin Fräulein Rosaura eine goldne Uhr nebst Kette entwendet haben und nun wissen Sie, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!"

„Ah — so! meinte der Gauner gedehnt. Ah — so! Ich dachte, Sie wären selbst ein geheimer Polizist!"

„Allerdings bin ich das! Allerdings!"

Der feine Mann lächelte und sagte vertraulich: „Na,

denn können wir ja zusammenjehn. Ik bin ooch so'n Detectivbeamter. Es freut mich in Ihnen eenen Collegen zu finden. Na, altes, jemüthliches Haus, Dir soll doch der Deibel fricassiren, warum hast de denn dich so lange vor mir verstellt? Er reichte ihm seine Hand und drückte sie und schüttelte sie freundschaftlich, indem er in einem fort dazu sagte und wiederholte: Dir soll ja doch der Deibel fricassiren. Du bist ja een Mordskerl, Du hättst mir ja beinahe in die allerjrößte Brodullje jebracht. Aber wat redst de man da über die olle Bolle! Du hast Dir jetäuscht, ik habe die olle Bolle nur zu mir jesteckt, aber jemaust habe ik se nicht im Jeringsten. Da jiebt's bei mir man nischt von wegen det Mausen, oller Kronsohn! Ja, jloobst de, dat ik Dir erst für'n ollen Krippensetzer jehalten habe? Un nu bist de so'n Detective, wie ich? Na, wie jesagt, Dir soll der Deibel in Wurstpapier wickeln, da können wir denn jemüthlich zusammenjehn!"

Bredow hatte wider Willen sich die Hand schütteln lassen müssen, endlich aber entriß er sie dem Kerl und schrie laut und wüthend:

„Sie haben wahrscheinlich lange keene Backzähne jespukt mit Ihrem jottverfluchten Backfeifenjesichte, he? Auf der Stelle folgen Sie mir zur Polizei, auf der Stelle! Jlooben Sie, Sie werden mir durch die Lappen jehen mit Ihrer Heuchelei? Sie irren sich!"

„Na, ja, sei nur'n bisken stille, oller Papa; sonst schlag ich Dir wat über'n Letkolben! Das sagen Se so in Ihren jugendlichen Leichtsinn, dat ik die olle Bolle mir widerrechtlich anjeeignet hätte! Es hängt aber janz anders zusammen, oller Kollege von der Polizei. Übrigens, wenn Du Dir für unsern Kollegen ausjiebst, mache doch 'mal unser Jeheimzeichen? Heraus mit de Parole!"

Bredow kam durch diese Aufforderung des Begleiters

in große Verlegenheit. Eine Parole zu geben war er nicht im Stande, er fühlte sich momentan geschlagen und er sah, er könne auf diese Weise dem Gauner nicht beikommen. Um so mehr setzte er seinen Ehrgeiz darein, mit der Zeit den Gesellen zu entlarven und der öffentlichen Gerechtigkeit zu übergeben. Er meinte bei sich, es käme vor Allem darauf an, daß er den Gauner zunächst recht sicher mache. Er hielt es daher für's Beste zu thun, als hätte er nicht volle Gewißheit über den Diebstahl und er frug rasch:

„Können Sie mir auf Ehrenwort versichern, daß Sie in unschuldigem Verdachte sind bezüglich eines Diebstahls, den Sie an Fräulein Rosaura begangen haben sollen? Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, so will ich's glauben und wir wollen wieder gute Freunde sein!"

Der Gauner besann sich, daß er eigentlich ein eleganter Herr sei, und schnell antwortete er in beleidigtem Tone:

„Mein Herr, wenn Sie es nicht wären, wenn Sie nicht mein sehr werther Kollege von der geheimen Polizei wären, so können Sie versichert sein, ich würde keinen Augenblick gezögert haben Ihnen eine Forderung auf Pistolen zugehen zu lassen. Da Sie aber mein guter Freund sind und bleiben sollen, so will ich Ihnen mein Ehrenwort geben, daß Sie gänzlich im Irrthum sind, wenn Sie mich einer so gemeinen Handlungsweise zeihen, ich wäre im Stande einer armen Riesendame ihre Uhr zu entwenden. Ich denke, diese Versicherung genügt Ihnen vollkommen!"

„Vollkommen!" erwiderte Bredow. Im Stillen aber meinte er bei sich: „Wart, Kerl, du denkst mich zu meiern! Aber wir werden ja sehen, wer der Schlauere ist! Sollte ich, ein Altberliner, ein gewitzigter Berliner, an diesem Kerl zum Kottbusser werden, zum Grünen, Fremden, dem diese Bauernfänger ein X für'n U vormachen?"

Und, um mit Sicherheit und Glanz den Kerl zu fassen, beschloß er so harmlos als möglich zu thun, ja, es schien ihm eine passende Gelegenheit, um interessante psychologische Studien an dem feinen Manne zu machen. Es drängte ihn gar nicht mehr den Gauner dem ersten besten Polizisten anzuzeigen, wozu er leicht Gelegenheit gefunden hätte, er wollte sich noch eine Weile an seinem Opfer weiden und sehen, was der Kerl anstellen würde ihn zu täuschen. Es war ihm so schlau und wohlig zu Muthe, wie dem Kätzlein, das mit dem Mäuslein spielt, ehe es sich entschließt das arme Mäuslein zu zerreißen.

Dagegen war der feine Herr just auch kein „Kottbusser". Daß der alte Herr ein schlauer Patron war, zweifelte er nicht, nur hatte er in seiner vergaunerten Seele das instinctive Gefühl, daß der Herr ein wenig zu schlau war und deßhalb gar leicht noch „über's Ohr jehauen werden könnte", wie er in seiner Sprache meinte für sich. Er zweifelte nicht, daß der Alte vom Diebstahl wisse, aber die Art, wie er sich angestellt ihn zu entlarven, hatte dem Durchtriebenen doch bedenkliche Blößen aufgedeckt. Der kühne Gedanke stieg von Neuem in der Gaunerseele auf, ob er den alten Herrn nicht gerade erst recht zu einem Hazardspiel in einem zweideutigen Locale mit anderen Collegen werde verlocken können, um seine Taschen zu leeren und dann mit dreifachem Triumphe zu verschwinden. So beschloß auch er möglichst harmlos zu thun, und es kam nun darauf an, wer von Beiden den Andren zu Tode schauspielern werde.

Sie waren unter solchen Gedanken Beide verstummt. Als sie sich zu erneuter, gegenseitiger Action rüsteten, bemerkten sie, daß sie längst die Hasenhaide hinter sich hatten und zwischen Arbeiterhäusern bereits wieder gegen den Belle-Allianzeplatz gerathen waren. Sie hatten auf dem langen

Wege kein Wort gewechselt. Der Gauner war mit einer solchen Schnelligkeit seines Weges gegangen, daß der Sekretär zuletzt ganz athemlos hinter ihm dreinkeuchte. Aber er folgte seinem Opfer auf dem Fuße, trabte hinter ihm drein über die Brücke weg, und erst auf dem Belle-Allianzeplatz hielt der feine Herr vor einer Littfaßsäule an.

Bredow wischte sich den Schweiß aus der Stirne und sagte endlich: „Na, jetzt hätte ich endlich einmal Lust zu einem Glas Bier. Sie sagten mir, daß Sie Fremder wären. Ich bin gern bereit Sie heute noch zu begleiten durch die Stadt. Vielleicht können wir zusammen irgendwo einkehren!"

„Aber nur in einem Hôtel ersten Ranges!" meinte der Elegante mit Anstand. Bredow griff unwillkürlich nach seiner Baarschaft. Zu seiner Beruhigung bemerkte er, daß sie noch vorhanden war in seiner Rocktasche, und so erwiderte er nicht minder mit Würde:

„Nur in einem Hôtel allerersten Ranges."

Ihr Blick fiel auf die Littfaßsäule, wo auf großen, bunten Plakaten mit pompösen Ankündigungen in Riesenlettern Einladungen in's „Orpheum", „Vauxhall", zu „Antons", „Kroll" und in andere vornehme und zweideutige Aufenthaltsorte der Berliner ergingen. Da lasen sie auch fast gleichzeitig die Ankündigung:

„Grand Café de España. Rendez-vous der fashionablen Welt. Feinstes prunkvoll eingerichtetes Restaurant. Stilvoll decorirter Thronsaal. Die schönen Tage von Aranjuez sind wiederkehrt! Holde Freude und Glückseligkeit! Zehn der schönsten Damen Berlins serviren!"

„Wie wäre es dahin? frug Bredow, vorläufig ahnungslos. Ist das ein gutes Hôtel?"

„Ein Hôtel ersten Ranges. Ich schlage vor, wir gehen hin. Ich kenne es bereits, bin ausgezeichnet bedient

worden. Als ich in Berlin ankam, wurde es mir zuerst empfohlen. Es ist in der Nähe. Also schlage ich vor hinzugehen."

Bredow erklärte sich bereit, sie schritten um den runden Platz herum und bogen dann in eine der riesenlangen Straßen ein, die auf dem Platze aus den inneren Stadttheilen münden. Als Bredow die lange Perspective der eintönigen Straßenflucht hinauf sah, wo in langer, dunkler Reihe Leute auf und abgingen und in der Ferne immer kleiner erschienen, wo Wagen mit Getöse auf dem Pflaster rollten und mit Blicken zu verfolgen waren in die weite Ferne, bis sie endlich unter Staub und Wagengetümmel und Menschengestalten verschwanden, während die beiden langen Häuserreihen in der Ferne sich zu berühren schienen, da wünschte er sich, trotzdem er ein Berliner war, momentan zurück auf die Hasenhaide, denn er sah nicht ein, wie er bei diesem Anblick irgend eine vernünftige Betrachtung über das menschliche Leben werde anstellen können. Endlich aber meinte er, um seine Müdigkeit und Langeweile zu vergessen: „Na, et is nur'n Trost, dat alle Dinge im menschlichen Leben ihre Perspective haben! Jlooben Se mir, die janze Philosophie und Lebensweisheit besteht man ooch nur darin, dat wir lernen die Dinge der Welt perspectivisch anzusehen und in Allem, was uns passirt, eben die Perspective und die Bedeutung zu erkennen. Un es is mein Stolz, dat ich das jelernt habe. Ik brauche gar keen Stereoskop, ik sehe sowie so alle Dinge perspectivisch. Un das ist mein Jlück. Ob ik een Wachsfigurencabinet oder eene Riesendame ansehe, ik sehe sofort die Perspective der Sache ein un was für 'ne Bedeutung Se hat im Besondren und Alljemeinen für dat menschliche Leben. Un wissen Se, ik jloobe, dat kommt ooch daher, dat ik een Berliner bin, wo eben die Straßen ooch 'ne viel jrößere Perspective haben,

als irgendwo in der janzen Welt. Un uf die Weise habe ik Ihnen deutlich nachjewiesen, dat een Unterschied zwischen einem Philosophen un der Friedrichstraße oder Wilhelmstraße oder Lindenstraße eegentlich gar nicht besteht!"

„Wenigstens sind Se Beede sehr langweilige Perspectiven!" setzte der Gauner hinzu.

Sie traten in das „Grand Café de España," während sie sich zu erneuter gegenseitiger Action rüsteten, nachdem ihre perspectivischen Betrachtungen einen kurzen Waffenstillstand bewirkt hatten. Sie traten ein in dieses Hôtel und Bredow machte folgende Beobachtungen:

Der Thronsaal bestand aus einigen Nischen mit harten Sophas. An Gardinenstangen aus vergoldeter Pappe hingen knallrothe und blaue Tücher von gemeinster Auswahl. An einer Stelle hängt schlodddernd ein gewöhnliches Rouleau. Auf diesem Rouleau ist eine tropische Gegend mit unmöglichen Palmen gemalt und das Rouleau ist transparent mit einem schlechten Talglicht durchleuchtet. Es ist nur ein Zimmer mit einem unappetitlichen Büffet vorhanden. Eine Anzahl junger Damen, theils hübsch, theils häßlich und mit Spuren interessanter Vergangenheit, beeilen sich in keiner Weise die Gäste zu bedienen. Es sitzen nur zwei Herren in der einen Nische, die eine große Verwandschaft der äußeren Erscheinung mit dem Begleiter des Postbeamten aufweisen.

Bredow war keineswegs über die sonderbare Enttäuschung überrascht, denn er wußte als Berliner Kind, daß jährlich mindestens ein halbes hundert derartiger großartiger Cafés in seiner großen, geliebten Reichshauptstadt entstanden, die sich mit pompösen Titeln als Café turc, Café chinois etablirten, um nach kurzem Bestehen entweder polizeilich aufgelöst zu werden oder an der Theilnamlosigkeit der argen Welt zu Grunde zu

gehen. Dennoch fühlte Herr Bredow sich gekränkt, daß er nach so kurzer Zeit schon durch den Gauner von Neuem übertölpelt war. Er bestellte sich aber rasch ein Glas Bier, um sich zu stärken zu einer neuen Attaque. Sie setzten sich zusammen an den Tisch.

Nach einer kurzen Weile kam eine der jungen Damen sittsamlich zu Herrn Bredow geschritten, setzte sich neben den alten Herrn auf's Sopha und erzählte ihm in gebrochenem Deutsch, das ihm aber ein wenig gekünstelt schien, sie sei ihrer Herkunft nach eine Schwedin, aus Christiania gebürtig, sie heiße Lisi und möchte gern ein Glas Wein trinken. Herr Bredow hatte wenig Lust dazu und wies sie ab, zumal er unwillkürlich seiner Frau gedenken mußte, die entsetzt sein würde ihn auf seine alten Tage in solcher Gesellschaft zu sehen. Das schöne Mädchen indessen ließ nicht ab ihn um ein Glas Wein zu bitten, so daß er endlich mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief:

„Ik flüchte mir vor meinem Jahrhundert! Ik will dat menschliche Leben studiren un die Welt kennen lernen. Ik will een Uebriges thun."

Er bestellte sein Bier ab und forderte ein Glas Wein für sich und die Dame, da er sich besann, er dürfe nicht zu viel trinken, um nicht das Opfer seines Begleiters zu werden. Nichtsdestoweniger brachte man ihm sowol Bier wie eine ganze Flasche Rothspon. Er wollte protestiren, aber alle Anwesenden behaupteten einstimmig, er habe in der That eine Flasche Wein bestellt und Bier. Er fügte sich, um sich nicht beirren zu lassen in seinen Studien. Die junge Dame trank ganz stille ein Glas Wein nach dem andern aus, bis sie die Flasche geleert hatte, worauf sie eine zweite Flasche bestellte. Hie und da streichelte sie ihn dankbar mit der Hand, was er in seinem Eifer kaum bemerkte, denn Herr

Oberpostsekretär Bredow war unterdessen zum Hazardspieler geworden.

Wie das zugegangen, wußte er nachmals eigentlich selbst nicht zu sagen. Wir wissen es und constatiren, daß es nur die Absicht war das Leben zu studiren und seinen Gegner auf frischer That zu ertappen. Er hatte wiederholt behauptet, er sei ein Polizeispion, der Gauner hatte es nicht bezweifelt, sondern ihm wiederholt als Collegen zugetrunken. Darauf hatte der Gauner ein Kartenspiel vorgebracht und gesagt:

„Ein wenig Übung in unsrem Berufe könnte Nichts schaden, meine ich, Herr College. Man fängt falsche Spieler, Bauernfänger und andres Gesindel doch nur, wenn man selber das Spiel ein bischen versteht, denn nur dann kann man beurtheilen, was die Kerle spielen und ob sie falsch spielen. Wie wäre es, Herr College?!"

Bredow dachte bei sich: „Wart, Bursche, nun bist du mir geliefert! Der Zweck heiligt das Mittel! meinte er. Ich will den den sauberen Herren fangen in der eigenen Schlinge! Wir wollen doch sehen —!"

Nach kurzer Zeit waren die Karten im Gange, hohe Einsätze wurden aufgelegt, und die beiden Gegner überboten sich sehr bald. Unterdessen begann ein verkommener Musikant auf einem verstimmten Pianino ein ohrenzersprengendes Concert zu veranstalten, die schöne Lisi trank ein Glas nach dem Andern, fing an zu singen und zu tanzen, streichelte hie und da den alten Herrn liebevoll. Der aber, um seinen Gegner zu übertrumpfen, spielte falsch wie Jener. Beide vergaßen allmählich, daß es nur eine Rolle war, die sie gegeneinander spielten. Bald gewann der Gauner, bald Bredow, und Beide vertieften sich immer mehr in ein falsches Spiel, das innerlich zuletzt um so ehrlicher ward, je mehr sie mit Bewußtsein einander betrogen. Bredow kam so in die Spielwuth, daß

er, da er wirklich das Spiel verstand, einmal seine ganze Baarschaft wieder zurückgewonnen hatte und zugleich fast die ganze Baarschaft des Gauners. Da machte dieser eine erhitzte Bewegung, schlug die Karten auf den Tisch und rief:

„Na da soll man doch — Ik will doch sehn, ob ik den ollen Jauner nich noch bei'n Kanthaken kriege un ihn zuletzt doch noch eens abjebe!"

Und mit diesen Worten holte er die Uhr aus der Tasche, die er Fräulein Rosaura entwendet, und legte sie auf die Tafel. Bredow triumphirte, und in seinem Spieleifer vergaß er jede andre Erwägung. Er beschloß dem Gauner die Uhr gleichfalls abzuspielen. Beide erhitzten sich immer mehr und wirklich hatte der alte Herr nach einiger Zeit Uhr nebst Kette dem Gauner im falschen Spiele abgewonnen.

Als er den Gewinn in der Hand hielt, stand er triumphirend auf und sagte: „So, nun zeige ich Sie bei der Polizei an wegen Diebstahls, falschen Spieles und Bauernfängerei. Meine Herren und Damen, seien Sie mir behülflich den Kerl in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern!"

„Na—nu!" sagte der Gauner bestürzt. Dann entrüstete er sich und sagte: „Sie wollen mir wegen dem Splitter in meinem Auge verklagen und sehen den eigenen Balken nicht. Da hört alle Jerechtigkeit auf. Dann jiebt's keen Recht und keene Ehre mehr, wie Sie's treiben. Ik habe in meinem Leben keenen solchen bemogelten ollen Krippensetzer jesehen wie Ihnen und ik protestire gegen Ihre Handlungsweise!"

„Einerlei!" sagte Bredow streng.

„Na, denn lassen Sie mir nur vorher erst noch een Bedürfniß befriedigen, bevor ich mit uf de Polizei gehe! Ik lasse die Uhr zum Pfand in Ihren Händen!"

„Gut! Gehen Sie, aber kommen Sie sofort wieder. Ich behalte unterdessen die Uhr!“

Der elegante Herr seufzte schwermüthig, ging hinaus, kehrte aber nicht wieder zurück. Bredow wartete lange, bis ihm klar ward, daß der Herr auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Nach einer Weile trat ein Laufbursche herein und meldete: „Es thäte dem Herrn sehr leid, aber er werde nur mit Polizeidienern wiederkommen. Er werde den Herrn wegen falschen Spieles anzeigen und wegen Diebstahls einer goldenen Uhr, die er in der Hand halte und der Riesendame Rosaura gestohlen habe.“

Bredow war sprachlos. Es erfaßte ihn plötzlich die Nüchternheit und eine entsetzliche Angst. Er eilte das Local zu verlassen. Als er nach seiner Rechnung frug, hörte er die Leute einstimmig behaupten, er habe drei Flaschen Chateau margau, à Flasche zu sechs Mark bestellt, habe überdieß Bier und Vieles Andre, sowie Spielgeld zu zahlen. Er wurde noch erstaunter und sprachloser und zahlte, um nicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen, die Rechnung mit Entsetzen und ohne ein Wort zu reden.

Er war froh, als er mit heiler Haut die Straße wieder gewonnen hatte. Er schlich stille an den Häuserreihen hin, während die Uhr, die er in der Tasche hatte, wie ein Alb auf seiner Seele lag. Erst spät suchte er Unterkunft in einem Gasthof und schlief die Nacht durch von schweren Träumen beängstigt. —

Fünftes Kapitel.

Emma Eva Kohn hielt Wort. Trotz der Abmahnung ihrer Eltern, ihres Bruders, ja, des Rechtsanwalts selbst, der zu stolz und zu sehr verletzt war, daß er irgend eine Annäherung an seinen Bruder hätte suchen mögen, trotz der schroffen Art der Frau Hedwig, hatte Emma Eva nach ein paar Tagen die Majorin von Neuem aufgesucht. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, in der Familie Bredow Frieden zu stiften, und ihren eisernen zähen Willen durchzusetzen scheute und fürchtete sie keine Kränkung, keinen Vorwurf.

Sie hatte sich ein klares Programm entworfen über ihre Aufgabe, und dieses Programm lautete:

1. Frau von Bredow muß mit ihrem Gatten versöhnt werden, die Scheidung muß verhindert werden um jeden Preis, damit das sechste Gebot gewahrt bleibe.

2. Die kranke Mutter meines Bräutigams muß in die Pflege ihres ältesten Sohnes, des Majors und seiner Gattin, gebracht werden, bis ich selbst diese meine Pflicht erfüllen kann. Sie soll getröstet, geschont, geliebt werden je mehr sie zu leiden hat durch das Verschwinden des Greises. Und sie soll sofort nach der Villa ihres Sohnes überführt werden.

3. Sowol mein Bräutigam, der Rechtsanwalt, wie der Major und seine Frau, wie meine eigenen Eltern sollen überzeugt sein, daß der Oberpostsekretär in unschuldigem Verdacht ist. Sie sollen, möge kommen, was da wolle, vor der Welt, vor Allen die feste Überzeugung aussprechen, daß sie es für undenkbar halten, ein Mann, der fünfzig Jahre treu und ehrlich seine Pflicht gethan, könne plötzlich zum Verbrecher

werden. Sie sollen es zu ihrer eigenen Ehre glauben und fest darauf bauen, auch wenn alle Anzeichen gegen den Vermißten zeugten, sie sollen es glauben und verkünden, bis man Auskunft und Nachricht hat über das Schicksal des alten Mannes.

Der Major soll, selbst wenn seine Vorgesetzten ihm den Rath ertheilen werden, um seine Entlassung einzukommen, im Gegentheil sich einer solchen Aufforderung weigern, da er ganz einfach nicht glaube und glauben könne, daß der Vater des Major von Bredow ein Schuldiger sei. Er soll es zum Äußersten kommen lassen. Mein Bräutigam soll gleichfalls, da er ein Rechtskundiger ist und da ich ihn gerade deßhalb liebe und heirathe, weil er das Recht zu wissen zu seinem Lebensberufe gemacht hat, wirken, daß man von der Unschuld seines Vaters überzeugt sei, selbst, wenn er nicht daran glaubt. Und er soll sich versöhnen mit seinem Bruder und dessen Frau.

All Dieses will ich durchsetzen, um für mich selbst einen Vortheil zu gewinnen, denn das Recht und seine Gesetze sind dazu da, daß man aus ihm einen Vortheil ziehe. Und ich will es durchsetzen, damit die gesammte Familie Bredow, sowol der Major, wie seine Frau, sein Söhnchen wie die Mutter und wenn wir ihn, was Moses und die Propheten helfen mögen, wiederfinden, auch der Herr Oberpostsekretär, mich mit großen Ehren als die rechtmäßige Braut, und einst als die Frau meines Bräutigams anerkennen. Denn werde ich all das durchsetzen, was ich will, so werden sie, weil sie durch mich versöhnt sind, mir Abbitte leisten, daß sie mich verachtet und daß man in dieser Zeit die Kinder meines Stammes verfolgt. Und sie sollen Abbitte thun, sie sollen es, ich will es. Und dann, wenn ich meinen Vortheil erreicht habe, will ich zufrieden sein.

So dachte die Jüdin und sie dachte darin wie alle

Kinder ihres Stammes seit alten Zeiten. Eines Tages fuhr sie wieder bei der Majorin vor und erkannte bereits daraus, daß sie die Majorin zu Hause traf und daß sie nicht auf ihre Güter übersiedelt war, wie ihr erster Besuch jedenfalls eine nachhaltige Wirkung gethan haben mußte.

In der That hatte Hedwig beschlossen, ihren Mann nicht zu verlassen, als das Judenmädchen sich von ihr verabschiedet hatte. Soll eine Jüdin mir ihre zehn Gebote vorhalten dürfen?! hatte sie stolz gedacht und damit war für sie die Sache entschieden. Sie war nicht abgereist und, obgleich sie von ihrem Gemahl sich entfernt hielt und die Ehegatten stumm aneinander vorübergingen, wenn sie sich begegneten, so hatte doch der Major aus ihrem dauernden Aufenthalt im Hause den Schluß ziehen können, daß sie ihre herbe Absicht aufgegeben habe. Merkwürdiger und doch sehr natürlicher Weise hatte nun auch in ihm, wie im Kopfe der Jüdin, der Gedanke eine Stätte gefunden, man dürfe schon um der äußeren Repräsentation der Familie willen ganz einfach an die Schuld des Vaters nicht glauben und man müsse diese Meinung überall verkünden und practisch bewähren, möge kommen, was da wolle. In einer plötzlichen zornigen Aufwallung über die frevelhaften Worte des russischen Generals hatte er sein Entlassungsgesuch zerrissen. Jetzt hatte er auch Gründe es nicht von Neuem zu schreiben, sondern im Nothfalle sich sogar etwaigen Andeutungen gegenüber der Vorgesetzten bis zum Äußersten unempfänglich zu zeigen. Es schien ihm viel ehrenhafter, soldatenmäßiger und edelmännischer im Dienste zu verharren mit der Motivirung, daß er durch Nichts zu dem Glauben zu bewegen sei, er wäre der Sohn eines greisen Verbrechers, als wenn er Hals über Kopf durch ein Entlassungsgesuch den allerschlimmsten Schein verbreitet hätte über seinen Vater.

So fand Eva, als sie von Neuem mit der Majorin sprach, sich die Wege auf natürliche Weise geebnet. Zufällig war der Major im Nebenzimmer. Hedwig ließ, sie wußte selbst nicht, warum, die Thüre offen, damit der Major höre, was die sonderbare Jüdin vorbringen werde. Eva bemerkte es sehr wol und sie fing mit großer Klugheit an ihre Worte darnach einzurichten. Sie fragte die Majorin, ob sie ihre Absicht von ihrem Gatten sich scheiden zu lassen, ausführen werde. Hedwig sagte ziemlich schroff, sie habe keine Ursache ihr darüber Auskunft zu geben. Da meinte Eva mit klugem Lächeln:

„Ich bin nur gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich neulich Ihnen abrieth von dieser Scheidung. Ich habe mir unterdessen die Sache überlegt und bekenne, daß Sie es unbedingt der Ehre Ihrer Verwandten schuldig sind, sich scheiden zu lassen von Ihrem Gemal."

Die natürliche Wirkung dieser Worte war, daß fast gleichzeitig im Nebenzimmer der Major und vor Eva seine Gattin aufstanden und fast mit denselben Worten sagten: „Mein Fräulein, das übersteigt alle Grenzen des Tactes und Anstandes, zwei Ehegatten auch noch zu bestärken in dem unseligen Gedanken, sich zu trennen."

Der Major trat rasch und zornig herein. Hedwig lag sofort in seinen Armen und das Judenmädchen stand stille lächelnd dabei. Als sie nun gar in der gutmüthigsten Weise die beiden Gatten beglückwünschte, ging Denen plötzlich der psychologische Zusammenhang auf und es war kein Wunder, war natürlich, war menschlich, daß sie das Mädchen recht von Herzen lieben mußten. Der Major besonders bat ihr ganz von selbst mit herzlichen Worten ab, daß er Anfangs so wenig Sympathie für sie bewiesen hatte. Eva nickte zufrieden mit dem Kopfe und trug nun in aller Naivität und

Klugheit ihr Programm so wörtlich vor, wie sie es sich ausgedacht hatte, und zwar versäumte sie nicht die Rubriken 1., 2., 3. mit Zahlen anzuführen und ebensowenig versäumte sie anzuführen, daß sie dieses Programm sich nur zu dem Zwecke ausgesonnen habe, um sich einen großen Vortheil zu verschaffen und den freiwilligen Segen der Verwandten zu ihrer Hochzeit zu gewinnen. Und das war das Allerklügste. Denn nun fühlten sich die Ehegatten gegenüber der egoistischen Jüdin, der Absicht des klugen Mädchens entsprechend, innerlich wieder so recht als christliche Germanen und die natürliche weitere Folge war, daß Eva ihr Programm spielend durchsetzte.

Bald war die Mutter in der sorgfältigen Pflege der Majorin, Eva war als zukünftige Verwandte gern gesehen, der Alte galt für unschuldig und das Mädchen hatte seinen Willen in allen Punkten durchgesetzt.

Als der Rechtsanwalt davon hörte, sagte er: „Es bleibt bei dem, was ich immer sagte! Ihr Juden seid der Kitt der europäischen Menschheit! Ihr seid die wahren Einiger des Reichs und zankender Germanen und aller anderen Völker. Und hier, mein liebes Judenmädchen, hast Du gar das kleine Reich der Familie Bredow zusammengekittet und ich selbst würde zum Herrn Bruder gehn und mich mit ihm versöhnen, wenn ich es ihm nicht gönnte, daß er noch ein wenig nach mir schmachtet. Ich denke mich noch ein wenig rar zu machen, liebes Herz.“

„Glaubst Du nun, daß Dein Vater unschuldig ist?“ frug Eva.

„Ich glaube es, weil Du es wünschest. Als Rechtskundiger glaube ich es nicht. Ich kann aus meiner Advokatenhaut nicht heraus!“

„Aber Du wirst ihn vertheidigen, wenn man ihn findet

und verklagt. Du wirst der Rechtsanwalt Deines Vaters sein und wenn Du nicht eine Rede hältst so klug, so wahr, so warm, daß man ihn freispricht, so werde ich einen Andern heirathen, heirathen den Nathan Rosenthal, der schon lange um mich freit."

Man erwartete von Tag zu Tag mit Bangen und oft erneutem Schmerze eine Nachricht über den Verbleib des greisen Familienoberhauptes Bredow. Noch immer suchte die Polizei ihn vorwiegend im Auslande. —

Als Herr Oberpostsekretär Bredow am Montag früh nach dem verhängnißvollen Sonntage im Bette erwachte und sich besann, wie er in einem ziemlich düsteren Hause einer winkeligen Straße sich befand, kam ein banges Gefühl von Neuem über ihn, daß eine schwere Schuld auf seiner Seele laste.

Er erinnerte sich der Uhr, die er im falschen Spiele dem Bauernfänger abgewonnen hatte und das unangenehme Gefühl wollte nicht von ihm weichen, daß er in Gefahr kommen könne, für einen Dieb gehalten zu werden, der einer Riesendame eine goldne Uhr entwendet habe.

Hätte er geahnt, wie zu diesem eigenen Schuldbewußtsein noch ein andrer schwerer Verdacht gegen ihn die Öffentlichkeit und das Jahrhundert bewegte, vor dem er sich zu flüchten beschlossen hatte! Da er den letzteren Entschluß ernst meinte, so hatte er consequenter Weise auch keine Zeitungen gelesen, die ihn fortwährend an sein Jahrhundert hätten erinnern müssen. So ahnte er noch immer nicht, welche Verwirrungen sein Verschwinden erregt hatte und welch ein Unheil über seinem Namen schwebte. —

Er richtete sich im Bette auf, blickte die Wände seines Gasthofzimmers an und konnte sich nicht enthalten in der Erinnerung an den vergangenen ereignißvollen Tag folgende Betrachtung über das menschliche Leben anzustellen:

„Jott soll mir'n Dahler schenken, Jott soll mir'n Dahler schenken, dat menschliche Leben ist eine sonderbare Geschichte! Jestern früh war ich noch een unschuldiger, oller Knabe, der weiter Nichts vom Leben wünschte als det Leben kennen zu lernen und heute bin ich ein oller, alter Mann, der een falscher Spieler is, een schuldiger, sündhafter, polizeiwidriger Mensch, der Eenem Andren 'ne jestohlene Uhr abjekapert hat. Un abjesehen davon, bin ik ooch in 'nem unschuldigen Verdachte, als hätte ik der Riesendame die Uhr entwendet, welches doch in Wahrheit nicht der Fall ist. Solange ik meinen Postdienst tagaus tagein versah und mich um den juten Herrgott un seine liebe Welt nicht kümmerte, war ich een unschuldiger, anständiger Mensch, un so wie ik mir vor meinem Jahrhundert in dat menschliche Leben jeflüchtet habe und in dat menschliche Leben mir herinstürzte, bin ich ooch sofort een schlechter Kerl jeworden, bin sowol selber bemeiert worden un habe ooch selber bemeiert un dazu bin ik noch in schlechten Verdacht jekommen, dat ik man jar nich weiß, wie, un hinter meinem Rücken werden die Leute über mir reden, ik weiß nicht, was. Un darin liegt wiederum dat janze menschliche Leben! Ja, ja det war een Sonntag, wie er nich alle Tage scheint, denn ik habe an eenem Tage dat janze menschliche Leben in jeder Beziehung durchjemacht, un den Tag werd ik mein Lebtag nich verjessen. Sowol habe ik dat menschliche Leben durchjemacht activ un passiv, als auch meine Bemerkungen darüber jemacht un wat ik mir denke über den Sinn un Verstand der janzen dollen Rummelei. Un darin liegt nun erst Recht dat menschliche Leben wiederum ausjesprochen. Dat Beste wär nu eegentlich, wenn ik machte, dat ich unter die jrüne Erde käme un mir einstweilen janz stille da unten versteckte un keen eenziges Sterbenswörtchen mehr sagte über dat menschliche Leben. Aber im Janzen jenommen, 'ne lustige und schnurrige Jeschichte is et doch je-

wesen, dat menschliche Leben vom jestrigen Tage. Ik will mir in Pomade ertränken, wenn mir dat janze übrige Leben seit anno 1806, wo meine in Jott selige Olle mir seligen Knaben uf de Welt ausjesetzt hat, wie seiner Zeit Moses ausjesetzt ward, nicht überhaupt vorkommt wie der jestrige Tag. Denn die Arbeitstage kann ik nicht rechnen, weil ik da blutwenig von mir selbst un dem menschlichen Leben jemerkt habe, denn dat menschliche Leben, wo durch meine Hände jing, war versiegelt un ik konnte bei Strafe keenen Brief aufschneiden, um darin dat menschliche Leben zu studiren. Ja, ja, et war versiegelt und in Couverten, dat menschliche Leben, un so lange et versiegelt un verpackt durch meine Hände jejangen is, bin ik een unschuldiger, treuherziger und jlücklicher Mensch jewesen un jetzt, wo ik mir als alter Knabe in dat menschliche Leben jeworfen, bin ik een schlechter Kerl! Ja, ja, et wäre recht jut, wenn dat menschliche Leben nicht in Couverten jewesen wäre, ik würde mir keene Illusionen darüber jemacht haben. Und nu hab ik wegjekriegt, dat eene janze Menge Spitzbuben in dem menschlichen Leben herumloofen un dat man aus lauter Verachtung jejen diese Spitzbuben selber Eener werden könnte, wenn man nich noch 'nen jewissen ererbten Fond im Leibe hätte! O Jerum, Jerum, Jerum, o joldne Jugendzeit! O quae mutatio rerum!"

Herr Bredow gähnte, reckte die Arme von sich und erhob sich von seinem Lager. Er war wieder heiter geworden, fühlte Langeweile und Hunger, frühstückte und reflectirte über das Frühstück und seine Bedeutung für das menschliche Leben. Darauf bezahlte er seine Rechnung und machte sich von Neuem auf, um seinen Wissensdurst, seinen Drang die Welt zu studiren des Weiteren vor seinem Tode noch zu befriedigen. Die Uhr hatte er in der Tasche, sie lastete wie ein stiller Vor-

wurf auf ihm und doch traute er sich nicht, sie irgendwo liegen zu lassen, um sie los zu sein, noch wagte er sie zu dem Fräulein Rosaura auf die Hasenhaide zu tragen in der Furcht, man möchte ihn dort für den Dieb halten und durchprügeln. So wanderte er mit einem Bangen seltener Art durch Berlin und das Gefühl, welches ihn drückte, glich dem allgemeinen Gefühl, welches jedes Menschenkind, auch das ehrlichste, beste und feinste Gemüth auf diesem Lebenswege belastet, denn ach, wir sind allesammt Sünder, wenn wir auch nicht wie Herr Bredow Hazard spielen oder den Riesendamen ihre Uhren entwenden. —

In den folgenden Tagen schaute der rastlose Wanderer so ziemlich Alles, was Berlin an Sehenswürdigkeiten birgt. Während man ihn in England und Amerika suchte, während im Hafen von New-York drüben über dem Ocean die telegraphisch avisirten Beamten nach den ankommenden Schiffen späheten, um Herrn Bredow zu verhaften, saß dieser in der Nähe des königlichen Schlosses zu Berlin auf der Museumsinsel in einem behaglichen Divan und musterte die Gemäldegalerie des alten Museums. Er bewunderte den Seesturm des Salvator Rosa im Oberlichtsaal und schauderte vor dem Martyrium des heiligen Bartholomäus zusammen, das der Spanier Ribera zu Neapel vor zwei Jahrhunderten gemalt hatte. Herr Bredow besuchte zuerst diese Bilder, denn er hatte, ehe er seiner Frau davonging, in einer großen Berliner Leihbibliothek einen Roman eines zeitgenössischen Autors entliehen und gelesen, der ihn in große Aufregung versetzt hatte. Dieser Roman behandelte die Lebensgeschichte jener beiden Maler und Herr Bredow hatte oftmals den Kopf geschüttelt über das absonderliche Buch. Da er sich aber für die geschilderten Charaktere allmählich außerordentlich interessirt hatte, so war es kein Wunder, daß er im Museum zuerst die Bilder dieser Maler aufsuchte, um sich zu überzeugen, ob sie

auch gelebt hätten. Es war ihm Manches in dem betreffenden Romane erstens sehr unanständig und zweitens auch sehr unmöglich erschienen, als er aber jetzt die Bilder jener Leute vor Augen sah, zweifelte er nicht mehr, daß Alles, was in jenem Romane stand, buchstäblich wahr sei. Er hatte sich einen Katalog gekauft und studirte nun in den Sälen einherwandernd Kunstgeschichte und urtheilte mit eigenartigem Verständniß über die Bilder. Und bei dieser Gelegenheit schärfte er in sehr kurzer Zeit sein kritisches Gefühl nach seiner Meinung ganz besonders. In dem betreffenden Roman war sehr viel von Glanzlichtern, von Halbtönen und Localtönen und andren Dingen die Rede gewesen. Herr Bredow hatte sich diese Ausdrücke ganz besonders deßhalb gemerkt, weil er sie nicht verstand, und so kritisirte er nun darauf hin die Bilder und da er allmählich seiner Sache sicher wurde, wie er glaubte, fand bald kein einziges Bild mehr Gnade vor seinen Augen. Er hatte überall Etwas auszusetzen und sprach mit einer Sicherheit über Alles ab, daß, wenn nicht andre Leute in der Nähe gewesen wären, die es genau so machten, wie er selbst, sein Benehmen unerträglich gewesen wäre. Unter allen Berlinern war Herr Bredow, wie wir ihn kennen, noch eine der positivsten Naturen, die man in der großen Stadt findet, jetzt aber siegte der negative Geist ganz plötzlich auch in ihm und Nichts mehr hielt Stand vor seinem Urtheil. Er wußte überall die Unvollkommenheiten mit einer Beredsamkeit ausfindig zu machen, die erstaunlich war.

In den folgenden Tagen sah er vor seinem Geiste vorüberziehen die Gemäldegalerie, die pergamenischen Sculpturen und die Antikensammlung, die Kaulbach'schen Fresken im „Neuen Museum", er sah den Inhalt der Nationalgalerie und die Olympischen Ausgrabungen. Er besuchte das Hohenzollernmuseum, die Mineraliensammlung, das Aquarium und nach

dem Aquarium das Reichstagsgebäude. Er wohnte einer Sitzung des Reichstages bei und hätte beinahe mit Händen und Füßen dreingeschlagen, als er einen Abgeordneten immer thörichter reden hörte, als den Andren. Es wurde in dieser Sitzung gerade der sogenannte „Kulturkampf“ zu Ende geführt, der das Reich seit zehn Jahren bewegt hatte, und Herr Bredow sah mit Staunen, wie die freisinnigen Abgeordneten sich durch die Vertreter Roms in einer Weise behandeln ließen, die ihn lebhaft an sein Kartenspiel mit dem Menschenfreund erinnerte. Er verließ zornig den Reichstag und verwünschte sich selbst, daß er sich hatte bethören lassen sich doch noch um sein Jahrhundert zu kümmern, das er verachtete. Er ging, um sich den königlichen Marstall anzusehen, nachdem er den Reichstag betrachtet, er fuhr mit der Pferdebahn große Strecken hinaus zu Borsig und studirte in der Maschinenfabrik die modernen Erfindungen. Das Rauchmuseum, das Zeughaus, die Wasserwerke vor dem Stralauer Thor nahm er nicht minder in Augenschein wie das königliche Schloß und wenn er auch überall seiner wahren, inneren Natur gemäß mit stolzem Staunen all diese Dinge betrachtete, so konnte er doch nicht umhin, um diesen Stolz nicht merken zu lassen, auf Alles zu schimpfen, Alles zu bemängeln, und unerschöpflich waren die Einfälle, durch die er diesem Zuge Ausdruck zu geben suchte.

Wir verzichten des Weiteren aufzuzählen, was Herr Bredow gesehen und bewundert. Wir verzichten es zu schildern und zu malen, denn da Herr Bredow Alles unvollkommen fand, so würden wir, wenn wir erzählten, was er gesehen und dazu gesagt, dem deutschen Volke eine sehr unvollkommene Vorstellung von seiner Reichshauptstadt geben. Statt dessen erlauben wir uns dem geliebten Leser zu rathen ganz einfach selbst nach Berlin zu reisen und sich all das anzusehen, was

Herr Bredow geschaut, wir rathen die ferneren Betrachtungen, die der Herr Oberpostsekretär über das menschliche Leben bei dieser Gelegenheit anstellte, dem geschätzten Leser selber anzustellen nach dem Beispiel des Herrn Bredow, als welches zu Nutz und Frommen kommender Geschlechter der Wahrheit gemäß aufgestellt zu haben wir uns mit Vergnügen und Genugthuung bescheiden. —

Eines Tages war Herr Bredow im Geheimrathsviertel, in dem weiten, stillen Stadttheil einhergewandert, der allein einen größeren Umfang hat, als die meisten großen Städte des deutschen Reichs. Er war bald an hohen Gartenmauern, bald an vornehmen Häuserreihen hinschlendernd immer mehr in die äußeren Gegenden dieses Stadttheiles gerathen, da er beabsichtigte den botanischen Garten zu besuchen. Er kam zufällig kurz vor dem Ziele seiner Wanderung auch durch die Kirchbachstraße, die ihren Namen trägt von einem Helden und General, der in dem Kriege, welcher das Reich erschuf, Ruhm und Ehre erfochten.

Bredow las den Namen an der Straßenecke und zuckte zusammen. Er wußte, nach welchem Helden die Straße ihren Namen trägt, aber es ward zugleich eine längst vergessene Erinnerung aus seiner Jugendzeit in ihm rege. In den dreißiger Jahren des Jahrhunderts hatte er einst auf der Hasenhaide ein Panorama gesehen von vielen Gegenden dieser Welt, das ihn nach Afrika, nach Amerika mit großen Bildern versetzt hatte. Dieses Panorama hatte ein sächsischer Mann gezeigt, der den Namen Kirchbach trug. Er war der Besitzer dieses Panoramas und reiste mit seinem Wagen in der Welt herum. Bredow hatte diesen Mann kennen gelernt, da er damals noch viel harmlose Neugier besaß.

Als der Mann erfuhr, er sei ein junger Postbeamter, war der kleine Sachse lustig geworden und hatte ihm von

seinem Leben erzählt. Er war ein Mann aus gutem, behäbigem Bürgerstande und verfolgte seinen Stammbaum bis dahin, wo er im Stande alter Edelleute wurzelte. Er hatte einen reichen Vater gehabt, war aber ein Mann von Phantasie gewesen, hatte in Folge dessen sein Geld durchgebracht und nun einen bunten Lebenslauf durchgemacht. Er hatte Herrn Bredow erzählt, daß er Soldat gewesen sei und in den Befreiungskriegen im Jahre 1813 die Völkerschlacht von Leipzig mitschlagen und das deutsche Vaterland vom Joche des Franzosen hatte befreien helfen. Er war Unterofficier gewesen, dann ein Schulmeister in einer kleinen Stadt, endlich Briefträger, momentan aber Besitzer eines Panoramas. Als Briefträger war er auch später gestorben, wie Bredow nachmals erfuhr. Es war ein lustiger, jovialer Mann, der bei alledem dreizehn Kinder hatte, von denen aber nur zwei leben blieben. Und als der Mann gehört hatte, Bredow sei Postbeamter, hatte er gesagt, er wünsche ebenfalls wieder zur Post zu gehen und Briefträger zu werden, denn das sei doch ein noch viel großartigeres Amt, als das Amt ein Panorama zu zeigen. Zur Bestätigung hatte der sächsische Mann dem jungen Postbeamten zwei Gedichte überliefert, die großen Einfluß hatten auf die Lebensanschauung des Herrn Bredow und die Hochachtung, die er vor seinem Amte bis auf seine alten Tage bewahrte. Bredow trug diese Verse des sächsischen Mannes als Andenken immer bei sich. Als er jetzt auf der Straße stand, welche den Namen jenes Mannes und seiner Familie und Namensvettern trug, erinnerte er sich derselben. Er zog sein Portefeuille hervor, nahm zwei alte, vergilbte Blätter daraus und las gerührt:

Meinen hochzuverehrenden Gönnern zum neuen Jahr 1832.*)

Da es nun einmal hergebracht
Zum neuen Jahr zu gratuliren,
So hab ich einen Wunsch gemacht,
Den will ich heute produciren.
Sind auch die Verse etwas seicht,
Wird doch vielleicht mein Zweck erreicht.

Ich wünsche als ein guter Christ
Den Gönnern Glück und langes Leben,
Es mag für Sie zu jeder Frist
Nur Briefe heitren Inhalts geben;
Auch nebenbei — wer säh's nicht gern?
Ein Röllchen für die lieben Herrn.

Bring ich einmal, wer kann dafür,
Ein schwarz versiegelt Trauerschreiben,
So steh darin: ich wünsch es schier:
„Die Erbschaft wird nicht lange bleiben,
Ein alter Onkel, meilenweit,
Gesegnete die Zeitlichkeit."

So mag Fortuna dieses Jahr
Mich stets zu ihrem Werkzeug dingen,
Daß ich den Gönnern immerdar
Nur frohe Kunde hab zu bringen.
Dann zählt man auch, so denk ich schlau
Den Trägerlohn nicht zu genau.

---

*) Diese Verse stammen authentisch aus dem Geiste und der Feder des Briefträgers Kirchbach, dessen Enkel der Verfasser dieses Buches ist. Das alte, vergilbte Blatt, vor fünfzig Jahren geschrieben, ist noch in seinen Händen, und der Enkel schreibt die Verse des Großvaters, die ein halbes Jahrhundert überdauerten, nicht ohne Rührung ab, da er wie sein Ahne ein Panorama seines Vaterlandes schildert und auf dem Jahrmarkte des Lebens ausruft. —

Nein, Jeder lächelt hocherfreut,
Sieht er das gelbe Röckchen strahlen,
Wenn meine Hand das Briefchen beut,
Wird man das Porto gern bezahlen.
Drum will ich jetzt zum Himmel flehn:
Mein Wunsch mag in Erfüllung gehn.

Dero ergebenster

Kirchbach.

Der Briefträger.

Wer kennt ihn nicht — den Ehrenmann
Mit gelbem Leibrock angethan,
Der rastlos durch die Straßen rennt,
Als ob's an allen Ecken brennt' —
In Häuser und Gewölbe steigt
Bis sich der Tag zu Ende neigt; —
Bald in der Vorstadt Hütten kriegt
Bald Treppen auf und niederfliegt;
Selbst in Palästen Zutritt hat! —
Wol ist's ein wicht'ger Mann im Staat,
Da er mit seiner linken Hand
Für Viele Freud und Leid umspannt.
Manch heitres und manch dunkles Loos,
Birgt er in seiner Taschen Schooß.
Er selbst jedoch bleibt unentwegt,
Ob seine Gab' zu Boden schlägt —
Ob sie zu Göttern uns erhöht:
Er nimmt den kargen Lohn und geht;
Ihn kümmern alle Folgen nicht,
Die sein Erscheinen angericht't,
Und, eh' man's Blatt hat umgewandt,
Ist er auf und davon gerannt.
Das Fatum stellt er oftmal dar
In seinem schweflichen Talar,

Das freundlich bald, bald grausenhaft
Hier Jubelruf, dort Jammer schafft.
Der Minne Glück, ihr Schwanensang,
Er trägt's die halbe Stadt entlang.
Das gelbe Fatum tritt herein:
Fünfhundert Thaler sind nun sein! —
Wohl klein ist solcher Briefe Zahl,
Weit öfter sind sie Futteral
Für allerhöchste Nasenschaar
An Amtmann und Justitiar;
Bald ist's auch ein Uriasbrief
Bald ging das Speculiren schief.
Kurz, wicht'ge Dinge trägt der Mann.
Oft ist ein Wurf damit gethan
Entscheidend für die Folgezeit
Zu Freuden oder Traurigkeit. —

Ganz unpartheiisch theilt er aus,
Bald hohes Glück, bald Schreck und Graus.
Drum sei ihm hier ein Lied geweiht,
Deß Hand so bunte Mischung reiht
Sein Schutzgott ist Mercurius,
Er sei ihm hold! ruf ich am — Schluß.

Sigismund Kirchbach.

Als Herr Oberpostsekretär Bredow diese Gedichte gelesen hatte, wurde er plötzlich von einer ganz unbeschreiblichen Sehnsucht nach seinem lieben Postamt am Anhalt'schen Bahnhofe ergriffen. Es überkam ihn eine stille Reue, daß er eine so großartige Thätigkeit wie die eines Postbeamten auf niederer Rangstufe ist, in gewissem Sinne frevelhaft im Stiche gelassen hatte. Erst jetzt besann er sich, daß er im schlimmen Fall sogar eine Rüge seiner Vorgesetzten zu gewärtigen hatte trotz seines hohen Alters, ja, vielleicht sogar seine Entlassung aus dem Dienst befürchten mußte, da er ohne Urlaub zu

nehmen sich in das menschliche Leben vor seinem Jahrhundert geflüchtet hatte. Indessen war er von seinen vielen Abenteuern lustig und leichtfertig genug geworden, daß er sich darüber weiter nicht grämte. Wohl aber interessirte es ihn außerordentlich zu erfahren, was jetzt wol seine Collegen im Postamt gerade thun würden und er beschloß sich ein wenig mit ihnen zu unterhalten.

Er war ein großer Verehrer des modernen Erfindungsgeistes und wenig neue Erfindungen hatte er mit solcher Begeisterung begrüßt, wie die Erfindung des Telephons, die so bald in seiner Reichshauptstadt eine ungeheure Verbreitung bei der Geschäftswelt und Verkehrswelt gefunden hatte, daß man in kurzer Zeit bereits viel hunderte, ja tausende von Telephonstationen in Berlin im Betriebe hatte. —

Mein lieber Leser, wenn Du vom Monde gefallen wärest, so würde ich Dir wie manchem Manne im Reiche, erzählen müssen, daß das Telephon ein Mittel ist auf weite Entfernung das gesprochene Wort hörbar zu machen. Drähte verbinden theils unterirdisch, theils über der Erde laufend die entferntesten von den 18,000 Gebäuden und Grundstücken der Reichshauptstadt, und wenn Du gegen den Schallfänger in der Wand deines Zimmers sprichst, so hört physikalischen Gesetzen dieser wunderbaren Natur zufolge Dein College in seinem Hause, das eine Stunde weit entfernt ist, deutlich was Du sagst, als stündest Du unmittelbar neben ihm und sprächest mit etwas hohler, unheimlicher Stimme, wie ein Berliner Vagabund im Verbrecherkeller, mit ihm. Er antwortet Dir und der gefällige, dünne Draht vermittelt eine Unterhaltung zwischen Euch Beiden, als säßet Ihr Euch im traulichen Stübchen gegenüber und der Unterschied ist nur der, daß Ihr Euch nicht von Angesicht zu Angesicht in's Auge schaut.

Herr Bredow konnte sich nicht enthalten auf diese be-

queme Weise sich mit seinen Collegen zu besprechen, da er plötzlich durch die Gedichte des Briefträgers angeregt, eine unbezwingliche Sehnsucht nach seinem Amt in sich fühlte. Er ging, nachdem er die Gedichte wieder eingesteckt hatte, einige Straßen ab, bis er in das nächste Postamt kam. Er war dort gänzlich unbekannt und es wurde ihm daher leicht anzugeben, er sei ein College von der Post und bitte die Herren ihm zu erlauben, daß er nach seinem Postamt, das durch einen Draht mit dem vorstädtischen verbunden war, ein wenig telephoniren dürfe. Er hätte mit seinen Collegen und Vorgesetzten dort einige Worte zu telephoniren und zu besprechen. Die Beamten hatten viel zu thun, der Director war nicht anwesend und so erlaubten ihm die Elèven, daß er das Telephon eine Zeit benütze.

Bredow setzte sich behaglich lächelnd auf einen Stuhle vor die Wand, in der der Schallfänger angebracht war. Er öffnete seinen Mund, nachdem er sich mit Würde geräuspert hatte und sprach laut und mit sonorer Stimme gegen die stumme, fibrirende Wand:

„Juten Morgen, meine allerwerthesten Herren Collegen! Recht lange nicht jesehen! Wie befinden Se Ihnen, College Hahnefeld? Wie arbeitet man, College Rinkefeil? Wie jeht's, wie steht's?"

Er hielt inne. Eine Weile war Alles stille und man hörte nur das Kratzen der Federn auf dem Papier im Postamt. Bredow brachte sein Ohr an die Hörstelle des Telephons. Nach einer Weile antwortete es aus weiter Ferne, mitten aus der Stadt mit hohler, dunkler Stimme:

„Juten Morgen! Mit wem habe ik die Ehre zu reden?"

Bredow antwortete laut und sprach: „Es freut mich außerordentlich Sie zu sehen, werthester Herr College. Mit

wem habe ich die Ehre zu sprechen? Ich vermag die Stimme nicht zu unterscheiden und sehe Sie auch nicht!"

Wie eine unsichtbare Geisterstimme erfolgte hierauf die unheimliche Antwort: „College Rinkefeil."

„Na, es freut mich außerordentlich. Aber stellen Se Ihnen vor, wer ich nun bin? Ahnen Sie das? Rathen Sie einmal!"

„Was soll ich rathen! Ich habe keine Zeit," antwortete die Geisterstimme.

„Haben Sie mich denn reen jar nicht vermißt?" frug Bredow ein wenig verletzt. „Können Se Ihnen den nich auf den ollen Oberpostsekretär Bredow erinnern, der sich vor seinem Jahrhundert in dat menschliche Leben gestürzt hat? Na, det war 'ne schöne Jeschichte, Jott soll mir in Essig lejen! Ik muß Ihnen nur jleich erzählen, wat ik da vor 'ne schöne Jeschichte mit der dicken Rosaura erlebt habe, wo der Jauner ihr 'ne jold'ne Bolle jestohlen hat. Der Bredow bin ik, der Bredow, der olle Bredow selber, wie er leibt und lebt un auf zwei Beinen steht."

Er hielt inne, um den Effect dieser Worte abzuwarten. Die Stimme antwortete hohl:

„Um Gotteswillen! Oberpostsekretär Bredow! Ich denke, Sie sind in Amerika!" Darauf begann ein dumpfes Sausen aus dem Telephon zu erschallen, man hörte verschiedene Stimmen durcheinander in der Ferne gegen den Draht reden, Ausdrücke des Staunens, der Entrüstung brachen hervor, eine hohle Folge von sinnlos durcheinander gesprochenen Worten tönte verworren an das Ohr des ahnungslosen Mannes. Dann wurde plötzlich Alles todtenstill in der Ferne. Bredow frug, warum Niemand mehr Etwas sage. Aber keine Antwort erfolgte.

„Na, ja, den ollen Scherz kennen wir schon!" rief er

gegen die Wand. „Sie wollen mir uzen, meine Herren, aber ich gehe nicht auf den Leim und, wenn Sie nicht antworten, gehe ich weiter!"

„Halt!" dröhnte da plötzlich die Stimme laut und hohl. Nach einer Weile war Alles still, nur ein Sumsen schwirrte heraus. Endlich aber tönte die Stimme: „Sind Sie noch da, Herr Bredow?"

„Ja wol!"

„Gehen Sie gefälligst einmal vom Telephon weg, schicken Sie einen der Herren auf Ihrem Amt an das Schallrohr. Hören Sie nicht hin und halten Sie Ihre Ohren zu. Es ist ein Spaß, ein kleiner Scherz!"

„Gut!" sagte Bredow lustig. „Soll geschehen!" Er schritt weg und schickte einen andren Postbeamten an das Telephon. Dieser meldete sich durch den Fernsprecher an und es erfolgte die Frage:

„Hält Herr Bredow seine Ohren zu? Kann er Nichts hören?"

Da Bredow weit weggegangen war, sich in der That die Ohren zuhielt und nicht hören konnte, antwortete der College, es sei Alles in Ordnung. Gleich darauf tönte die hohle Stimme die Worte:

„Schicken Sie sofort zur nächsten Polizei und lassen Sie sofort den Herrn Bredow verhaften. Still! Schweigen! Schweigen! Er ist steckbrieflich verfolgt wegen des bekannten Postdiebstahls. Hört er, was wir sagen, so nehmen Sie ihn gleich selber fest. Im andren Fall schicken Sie zur Polizei. Lassen Sie Nichts ahnen! Schicken Sie ihn wieder an's Telephon, wir werden ihn durch eine Unterhaltung festhalten, bis die Polizei kommt und ihn verhaftet!"

Bredow hatte keine Silbe von diesem Befehl verstanden. Der Postbeamte blickte ihn bestürzt und mit gestrenger Miene

zugleich an und trat geheimnißvoll vom Fernsprecher zurück. Dann schickte er den ahnungslosen Bredow wieder ans Telephon und murmelte mit den Collegen, die von nun an den alten Herren scharf bewachten, während Einer sich fortmachte in aller Stille die Polizeibeamten zu citiren.

Harmlos und ahnungslos setzte Bredow sich vor den Fernsprecher und sagte: „Na, ich bin neugierig, was für einen Scherz und Spaß Sie vorhaben, meine Herren! Aber bilden Se Ihnen Nichts ein, dat Se mir meiern könnten! Ik bin doch 'n oller jewitzigter Knabe und mir spielen Sie nicht so leicht Ihre Streiche. Was giebt's nun? Legen Sie mal los!"

Die Stimme antwortete: „Ob Sie een jewitzigter, oller Knabe seien, dat möchte ik doch bezweifeln. Dat müßten Sie mir erst beweisen, Herr College! Aber wie wollen Sie das?"

„Na, nu!" erwiderte der Oberpostsekretär. „Ich dächte doch. Ich brauchte Ihnen nur zu erzählen, was ich mit der dicken Rosaura erlebt habe!"

„Ich glaube, er ist verrückt geworden!" sagte da plötzlich die Stimme. „Er ist wahnsinnig! Jetzt wird mir Alles klar!" Die übrigen Worte konnte Bredow nicht verstehen, da sie nicht mehr an's Telephon drangen. Er aber rief lachend:

„Na, wissen Sie, auf die Weise fangen Sie mich nicht, meine Herren! Das wär mir ein neuer Scherz! Die Geschichte ist buchstäblich wahr! Hören Sie nur!"

Er begann ausführlich sein ganzes Abenteuer mit Rosaura und dem Gauner zu erzählen. Er würzte die Erzählung mit vielen humoristischen Bemerkungen, erzählte sogar, wie er die Uhr sich erspielt, daß der Zweck das Mittel heilige und daß er gewissermaßen seit seiner Abwesenheit das ganze menschliche Leben durchgemacht. Er hatte eben in aller Heiter-

keit die Erzählung beendigt, als er hinter sich die Worte vernahm:

„Mein Herr, ich erkenne in Ihnen den Oberpostsekretär Bredow. Sie werden steckbrieflich verfolgt wegen Diebstahls. Sie sind verhaftet!"

Der Alte kehrte sich erschrocken um. Der Polizeibeamte mit seinen Begleitern stand vor ihm. Bredow war eine Weile sprachlos, denn er besann sich auf die Drohung des Gauners und zitterte. Dann aber stand er auf und sagte erregt:

„Mein Herr, Sie täuschen sich. Der Denunciant selber hat die Uhr gestohlen und zwar hat er sie der Riesendame Rosaura entwendet. Ich habe sie ihm abgespielt und lege sie hier vertrauensvoll in Ihre Hände. Sie sollten mir eher dankbar sein, als mich zu verhaften auf die abscheuliche Denunciation eines Bauernfängers!"

„Sie scheinen in vornehme Gesellschaft gerathen, mein Herr. Gleich und gleich gesellt sich gern. Machen Sie keine Umstände. Sie werden, wie Ihnen bekannt ist, wegen Entwendung eines Postbeutels verfolgt. Folgen Sie!"

Bredow taumelte zurück: „Wegen Entwendung —"

„Keine Umstände, mein Herr!"

„Wegen —" Bredow war noch immer sprachlos. Er wußte nicht, was er sagen sollte, da er sich aber rein und unschuldig fühlte in dieser Hinsicht, sagte er endlich mit großer Laune:

„Na, det is allerdings een Scherz, wo ich mir nich jeträumt hätte! 'Ne schöne Fopperei! Meine Herren, ik jloobe, dat Sie unter Ihren Uniformen ooch keene echten Polizistenwaden verbergen! Also darum sollte ik mir die Ohren zuhalten!" Er schrie in's Telephon:

„Na, wie jesagt, Kollege Rinkefeil, een Schlaumeier sind

Sie schon un der Hahnefeld ooch — aber mir sollen Sie doch nicht bemogeln! Een doller Scherz! Een doller Scherz!" Er wendete sich gegen den Polizisten: „Een doller Scherz! Na, verhaften Sie mir, ik bekenne mir schuldig einen Postbeutel gestohlen zu haben. Aber sagen Sie, wo haben Sie Ihnen so schnell zum Polizisten verkleiden können. Meine Herren, ich folge Ihnen. Ich bekenne mich schuldig! Un nu bin ik nur neugierig, wo der Spaß hinaus will!"

Die Beamten schüttelten die Köpfe und er sagte: „Jut jespielt! Haben Se ooch 'nen Fiaker da? Rin in's Verjnügen!"

Er ging lustig und harmlos aus dem Postamt, setzte sich in Erwartung weiterer Scherze in die Kutsche und fuhr lachend mit ihnen ab. Er war sehr verwundert, als endlich in der Stadt am Gensd'armenmarkt vor dem Polizeigefängniß gehalten wurde. Er meinte: „Der Scherz jeht'n bisken weit!" —

Nach kurzer Zeit saß er hinter Schloß und Riegel in einer Zelle, schüttelte nachdenklich das Haupt und sagte, da er nicht mehr zweifeln konnte, daß hier der Scherz zu Ende sei:

„Dat menschliche Leben! S'is'n sonderbares Ding, dat menschliche Leben! Man weiß reen jar nicht, wat man sagen soll dazu! S'ist sonderbar, sonderbar!" —

Man ließ den Oberpostsekretär ein paar Tage in seiner Zelle sitzen, ehe er vor den Untersuchungsrichter citirt würde. Man hatte, da man die Uhr bei ihm fand, welche die Riesendame vermißte und polizeilich reclamirt hatte, ein schwerwiegendes weiteres Moment zum Verdacht darin gesehen und es wurden auf diese Weise die Gründe, welche gegen ihn sprachen, immer ernster. Der Untersuchungsrichter inquirirte den alten Herrn scharf und als dieser seine Unschuld schroff behauptete, hielt man ihn in der That für einen sehr ver=

stockten Sünder. Bredow erzählte dem Untersuchungsrichter harmlos, er habe sich nur wegen häuslichen Zwistes und aus Ärger über seine Zeit vor seinem Jahrhundert flüchten wollen, er habe das menschliche Leben studiren wollen; er erzählte seine mannigfachen Abenteuer, aber der Untersuchungsrichter sah darin Nichts Anderes, als eine Verhöhnung der Gerechtigkeit, ja, er behauptete das Schlimmste sei, daß der Alte zu seiner Schuld auch noch ein „geistreicher Schuft" sei, der sich ein absonderliches Märchen ausdenke, um seine eigenen Richter zu verhöhnen. Er theilte übrigens mit, daß sein Sohn, der Rechtsanwalt, sich als Vertheidiger seines Vaters angeboten habe und daß man sich im Hinblick auf die früheren Verdienste des Herrn Oberpostsekretärs so wie seiner Familie nur damit einverstanden erklären könne.

Bredow hatte sehr bald eingesehen, als die Untersuchung geendet war, wie leicht er seine Unschuld werde beweisen können, da ja zu der Zeit, als er davonging, der Postbeutel noch gar nicht angekommen sein konnte. Er war auch im Stande durch die Gasthofsbesitzer überall sein Alibi nachweisen zu lassen, so daß er recht harmlos und heiter gestimmt seinen Sohn erwartete.

Der Rechtsanwalt erschien und sagte kein Wort lange Zeit, als er bei seinem Vater eintrat. Er nahm stumm vor dem Alten Platz und blickte trübsinnig vor sich hin. Bredow erkannte sofort, daß der Sohn ihn für schuldig hielt und mächtig regte sich in ihm die Laune, dem Manne, trotzdem er achtunddreißig Jahre zählte, seine greise väterliche Autorität fühlbar zu machen. Auch er verzog daher das Antlitz trüber und mit einer Miene, als wollte er sagen: Sieh mich den schuldigen, alten Sünder, mein Sohn! Sieh mich zerknirscht mein ganzes Leben bereuen!

So saßen sie lange Zeit einander gegenüber. Endlich

sagte der Rechtsanwalt schmerzlich und trüb: O Vater, so sehen wir uns wieder!

„So sehen wir uns wieder!“ wiederholte der Greis zerknirscht.

„Du bekennst Dich also schuldig? Du bekennst Dich schuldig!“ rief der Sohn laut und mit starker, zorniger Stimme aus.

„Ach, ja, mein Junge. Ich muß wol schuldig sein. Ich bin ein alter, schwacher Mann, ein sehr alter Mann. Ich bin sehr zerknirscht, ich will's auch sicher nicht wieder thun, ich fühle mich sehr gedrückt und weiß eigentlich selbst nicht recht, wie ich zu dieser Schuld komme. Wir sind eben allesammt Sünder, und Keiner weiß, was aus ihm werden kann. Wir treten wol rein und unschuldig in's Leben ein und unsre Jugend ist erfüllt von hohen überschwänglichen Träumen, wie wir uns tüchtig und immerdar ehrlich, wie wir uns nur edel und rein, aufopfernd und selbstlos durch's Leben bewähren wollen, wie wir ein Beispiel geben wollen des Schönsten und Besten und keinen Fuß breit vom rechten Wege abgehen wollen. Und nun sind wir alt, und wer könnte behaupten, er habe in seinem Leben niemals auf dem Wege gestrauchelt, sei nie durch eigne Schuld in Verwirrung gerathen? Wer könnte das behaupten!“

„Such Dir einen andren Vertheidiger!“ erwiderte der Rechtsanwalt streng. „Deine Betrachtungen stehen dem Schuldlosen, dem feinen Gemüthe des Edlen wol an, aber nicht einem — Postbeuteldieb. Es weiset hin auf ein tief unehrliches Gemüth, wer die gemeine Schuld seines Inneren mit den Phrasen der Weisheit übertüncht. Such Dir einen andren Vertheidiger!“

„Mein lieber Sohn,“ erwiderte der Alte mit einer eigenthümlichen Milde des Tones und klarem Ernst, „mein lieber

Sohn, möchtest Du nicht Deinen Vater, auch wenn er schuldig ist, vertheidigen? Vertheidigst Du nicht so manchen Anderen, Fremden, der Dir fern steht und dessen schwere Schuld Du doch vor Dir nicht verbergen kannst? Und Du vertheidigst ihn mit Wärme, oft mit dem Schein der Wärme nur und der Theilnahme, oft auch mit wahrer Wärme! Könnte nun nicht auch ein Mißwilliger zu Dir sagen: Auch Du bist nur Coulisse, auch Du bist nur eine angetünchte Wand. Auch Du fälschest Dein eigenes Innere mit Worten der Weisheit und der Menschenliebe. Du hast durch Deinen Beruf die Pflicht auf Dich genommen Jeden zu vertheidigen, jeden Sünder, jeden Verbrecher, jeden, der Mensch ist, zu vertheidigen. Hast Du auch darüber nachgedacht, mein lieber Sohn, was dieses Amt für Dich bedeutet? Was es der Welt bedeutet und ist?

Siehe, mein lieber, theurer Sohn, ich habe, obwol ich nur ein alter und schuldvoller Postschreiber bin und mein Leben darin bestand nur Briefe der Menschenkinder aneinander durch meine Hände laufen zu sehen, doch viel und Mancherlei über dies Leben nachgedacht. Und ich habe durch mein Nachdenken gefunden, daß kein Amt so werthlos ist im menschlichen Leben, im Reiche und dem weiten Bereiche dieses Daseins, daß es nicht recht erfaßt und wahr verstanden seine eigenartige Bedeutung hätte. Ich habe Dir die Verse eines alten Briefträgers gezeigt, der glücklich war in seinem Amte, ich habe dir oft gesagt, daß es mein Stolz sei ein Postbeamter zu sein und so im Leben einen Werth zu bedeuten und den Werth des Lebens zu erkennen. Denn der Werth und die Bedeutung einer Sache ist sich gleich und nichts soll in diesem Leben eine Bedeutung suchen, Nichts soll sich als ein Gleichniß des Lebens ausgeben, was nicht auch in sich selbst einen wahren Werth hat. Dein Bruder, mein ältester

Sohn, ist Soldat und wie der Meine, so hat auch sein Beruf eine hohe Bedeutung und einen ehrlichen inneren Werth. Denn wenn durch meine Hände das Reich und der Reichthum des Lebens wanderte, wenn ich das große Dritte, das innere Reich der Dinge zu vermitteln diente, so schützet er mit Gedanken und Waffen dieses Reich. Du aber, mein lieber Sohn, bist ein Schüler des Rechtes, das das Reich erhält zur Sitte, Dein Amt aber ist alle Sünder zu vertheidigen.

Du mußt und sollst nach Deinem Amt den Sünder auch vertheidigen, wenn Du weißt, daß er schuldig ist. Ich habe darüber nachgedacht in diesen Tagen in der Einsamkeit meines Gefängnisses, als ich hörte Du würdest mich vertheidigen. Unschuldige zu retten vor falschem Verdacht ist zunächst Dein äußerliches Amt, aber das will nicht viel bedeuten, es will nur heißen die Gerechtigkeit des Rechtes und der Richter selbst zu retten. Aber Dein wahres Amt ist den wirklich Schuldigen zu vertheidigen, trotzdem Du weißt, daß er ein Schuldiger ist. Wenn Du glaubst zu heucheln, so bist Du freilich auch ein Heuchler, wenn Du aber weißt, was das bedeutet und was der Werth Deines Handelns ist, so bist Du keine Coulisse, bist keine übertünchte Wand.

Du bist der Vertreter eines göttlichen Reiches, jenes innerlichen Reiches der Dinge, nicht eines menschlichen, wenn Du den Schuldigen vertheidigst. Du predigest: Vergebung, Vergebung, Du entsühnest den Menschengeist und die Menschheit durch die hohen Gebote, die da lauten, daß wir einander lieben sollen, daß wir unsren Feind sogar lieben sollen, daß wir vergeben unsren Schuldigern, wie sie uns vergeben, denn all wir armen, alten und jungen Kinder der Menschen, wir Alle können noch heute flehen: Führe uns nicht in Versuchung.

Und so will ich Dir noch Etwas sagen, was ich mir im Gefängniß ausgedacht, was man zu allen Zeiten, auch

wenn neue Religionen auf der Erde herrschen, mit mir denken kann und wird, mein Sohn. Es ist eine Betrachtung über das menschliche Leben, die vor 1800 und mehr Jahren ein weiser Mann angestellt hat. Du mußt diese Betrachtung verstehen, mein lieber Sohn, dann wird sie Dir auch zum Gebet. Sie lautet:

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Mein Sohn, denke nach, was das bedeutet, es solle ein Name geheiligt sein.

Dein Reich komme! Denke nach, was das bedeutet für die Erde und das, was über der Erde ist.

Dein Wille geschehe! Möge immerdar in dieser Welt ein heiliger und göttlicher Wille walten. Wir aber sollen uns bescheiden vor diesem Willen. —

Unser täglich Brod gieb uns heute! Mein Sohn, so lange Du Dein täglich Brod genießest, bist Du wirklich auf dieser Welt. Die Todten speisen nicht, wie sie auch nicht mehr weinen und lachen. Darum kannst Du es beten, auch wenn Du keinen Gott glaubst.

Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Denke darüber nach.

Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Mein Sohn, es lebt kein Sterblicher, der das Leben kennen gelernt, der das nicht für ein wahres Wort hält.

Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Mein Sohn, was bedeutet das? Du weißt es, wenn Du nachdenkst, was das Reich ist.

Ich bin zu Ende, mein lieber Sohn!" —

Der Alte schwieg stille und blickte ruhig uud verklärt vor sich hin. Der Rechtsanwalt hatte ihn nicht unterbrochen und mit Staunen seine Worte angehört. Er schwieg auch

noch eine lange Weile, als der Vater geendet hatte. Dann aber stand er auf und sagte ernst:

„Mein Vater, Du bist nicht schuldig!"

„So ist es, mein Sohn!"

Der Rechtsanwalt sank nieder in seine Kniee vor dem Greis und küßte ihm unter heißen Thränen die Hände. So blieben sie eine lange Zeit. —

„Und womit soll ich Dich vertheidigen, mein lieber Vater?" frug endlich, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, der Rechtsanwalt.

Bredow machte ein heiteres Gesicht und sagte gemüthlich: „Wir wollen uns die Sache einmal genau überlegen, mein Junge. Nimm an, ich wäre schuldig. Ich bin es nicht. Nimm es an! Wie würdest Du mich vertheidigen?" Der Sohn blickte beklommen die öden Wände des Gefängnisses an, das rauhe Bett des Vaters, die hohe Fensterlucke, durch deren Gitter ein trüber Strahl vom Tageslicht auf den kalten Boden fiel. Es war ihm doch recht traurig zu Muth, denn die Last der Anklage fiel ihm auf's Herz. Er meinte:

„Wie soll ich Dich vertheidigen! Soll ich sagen: es ist nicht denkbar, daß ein alter Mann den guten Ruf seines ganzen Lebens in Frage stelle! Soll ich mit psychologischen Gründen die Unmöglichkeit zu beweisen suchen! Es würde nicht verfangen, denn wir erleben das leider nur zu oft, daß gerade Leute im höchsten Alter die Herrschaft über sich verlieren. Es ist leider so sehr die psychologische Möglichkeit vorhanden und der Ankläger wird sie für seine Klage in Anspruch nehmen. Wir können Nichts thun. Es wird die schwerste Vertheidigung, die ich je geführt, gerade, weil mein Herz so sehr dabei betheiligt ist."

„Hast Recht, mein Junge, hast Recht. Das Herz ist ein dummes Ding, gerade, wenn es am vollsten ist. Ihr

scheint mir alle ein bischen Herz zuviel zu haben. Ich aber, da ich ein herzloser, alter Verstandskasten bin, ich würde mich ganz einfach so vertheidigen, lieber Junge. Am Abend des so und so vielten verließ ich in heftiger Aufregung mein Haus, wie Du weißt, ich wohnte an diesem Abend im Kaiserhof und genoß nach fünfzig Jahren zum ersten Mal wieder Austern und Champagner. Am andren Tage war ich auf der Stadtbahn und im zoologischem Garten, wofür ich überall Zeugen beibringe. Während dieser Zeit fuhr gelegentlich ein Dampfzug vor mit einem Postwagen, der in Hamburg abgegangen war. Es ist in den Postbüchern Alles gebucht, auch der vermißte Postbeutel. Am Abend verschwand er, wie ich vom Untersuchungsrichter weiß. Es bleibt nichts Andres übrig: ich hatte einen Magnet in der Tasche und mit dem magnetisirte ich den Postbeutel mitten durch die tausend Häuser der Stadt nach dem zoologischem Garten, steckte ihn in meine linke Westentasche und ging mir die Welt zu betrachten, um Ruhe zu haben vor meiner guten alten Frau, vor den Kindern, vor der Welt.“ —

„Na, na —“ sagte der Rechtsanwalt, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Na, na! Da hat wieder einmal ein gewisser Puck den Weltgeist gespielt und die Ostereier guter Einfälle versteckt gehabt. Es ist aber auch zu toll in dieser Welt, daß selbst mit den sonnenklarsten Einfällen und Gedanken der Teufel sich als ein Schalk producirt. Ein Zauberer, ein Bosko, ein Taschenspieler mit Gedanken, dieser Weltgeist! Hol ihn der —!“

„Ja, ja,“ sagte der Alte launig. „Geschwindigkeit ist keine Hexerei, mein Sohn. Es wird mit uns allen ein wenig blinde Kuh gespielt, ein wenig Versteckens in diesem Leben! Und Mancher hält sich auch die Augen selber zu und denkt nun, wie der Strauß, man sieht ihn nicht. Auch das hab

ich erfahren auf meiner kurzen Reise und es bleibt dabei: Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen!"

Der Rechtsanwalt verließ seinen Vater gerührt, nachdem ihm die Unschuld des Alten klar bewiesen war. Er forschte nun aber vor Allem den wirklichen Dieb ausfindig zu machen und als er kaum sich auf das Postamt begeben hatte, war seine kluge Umfrage auch sofort von Erfolg. Er sprach nämlich die Vermuthung aus irgend einer der Postbeamten habe sich das Verschwinden seines Vaters zu Nutze gemacht, um ohne Verdacht zu erregen, den Postbeutel sich anzueignen. Er sah wie der Postelève erblaßte.

Freiwillig meldete sich Dieser noch am selben Tage als schuldig. Er hatte ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen gelernt von nicht allzu gutem Rufe, er hatte Geld gebraucht, um die Ansprüche dieser Dame zu befriedigen, und sich am öffentlichen Eigenthum vergriffen. —

Sofort wurde die Untersuchung gegen den Oberpostsekretär eingestellt. Er wurde freigelassen und im Triumphe von Emma Eva und dem Rechtswalt in's Haus des Majors zu seiner Frau und der Familie geleitet.

Er erklärte und erzählte, warum er verschwunden sei und wußte seine Frau schnell zu versöhnen. —

Nach ein paar Tagen aber traf ein Schreiben der Postdirection ein, welches ihn seines Amtes entsetzte und ihm ankündigte, daß er aus dem Postdienst entlassen sei. Nur im Hinblick auf seine sonstigen Verdienste habe man sich entschlossen ihm nichtsdestoweniger seinen vollen Pensionsgehalt zukommen zu lassen. Man bedaure, daß er durch unbewilligten Urlaub und sein Verschwinden die Direction zu einer solchen Maßregel genöthigt habe. —

Das letzte Kapitel.

Obwol der Oberpostsekretär seiner Familie gegenüber den Schein zu wahren suchte, daß er durch die Entlassung aus dem Dienste nicht sonderlich sich überrascht fühle, da er eine solche Maßregel ja nur verdient habe, so kränkte und grämte es ihn doch mehr, als er sich selbst gestehen wollte. Er blickte mit Kummer auf seine Dienstjahre zurück und daß ein langes, arbeitsvolles Leben mit der unfreiwilligen Entlassung habe enden müssen, nur, weil er einem Drang wenigstens Etwas von der Welt zu sehen, nachgegeben hatte. Immer machte er sich stille Vorwürfe über sein Handeln, er meinte, es sei eine gerechte Strafe dafür, daß er seiner guten alten Frau davon gegangen war. Aber diese war, wie ihr Mann, seit seinem Verschwinden merkwürdig milde geworden, maß sich selbst alle Schuld an der Sache bei und ließ den Greis nicht zu Worte kommen, wenn er sich anklagen wollte. Oft meinte er: Es ist mir ganz recht geschehen, denn wenn ein Jeder wie ich ausziehen wollte, um das Leben in seiner Weise wie ich zu studiren, wie könnte dann dieses Leben in thätiger Wechselwirkung bestehen? Und nun vollends ein Postbeamter! Es muß wol eine kleine Sünde dabei gewesen sein, daß ich die verschlossenen, versiegelten Couverts, in denen das menschliche Leben durcheinander aufgespeichert liegt und durch die Länder läuft, im Stiche ließ!

Der stille Vorwurf lastete wie ein schwerer Traum auf der Seele des alten Mannes. Er fand keine Freude daran, daß er nun pensionirt war und Ruhe hatte, er fühlte, wie er geistig seine Frische plötzlich verloren hatte, und kein Tag verging, wo er nicht den Tod erwartet hätte. Er sprach

es bestimmt aus, er fühle, wie der Tod nach seinem Herzen greife und wie man ihn bald hinaustragen würde. Er sagte: Ich weiß es, lieben Kinder und Enkel, daß ich nun dem Tode schon geweiht bin, wie Einer, der sich einer großen Sache zu opfern denkt, und bald wird mein Lichtlein erloschen sein und ich werde im Finstren sitzen. Wir gehen dahin, wir Alten, Einer folgt dem Andren, ein anderes Geschlecht steht schon bereit an unsre Stelle zu treten. Laßt uns nur ruhig noch sterben, es kommt zuletzt ein Jeder dran; wir haben um unsre Kinder und Kindeskinder einen friedlichen Tod verdient, wir vom Geschlechte Derer, die das Jahr der Erhebung der Völker erlebt um 1813, die als alte Väter an der Spitze junger Geschlechter das Reich erstehen sahen und mit dem jungen Reiche altern. —

Der Greis ging in diesen letzten Tagen in einer milden, verklärten Stimmung einher, und diese ernste und traurig-fröhliche Stimmung äußerte sich auch darin, daß kein unreines deutsches Wort mehr über seine Lippen kam. Ohne sich einen Zwang anzuthun, fühlte er sich nicht mehr im Stande dem Humor sich dahin zugeben und sein Berliner Deutsch über die Lippen zu bringen. Er hatte Nichts mehr zu sagen, das ihm so heiter erschien in der Sprache des Volkes gesagt zu werden; seine Gedanken waren ernst und, was er sprach, redete er mit natürlicher Würde in der reinen Sprache des Volkes und Reiches, dem er angehörte.

Sein Liebling war der Sohn des Majors, sein Enkel Paul, mit dem er hie und da auch wol einen Gang in den Thiergarten oder in die Stadt unternahm. Er unterhielt sich viel und gern mit dem Kinde. Seine Frau war auf einmal wieder rüstig geworden, seit sie in dem Hause ihres Sohnes wohnte. Sie schäfterte und arbeitete allerhand und fühlte

in sich, während der Greis zusehends dem Tode entgegenreifte, neue Lust zu einem langen und großmütterlich thätigen Leben. So kam der Greis nicht viel zum Gespräche mit seiner Frau, der Enkel war ihm die liebste Unterhaltung, und es wurden viel kindlich-tiefsinnige Gespräche geführt, über die der Major und seine Frau wol lächeln mochten, die aber trotz der natürlichen, kindlichen Denkweise des Greises und des Kindes die besten Gedanken enthielten, zu denen der Mensch gelangen kann. —

Der Greis machte sein Testament. Er bestimmte, daß die Baarschaft, die er von seiner Wanderung zurückgebracht hatte und die trotz seiner Verschwendungen noch stattlich genug war, dazu verwendet würde, seinen Leichnam nach Gotha zu überführen und dort im Feuer bestatten zu lassen. Er wollte nicht in der Erde liegen unter dem Hügel; seinen Sinn für die großen, neuen Entdeckungen seiner Zeit, sein Interesse an all diesen technischen Dingen wollte er auch durch die Art seines Begräbnisses bewähren. Er ließ sich nicht dazwischenreden.

„Ich will im Feuer zur Ruhe gehen und verglühen, wie die schönen und edlen Menschen der alten Zeit, wo es noch Helden gab, wie Hektor war. Und ich darf es auch, denn ich habe große Dinge erlebt, wenn ich auch nur ein alter Philister und Spießbürger bin. Ich habe große Schlachten schlagen sehen und habe ein Heldengeschlecht mit meinem Hute grüßen können. Sie leben noch und werden auch dahingehen. Ich will im Feuer begraben sein und meine Asche soll in einer Urne gesammelt werden, damit man wisse, auch er hat das menschliche Leben in großer Zeit gelebt und nun ist er ein Häuflein Erde und Asche. Er hat sich wie Abraham vermessen zu reden mit dem Herrn, wiewol er Erde und Asche war. Und er hat, weil er kein Held war, kein Feldherr, der große Schlachten gewann, kein Geist, der große

Erfindungen gemacht, doch auch im Alter beweisen wollen, daß ein jeder Philister ein Held sein kann, wenn er einer Idee der denkenden, forschenden, ringenden Zeit zu Liebe festhält an dem letzten Willen, den man ihm nicht verkümmern soll. So will ich sterben als ein Kind der Zukunft dieser Menschheit, weil meine Vergangenheit in die Zeit von vielen Thaten der Menschen fällt, die man nicht vergessen wird. Es kommt mir nicht an auf das Feuer selbst, in dem ich verglühen soll, sondern auf den Geist, der die Elemente der Natur bändigt zum Dienste der Menschen, der mit electrischen Flammen leuchtet, der mit dem Fernsprecher redet, der den Gotthardttunnel unter den Alpen gebohrt und Wunderwerke des Jahrhunderts erschaffen hat."

Es war an einem festlichen Tage, der alle höchsten Kreise Berlins und die Männer, die an der Spitze des Reiches standen, in der Hauptstadt zusammenführte, als Bredow zu seinem Enkel sagte:

„Mein lieber Paul, es drängt mich sehr, nur noch einmal so viele liebe Stätten anzusehen und betrachtend zu genießen, die mir in den letzten Jahrzehnten wichtig und theuer geworden sind. Es ist mir, als wäre dieses mein letzter Tag, es sitzt mir wie eine bange Ahnung um das Herz und auch meine Augen sind trübe geworden. Und es zieht mich hinaus noch einmal wenigstens auf der breiten, schönen Straße unter den Linden und Kastanien zu gehen, wo die Monumente des Jahrhunderts, die lebenden und unbelebten, versammelt sind. Zieh Dich an, Du hast einen freien Tag. Sage es Deiner Mutter, daß wir um zwei Uhr zur Mittagszeit wieder zurück sein werden."

Der Knabe ging und zog ein feiertäglich Röckchen an, ein festliches Hemde und schöne weiße Manschetten; einen feinen Kragen hatte er schon am Morgen angethan, als er

erwacht war. Auch der Greis war in seinem besten Rocke, und er trug einen Calabreser auf dem Haupt, den er sich gekauft hatte, weil ein großer Mann, dem er ähnelte, einen solchen zu tragen pflegte. Er stützte sich auf einen schweren, guten Stock, nahm den Enkel bei der Hand und verließ das Haus seines Sohnes. Der Major war schon vorher aufgebrochen, da er mit seinem Officierscorps gleichfalls bei dem Feste zu thun hatte. —

Der Großvater und der Enkel schritten in dem frisch ergrünten Parke des weiten Thiergartens ihrem Ziele zu. Die hohen Schatten der Rüstern, an deren Fuß die ersten Blumen des Sommers erblühten, rauschten mit ihrem Blätterreichthum über ihnen, die Linden und die Buchen und die saftigen Laubgewinde schwankten über ihren Häuptern. Sie gingen auf verschlungenen Wegen bis sie hinter dem stillen, einsamen Schloß Bellevue auf die breitere Allee gelangten. Schmetterlinge flatterten über den grünenden Rasen der Wiesen, gelbe und weiße, und der Knabe eilte dem Citronenvogel nach, ihn zu haschen und unter seinem Hute zu fangen. Der Greis sagte:

„Laß ihn fliegen, mein Junge, und den schönen Tag genießen, denn sein Leben ist kurz und nur Blumen und Grün schaut sein Inneres in den Tagen, die ihm beschieden sind. Du aber wirst andere Dinge sehen und erleben, schwere Kriege und Schlachten wirst Du schauen müssen, denn Dein Vaterland ist gehaßt, weil es viele Ehren unter den Völkern erworben hat. Laß ihn flattern und den Saft der Blumen saugen, so lange er lebt und diese Bäume grünen. Möchten sie nie an der Wurzel abgehauen werden, sondern immerdar altern und neu ergrünen, wenn der Frühling kommt über diese weite Stadt und ihre Gärten, ihre Teiche, über den

Strom, über die Paläste der Großen und die dunklen Hütten der Armen. Laß ihn fliegen, mein Junge!"

Der Knabe aber war schon zu weit, war zwischen hohem Gras dem Schmetterling nachgeeilt, und die Spitzen der Halme reichten ihm bis an die Brust, da man an dieser Stelle die Wiese nicht geschoren hatte. Er haschte den Schmetterling mit dem Hute und als er ihn unter dem Hut hervorbrachte, erdrückte er ihn. Er brachte ihn triumphirend dem Greis zurück und sagte:

„Großvater, ich hab ihn doch! Ein schöner, gelber Citronenvogel! Er ist mir leider caput gegangen. Ich wollt ihn vor dem Palais des Kaisers loslassen."

„Es ist Schade, mein Junge. Ich hätt ihn gern am Leben gelassen. Sie nennen ihn den Citronenvogel und die Citrone ist ein Zeichen des Todes bei Vielen, wie es Anderen eine Hochzeit bedeutet. Nun werd ich wol diesen Tag nicht überleben. Es ist Schade, mein Junge. Es ist ein so schöner Tag. Aber komm, wir gehen weiter!"

Der Knabe blickte betrübt auf den Greis und den todten Schmetterling. „Gräme Dich nicht," meinte der Alte, „wir wollen uns getrösten am Anblick der großen Dinge in der Stadt, wenn wir auch dahin müssen. Komm nur!"

Sie waren an den kleinen Stern gelangt und fuhren nun auf der Hauptallee gegen das Brandenburger Thor und die hohe mittelste Durchfahrt unter Säulen, die nur vom Kaiser benutzt wird. Sie rollten dann an den ernsten Mauern der Gärten auf der Königgrätzerstraße nach dem Potsdamerplatze, wo sie ausstiegen. Über den Leipzigerplatz zwischen grünenden Anlagen schritten sie nun ihrem Ziele zu. Sie kamen auf dem Asphaltboden der Leipzigerstraße gehend am Gebäude des Reichstages vorüber, das man im Jahre 1871

in wenigen Monaten für die Vertreter der Nation erbaut hatte. Der Greis meinte:

„Möchte in dem neuen, großen Palast, den sie erbauen für die Berather des Volkes, immerdar nur das Wohl des Reiches bedacht werden, möchte immerdar Weisheit und Wahrheit die Geschicke der Millionen berathen. Komm weiter, mein Junge!“

Sie bogen in die vornehme, stille Wilhelmsstraße ein und gingen auch hier auf dem dunklen, lautlosen Boden von Asphalt. Am Wilhelmsplatz hielt der Alte wieder an, nahm den Weg zwischen den duftenden Blumenbeeten, wo die ersten Rosen aufgebrochen waren und purpurrothe, volle Kelche sich erschlossen hatten. Er zeigte dem Knaben die sechs Standbilder der Helden, die einst Friedrich dem Großen seine Schlachten hatten schlagen helfen, den Helden Schwerin, der die Fahne erhebt und die Truppen zum erneuten Kampfe führt, Winterfeld, den kühnen Reitergeneral Seydlitz, Keith, Zieten, Leopold von Dessau, Alle in Erz gegossen auf ihren Postamenten ragend. Er kam mit dem Enkel an das Haus Nr. 77 der Wilhelmsstraße. Vor dem alten, zopfigen Gebäude in der Einfahrt hielt eine Equipage. Der Alte stand eine Weile, denn er wußte, hier wohnt der Kanzler des Reiches, und er wollte ihn in seinen Wagen steigen sehen. Er wartete nicht lange. In der lichten Uniform seines Regimentes trat der Greis heraus, und der schwere Helm saß auf seinem Haupte. Er ging gemessenen Schrittes, aber aufgerichtet, und um seine Stirne und seine Augen lag der Ernst seines Lebens und der ehernen Zeit. Bredow sagte:

„Das ist der Kanzler des Reiches, mein lieber Enkel, Fürst Bismarck. Du kannst ihn lebend sehen. Er hat Deinem Volke viel Gutes und Großes gethan und sein Volk wird es ihm nicht vergessen, wenn sie auch hadern und streiten

um die Fragen des Tages. Nimm Deinen Hut ab, Du sollst ihn grüßen und der Kanzler des Reichs wird Dich wiedergrüßen im Namen des Reiches."

Der Alte nahm seinen Hut stolz ab und der Knabe grüßte erröthend den Mann, indem auch er den Hut abnahm. Der Kanzler legte seine Hand an den Helm und grüßte ehrerbietig, wie man ihn gegrüßt hatte. Dann stieg er in den Wagen und fuhr ab.

Der Greis und der Knabe gingen weiter auf der stillen und doch belebten Straße und der Knabe sagte: „Wenn er nicht den Helm aufgehabt hätte, sondern seinen schwarzen Hut, so würde der Kanzler des Reiches seinen Hut vor mir abgenommen haben, wie ich vor ihm. Und das ist schön und macht mich recht froh." —

Sie kamen am Reichskanzleramt und all den schönen, stillen Palästen vorüber, sie kamen endlich auf die breite, weite Straße, wo die vier Reihen der Kastanien und Linden hinabstehen, wo man in der Mitte auf der Promenade geht, während zur Seite an den hohen Palästen und Kaufhäusern, den hochgethürmten Façaden die Straßen für die Wagen und die Pferde laufen. Sie gingen bis vor das Palais des Kaisers und standen am Denkmal Friedrichs des Großen, blickten auf den Balcon, der auf griechischen Säulen ruht, und auf das Eckzimmer des Palastes, wo man oft den Kaiser erblickte in seinem Arbeitszimmer.

Die rothe Fahne mit dem schwarzen Kreuz flatterte vom raschen Winde bewegt hoch in die Luft und warf ihre Faltenwellen hin und wieder wie Brandung. Im Hintergrunde flatterte von der hohen Kuppel des Schlosses die schwarze Fahne mit dem gelben Kreuz gewaltig gen Himmel. Viele Menschen bedeckten den Platz und die lange Straßenreihe.

Equipagen fuhren heran und vorüber, von zwei Pferden

gezogen, fuhren auf im Hintergrunde am Schlosse. Der Feldmarschall des Reiches kam, Moltke; der Greis und der Enkel grüßten ihn und auch er grüßte sie wieder, und das Publikum. Als die Grafen und Fürsten, die Feldherrn vorüber waren, Prinzen und Herren, die Nachfolger des Kaisers und seines Hauses, trat auch der Kaiser selbst aus seinem Palais in Uniform, während er seinen Mantel um die Schulter geschlagen hielt. Er stieg in den offenen Wagen an der Auffahrt, der Greis und der Enkel grüßten ihn und er grüßte sie wieder.

Er fuhr nach dem Schlosse hinüber an den hohen Palästen vorüber, fuhr über die sonnige Brücke, wo die Marmorbilder leuchteten über dem Gewässer, nach dem Hause, das seine Väter gegründet und aufgebaut. —

„Du hast sie nun Alle gesehen, mein lieber Enkel, sagte Bredow, als er wieder umkehrte, und auch ich habe noch einmal sie gesehen, die so alt sind wie ich und noch älter. Du hast ein Geschlecht von nordischen, reckenhaften Männern gesehen, die Alle einen starken Willen haben und im einigen Zusammenwirken die Ehre und der Ruhm ihres großen Volkes geworden sind. Der Tod hat sie sich ausersehen den Menschen zu sagen, daß er den verschont so lange er kann, der seine Kräfte zusammenhält und im Dienste seiner Ideen seinen Körper zu erhalten sucht in der alten, kernigen Gesundheit, die unsren Vorfahren angeboren war. Ich aber gehe eher dahin und will nicht klagen. Auch ich habe mein Leben gelebt und am Reiche gearbeitet in meinem Amt. Ja, der Geringste hat mitgewirkt, und wir Alten können froh dahingehen und den kommenden Geschlechtern als ein Beispiel dienen. Laß uns heimgehen, mein lieber Enkel, es ist mir, als wär es mein wahrer Heimgang. Meine Augen sind trübe geworden vom vielen Schreiben. Wir wollen die

Unsrigen, die Familie beisammen sehn, wie wir Diese noch einmal beisammen gesehen."

Sie gingen einen andren Weg zurück, nachdem sie einen Morgenimbiß und Wein genossen hatten in einer Weinstube in der Stadt. Der Knabe sprach noch viel mit dem Großvater von der Vergangenheit, von den Kriegen und Schlachten, den Congressen, den Reden und Arbeiten, in denen jene Männer sich hervorgethan hatten, die sie gesehen. Mittags waren sie Beide wieder in der stillen Villa des Majors.

Dort hatte sich der Rechtsanwalt nebst seiner Braut, Emma Eva eingefunden, da sie geladen waren das Mittagsmahl bei den Verwandten zu nehmen. Sie waren Alle festlich geschmückt, Frau Hedwig und der Major, die Mutter, das Brautpaar, der Enkel und der Alte.

Sie saßen im Speisezimmer um die gedeckte Tafel versammelt. Der Greis hatte die Worte gesprochen: „Unser täglich Brod gieb uns heute" und noch einmal, wie dem Rechtsanwalt im Gefängniß das ganze „Vaterunser" als eine weise Betrachtung über das menschliche Leben von der Familie ausgelegt. Frau Hedwig war darauf aufgestanden und hatte einen frischen Blumenstrauß vom Nebentische genommen und ihn vor den Teller des Vaters gesetzt. Er war glücklich über diese Aufmerksamkeit gewesen, hatte lange sinnend den Strauß betrachtet, bis er ihn der Braut seines Sohnes, Emma Eva, galant und lächelnd übergab. Emma Eva blickte ihn mit ihren guten Augen selig an, konnte sich aber doch nicht enthalten einen scheuen und sanften Blick auf die Majorin zu werfen.

Da hob Frau Hedwig lächelnd den Finger auf und drohte: „Ei, ei, immer noch nicht zufrieden? Immer noch mißtrauisch, liebes Fräulein? Noch immer nicht versöhnt?"

Und sie stand auf, ging zu dem Mädchen, beugte sich über ihr dunkles Haar, das mit Blumen geschmückt war, herab und küßte das Mädchen herzlich auf den Mund. Darauf schmausten sie fröhlich ihr Mittagsmahl.

Nun wurde der Alte auf einmal sehr aufgeräumt, er wurde lustig, wie er es lange nicht gewesen war, erzählte manchen fröhlichen Scherz, so daß Alle recht zufrieden waren ihn munter und guter Dinge zu sehen, da er so lange trübsinnig vor ihnen erschienen war in der letzten Zeit. Man scherzte und trank einander zu, man ließ die Braut leben und toastete auf baldige Hochzeit, einen fröhlichen Polterabend und fröhlicheren Hochzeitstag. Das Essen ging harmlos vorüber; man saß beim Nachtisch, knackte Mandeln und aß Vielliebchen einander zu, trockne Trauben wanderten um den Tisch und die Weingläser glänzten von neuem, kostbarerem Weine gefüllt. Da lächelte der Greis stille und verklärt vor sich hin, schlug an sein Glas und als man still geworden war, erhob er sich und sagte:

„Nun muß ich doch auch einen Toast ausbringen auf diese allgemeine Fröhlichkeit und Geselligkeit. Meine lieben Kinder, mein gutes Weib, Ihr meine Theuren allzusammen sitzet so fröhlich und einig und gesellig beisammen und das freuet mich recht sehr auf meine alten Tage. Und so will ich denn mein Glas erheben und trinken auf die Einigkeit und die Geselligkeit, ja, auf die Einigkeit meiner lieben Kinder. Und wie die Familie einig sein soll in harmonischem Zusammendenken und Zusammenleben, so trinke ich auch darauf, daß alle weiteren Lebenskreise, ja, der Lebenskreis auf dieser ganzen weiten Erde unter dem blauen Himmel des Tages und dem träumerischen Sternenhimmel der Nächte einig sein möchten, denn, meine lieben Kinder der Menschen, es ist gar

Etwas Schönes und Göttliches um die Einheit der Gedanken, um die Harmonie der Zusammenlebenden, wenn sie sich grüßen durch ihre hellen Menschenaugen am wohlbesetzten Tische unseres Herrn sitzend und speisend das wirkliche, volle Leben, wie die alten Götter. Denn ich habe Euch gesagt, die Todten speisen nicht, und es geht mir ein Lied durch den Sinn, das sie ein gemeines nennen, obwol es ein allgemeines ist, und es will mir seit einiger Zeit nicht aus dem Kopfe, und ich höre immer vor meinen Ohren den Gesang, und das große Caroussel kreiset um mich — ach, Kinder, ich rede wol irre — ach, nein, ihr versteht mich und es klingt immer:

Lott ist todt, Lott ist todt
Jule liegt im Sterben —

Ach Kinder, und — wer wird nun? wer wird nun ihre Kleider — erben? — ach, Kinder — es wird mir — ich glaube, ich sterbe — ich sterbe wol —"

Er trank niedersinkend auf seinen Stuhl noch von dem Weine der Einigkeit, lehnte sich zurück, blickte verklärt und irr zugleich umher, lächelte und seufzte und ward stille.

Frau Hedwig neigte sich über ihn und sah, daß er schon todt war. Sie drückte ihm schluchzend die Augen zu und sank neben ihm in die Kniee. Und sie weinten Alle. —

Man schmückte am dritten Tage seinen Leichnam und er wurde in weiße Linnen verhüllt, da er verbrannt werden sollte. Man gab ihm Blumen mit und was dem Todten zur Ehre und zum Schmucke diente.

Auf der Eisenbahn fuhr der Todte und die Lebenden gen Gotha. Er wurde in der steinernen Halle aufgebahrt, man sah ihn drinnen einsam ruhen im weißen Gewande. Ein heller heißer Lichtstrahl fiel über ihn und verzehrte weiß-

leuchtend seine Gebeine zur Asche. Man sammelte seine Asche und sie wurde beigesetzt. —

Die Lebenden aber fuhren zurück zum weiteren Leben am Lichte des Tages. —

Ὣς οἵγ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος ἱπποδάμοιο.

Elysium in Leipzig.

Elysium.

Den nachstehenden, merkwürdigen kleinen Roman erhielten wir durch die Post zugesendet. Wir haben, nach dem Poststempel zu urtheilen, Grund zu der Vermuthung, daß auch dieses Manuscript durch die Hände des verstorbenen Postsekretär Bredow gegangen ist. Der Verfasser schickt uns zugleich einen erläuternden Brief, vermeidet aber seinen Namen zu nennen. Da er uns, selbstlos genug, darum bittet unter unsrem Namen die Erzählung seines Erlebnisses zu veröffentlichen, da es uns unmöglich war bisher die Persönlichkeit des Verfassers ausfindig zu machen, so nehmen wir keinen Anstand seinem Wunsche nachzukommen, indem wir zugleich den Brief abdrucken, der das Manuscript begleitet. Er lautet:

„Sehr verehrter Herr! Es ist das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Sünde beging eine Novelle zu schreiben. Ich kann allenfalls begreifen, wie ein Dichter dazu kommen mag, Gefühle, von denen sein Herz voll ist, zu singen, ja, ich habe niemals eine Abneigung gegen die

Lectüre von Gedichten empfunden. Dennoch darf ich mich rühmen in meinem, allerdings noch jungen Leben, nie ein lyrisches Gedicht gemacht zu haben. Unfaßlich ist mir aber, wie ein gesunder, reiner Mensch, wie es doch so mancher Novellendichter war und ist, sein Vergnügen daran finden kann Novellen zu schreiben. Was mich dazu bringen konnte die beifolgende Erzählung aufzuzeichnen, war Nichts Anderes, als der Versuch mir über den Dämon, über die rechte Beschaffenheit meines Wesens Klarheit zu verschaffen, da ich in der That Alles buchstäblich so erlebte, wie ich es schildere. Es war mir ein peinliches, ein drückendes Gefühl, das mich belastete, vor Allem meiner Braut gegenüber. Wenn Sie dieses Manuscript erhalten, bin ich bereits ein glücklicher Ehemann. Ich sende es in der frühsten Morgenstunde meines Hochzeitstages ab. Niemand ahnt Etwas von diesem Vorhaben, Niemand Etwas von meinem Erlebniß. Meiner Frau gedenke ich es erst dann zu erzählen, wenn uns der Himmel ein Kind schenken sollte.

Ich kenne meine Braut, die ich morgen heimführe, seit meinem fünfzehnten Knabenjahre. Wir haben uns schon als Kinder geliebt und sind einander treu geblieben. Vielleicht ist dieser Umstand daran Schuld, daß ich ein so entsetzlich nüchterner Mensch bin, der nie einen Vers, geschweige ein Liebeslied gedichtet. Vielleicht erklärt es auch, warum ich es nicht fassen kann, daß ein Dichter Novellen schreibt. Lachen Sie, verehrter Herr, wenn Sie diese Zeilen lesen! Ist es gesund, ist es sittlich den Menschen zu schildern als ein Wesen, das nur von Instincten geleitet wird, ja, dessen Instincte einer Krisis, einer Verwirrung anheimfallen? Nichts hat mich so sehr zum verstockten Kantianer gemacht, als das Erlebniß, das ich Ihnen erzählen will. Und wenn Sie sehen, wie sehr dieses Ereigniß mitten aus dem verworrenen, tollen

Treiben unseres allermodernsten Lebens resultirte, so werden Sie mit mir übereinstimmen. Es ist Zeit, daß die Geister streng gegen sich selbst, daß sie gesund werden. Auch die Kriege, die uns früher oder später drohen, führt nur der Geist, und wir sollen uns diese Waffe blank und rein bewahren. Veröffentlichen Sie mein Bekenntniß. Ich habe mich vor mir selbst entsühnt dadurch, daß ich es niederschrieb. Die Eitelkeit mit meinen Sünden und Thorheiten, mit meinen guten Seiten zu prahlen, besitze ich nicht. Sie werden meinen Namen schwerlich erfahren. Und doch bitte ich mein Werk zu veröffentlichen. Vielleicht wirkt es Einiges Gute. In dieser Hoffnung sende ich es mit verehrungsvollen Grüßen ab.“ —

Es ist keine Frage, daß aus diesem Briefe ein eigenartiger Geist redet. Einseitig, wenig verständnißvoll für den humanen Geist, der den Novellendichter beseelt. Das sittliche Moment tiefen Mitgefühls mit dem Individuum als solchem, das den Novellisten beseelt, ist dem Schreiber nicht zum Bewußtsein gekommen. Er wird daraus, daß wir auch sein Individuum der Öffentlichkeit übergeben, daß wir nicht anstehen die schwere Beschuldigung, die er erhebt, weiteren Kreisen mitzutheilen, sicherlich erkennen, daß wir auch seine Person als solche interessant genug finden. Vielleicht enthält seine absonderliche Denkweise einen Theil der Wahrheit. Hier ist nun die Erzählung, wie sie uns zugesendet wurde. Einige unbedeutende Retouchen haben wir uns zwar erlaubt, doch glauben wir damit nicht gegen die Absichten des Absenders verstoßen zu haben. —

Es war eine sonnige Mittagsstunde im Frühling des Jahres 1878, als ich, Student im letzten Semester, auf einer der Straßen schlenderte, die nach dem Leipziger Rosenthal führen. Es war eine wunderlich aufgeregte Stimmung in uns Allen, die wir in jener Zeit in Leipzig lebten, mehr, als in irgend einer anderen Stadt. Hatte doch ein Leipziger Kind, Hödel, das abscheuliche Attentat auf unsern geliebten Kaiser unternommen, war doch die Socialdemokratie in jenen Tagen in einem merkwürdigen Rausche von widersprechenden Gefühlen befangen. Es war, als ob alle finsteren Dämonen der Menschenbrust entfesselt seien, Schrecken, Schadenfreude, wilder Triumph. Schon hörte man von Denunciationen aller Art. Man wagte nicht zu reden, was man dachte, aber auf allen Mienen lag ein Etwas, das sonderbar zweideutig war. Auch die Gebildeten, die Guten fühlten wunderliche Regungen ihrer Brust entfesselt. Das Attentat war nicht gelungen und jeder Rechtschaffene pries seinen Gott.

Mancherlei dachte auch ich in dem Augenblicke, da ich in jener Mittagsstunde eine Wirthschaft suchte, in der ich meine Mittagsmahlzeit einnehmen könnte. Ich lebe von Natur einfach und wenn mancher College einen reicheren Tisch suchte, so fand ich ein stilles Genügen daran, für den Preis von vierzig Pfennigen in einer untergeordneten Wirthschaft ein ziemlich kärgliches Mal zu suchen, obwol meine Verhältnisse mir mehr gestatteten, als manchem Corpsstudenten, der seine Intelligenz im Biere ertränkt. Zumeist saß ich dann mit Fabrikarbeitern, mit ledigen Handwerkern an einem Tische in einem kleinen Locale. Eine schmutzige, in grauen Farben abgetönte Tischdecke, die einstmals weiß gewesen sein mochte, war die Unterlage für unsere Teller. Wir aßen eine dünne, gutgemeinte Suppe, viel Brod dazu, und wurden dann mit einem Braten bewirthet, der in ziemlich

mittelgroßen Stücken auf dem Tische sich präsentirte. Der Magen war stets von vornherein überzeugt, daß dieser Braten mehr auf eine Kost vorbereiten würde, die wir nicht erhielten, statt daß er uns satt machen könne. Dennoch wurden wir leidlich satt, da ein Glas Bier unvermeidlich war, da ein Brod auf den Tisch gelegt wurde, von dem wir uns Jeglicher abschnitten. Auch das Salzfaß war ein gemeinsames und wesentlich dadurch merkwürdig, daß das Salz sich als eine größere, feuchte Masse präsentirte, während die trockenen Salzkörnchen nicht so sehr im Fasse selbst, als auf der Tischdecke in größeren und kleineren Parthien sich abzulagern pflegten.

In einem früheren Semester hatte ich in dem betreffenden Viertel der Stadt gewohnt, in dem ich augenblicklich einherschlenderte. Auf der — Gasse trat ich in eine obscure, kleine Kneipe, die nur von Socialdemokraten besucht wurde, in der ich früher öfters verkehrt. Meine alten, guten Bekannten aus einer nahe liegenden Fabrik fand ich Alle beisammen, mehrere Setzer aus der Druckerei, einen Schlosser und andere geschwärzte Leute, hagere Gesichter, bei denen mir immer auffällig war, wie viel schwarzhaarige, dunkle Typen gerade unter unsern germanischen Socialdemokraten sich finden. Ich war erstaunt, am Tische unter meinen arbeitenden Gesellen eine Dame zu sehen, die mit lebhaftem Gelächter sich eben vernehmen ließ, als ich eintrat. Neugierig setzte ich mich an den Tisch, wünschte eine „gesegnete Mahlzeit", die von Allen einstimmig in sonorem Tone erwidert wurde. Als man wieder schwieg, sagte die Dame, die ich zunächst für ein Fräulein hielt:

„Auch ich, mein Herr, wünsche eine gesegnete Mahlzeit."

Die Gesellen lachten und einer rückte den Andern an, gab ihm auch wol einen derben Stoß in die Rippen, so daß

ich merkte, man halte die Frauensperson für lächerlich. Sie aber schien nichts zu ahnen, aß ruhig weiter, und lachte mich nur mitunter mit eigenthümlich naiven Augen an. Während ich meine Suppe verzehrte und den heißen, vollen Löffel anblies, schielte ich nach ihr hinüber. Ich bemerkte mit Verwunderung einen sehr geschmackvollen Anzug in hellen Farben, Alles von einem gewissen jungfräulichen Reize. Die rothen Haare waren in starken Zöpfen nach Mädchenart aufgewunden. Merkwürdig waren mir sofort die langen, rothen Augenwimpern, die über der blauen, wasserklaren Farbe der Augen sich sonderbar ausnahmen. Ihre Bewegungen waren durchaus natürlich und graziös. Ich sah unter den weitoffenen, mit Spitzen besetzten Ärmeln einen sehr schönen und wohlgeformten Arm, der auch auf meine socialdemokratischen Collegen einen angenehmen und einschüchternden Eindruck machte. Denn das fühlte ich, daß ein gewisses Etwas keine Verwechselung dieser jungen Dame mit leichtfertigen Charakteren zuließ. Wäre ich aufgefordert worden, ihr Alter zu taxiren, so würde ich sie etwa auf zwei und zwanzig Jahre geschätzt haben. Es schien eine charakteristische Eigenthümlichkeit, daß sie ihren Hut, der mit Blumen und Federn mädchenhaft verziert war, durchaus neben sich auf dem Tische liegen lassen wollte. Neben ihr saß der Schlosser, ein breiter Mann. Er nahm, da ihn der Hut, der zwischen seinem und ihrem Teller lag, im Geschäfte des Verschmausens störte, den Hut weg und legte ihn neben sich auf die Bank. Schnell aber fuhr sie mit einem eigenthümlich verstörten Blicke darnach und legte ihn dann mit bewußtem Lächeln neben die Teller zurück.

Ich habe nicht nur in dieser, sondern auch in anderen Arbeiterwirthschaften bemerkt, daß man mit einer gewissen stummen Andacht seine Mahlzeit verzehrt. Selten verlautet

ein Wort, während gegenüber in der Studentenkneipe, wo die „Bourgeoisie" und die „Gebildeten" verkehren, ein summendes Getöse der Essenden und Sprechenden zu herrschen pflegt. Stumm besonders genießt der Socialdemokrat. Wenn die Mahlzeit beendet war, pflegten meine schwarzen Tischgenossen den Rest ihres Bieres plaudernd zu genießen und eine kurze Siesta zu halten. Aus der Tasche zog man socialdemokratische Zeitungen, die damals noch nicht verboten waren, man theilte sich unter der Hand die neuesten Flugblätter mit. All das geschah mit einer gewissen Stille und eine natürliche Disciplin selbst im gleichgültigen Gespräche ließ mich oft den stillen Gedanken hegen, daß in unserer deutschen Socialdemokratie ein starkes Element der Selbsterziehung des Volkes herrsche.

Als wir abgegessen hatten, begann die junge Dame am Tische: „Nun, hat's geschmeckt? hat's gut geschmeckt? Sind Sie satt geworden, meine Herrschaften?"

„Satt geworden!" sagte der Schlosser. „Dick und voll."

„Was?" entgegnete sie naiv. „Sie sind satt geworden? Nun, allerliebster Gott, das nenne ich eine Bourgeoismanier! Wie können Sie sich unterstehen satt zu sein? Diese elende, dünne Wassersuppe, wo die Bouillon Fettaugen hat, die von Allem herrühren mögen, nur nicht vom Fleische? Dieser nichtssagende Rinderbraten, bei dessen Anblick ich ein stilles Mitleid empfinde mit dem armen geschlachteten Ochsen. Da sollten Sie einmal meine Rinderbraten sehen, die ich brate! Ich sage Ihnen, Sie würden den Ochsen glücklich schätzen! Und nun vollends dieser verhungerte Kartoffelsalat! Ach, wie schönen Kartoffelsalat konnte ich früher machen! Ich nahm das feinste Provençeröl und den wundervollsten Weinessig und die zartesten Biscuitkartoffeln dazu; ich ließ die Kartoffeln ordentlich durchdringen und mengte ihn, ach, wol

eine Viertelstunde lang. Dann setzten wir uns im Freien zu Tische am Abhange des Weinbergs in der Laube und aßen meinen glücklichen Rinderbraten und meinen satten Kartoffelsalat und eine Suppe! und tranken einen feinen Rheinwein dazu und blickten auf den Rhein hinab und lachten drüben auf der andren Seite die Franzosen aus! Und Sie sind Socialdemokraten und hören das und sind satt? Was ein echter Socialdemokrat ist, darf nie satt werden, den ihr Arbeiter habt seit zweitausend Jahren, wenn man euren Hunger zusammenzählt, einen so riesenhaften Hunger angesammelt, ein so großes Loch im Magen, daß ihr die ganze Erde verschlucken könntet und müßtet sagen, es wäre nur ein Bissen auf einen Zahn! Aber hübsch wird's werden, wenn erst Alles unser ist, wenn wir die Bourgeois' und die Könige und Kaiser hier neben uns sitzen haben. Hier, wo der Herr Schlosser sitzt, wird einmal der Kaiser von Deutschland sitzen, mitten unter uns, und wir werden es ihm nicht gedenken, daß er Kaiser war, sondern wir wollen ihn ehren und pflegen und ich werde ihm seinen Braten in kleine Stückchen tranchiren und ihm das Brod präsentiren und mit ihm aus einem Glase trinken. Dann wird's erst gemüthlich! Gelt?!"

Ich wußte nicht, was ich von dieser Rede halten sollte. Es klang wie die bitterste Satire auf die Socialdemokraten am Tische, aber sie sagte Alles in einem so naiven, überzeugten Tone, daß ich es unmöglich für beabsichtigt halten konnte. Die Tischgenossen lachten. Ich sah mich verwundert und, ich gestehe, ein wenig beklommen um und gewahrte, wie eben ein Setzer, der neben mir saß, mich bedeutungsvoll anblickte, mit dem Zeigefinger sehr nachdrücklich auf seine Stirn wies, ja heftig daran schlug, indem er den Finger krümmte und das Gelenk gegen seine Stirn kehrte. Ich antwortete mit ebenso verständnisvoller Miene, die ausdrückte, daß ich

wol verstehe, er meine, sie sei verrückt. Auch sie aber hatte es bemerkt und sagte mit einem Anflug von Schalkhaftigkeit:

„Freund Setzer, Freund Letterfraß! Spotten Sie nicht, lachen Sie nicht! Ich sage Ihnen, es wird wunderschön, wenn erst sämmtliche Lettern der ganzen Welt Gemeingut sind! Denken Sie! Was Sie da setzen können! Sie setzen eine chinesische Letter neben eine Hieroglyphe, eine griechische neben eine deutsche, und alle Lettern sind Ihr Eigenthum, weil sie Allen gehören. Alle gescheidten Gedanken, die in dieser Welt gedacht worden sind, gehören Ihnen und Sie können sie setzen, wie's Ihnen gefällt. Ist das nicht der sicherste Beweis, daß wir Socialdemokraten Recht haben, daß bereits jetzt eine geistige Socialdemokratie besteht? Wenn Sie einen gescheidten Gedanken haben, gehört er nicht der ganzen Welt?

Jeder kann ihn nachdenken, Jeder ihn nützen. Haben Sie einmal von einem gewissen Goethe oder Schiller gehört? Die haben eine Menge der allerklügsten Gedanken gehabt und sind doch nicht ihr Eigenthum geblieben! Mein sind alle diese Gedanken! Auch Ihnen, liebes Setzerchen! Nun, bin ich klüger als Sie?" setzte sie mit drolligem Selbstbewußtsein hinzu. „Zupfen Sie sich an Ihrer Nase, statt an Ihre Stirn zu klopfen! Ich nehme es mit Euch Allen auf! Ja, ja, bin so ein armes, verkanntes Genie! Und doch wäre es mir viel lieber, wenn ich Euch statt solcher Gedanken einen guten, gemeinsamen Kartoffelsalat machen könnte. Für was halten Sie mich, mein junger Herr Student?!"

Sie hatte die letzten Worte mit einem Tone heiterer Wehmuth gesagt. Ich weiß nicht, warum ich eine Antwort gab, die mir fast verhängnißvoll werden sollte. Ich sagte, ohne daß ich recht wußte, ob ich spotten solle oder ernsthaft sein:

„Ich halte Sie Alles in Allem für ein sehr gescheidtes Frauenzimmer. Im Speciellen aber scheinen Sie mir einen Stich zu haben.“

Es ist gar nicht zu beschreiben, welch einen glücklichen Blick sie mir zuwarf, als sie das zu hören bekam. Es war, als ob ich ihr die größte Schmeichelei von der Welt gesagt hätte. Dennoch lehnte sie sich sehr gravitätisch auf ihrem Stuhle zurück, spielte zierlich die beleidigte junge Dame und sagte:

„Nun, mein Herr, wo haben Sie Ihre Erziehung genossen? Sie scheinen wenig mit Damen zu verkehren. Ein junges Mädchen, wie ich bin —“

Sie wurde durch den Schlosser unterbrochen: „Sind Sie nicht! Verheirathet ist sie! Lassen Sie sich Nichts weiß machen, Herr Doctor.“

„Unausstehlicher!“ sagte sie drollig. „Wenn ich mich für ein junges Mädchen halte, so gönnen Sie mir doch das Vergnügen! Also, mein Herr Doctor, ein junges Mädchen, wie ich bin, ist gewöhnt galant behandelt zu werden, ist gewöhnt die zärtlichsten Schmeicheleien von der Welt zu hören. Sehen Sie, ich verkehre hier unter diesen plumpen Gesellen. Wenn's Einer besonders schön machen will, so nennt er mich eine ‚Gans‘, allenfalls ein ‚Gänseblümchen‘ und dabei wird er roth bis über die Ohren. Aber ich sehne mich nun einmal darnach, ein feines Gespräch zu hören, ein wenig Galanterie zu erfahren und ich möchte es doch gar zu gern haben, wie andre Mädchen.“

„Wozu haben Sie Ihren Mann!“ rief der Schlosser.

„Ach, lassen Sie meinen lieben Mann aus dem Spiele!“ sagte sie eifrig. „Glauben Sie, ich hätte ihn nicht lieb und er mich, weil ich hier unter Ihnen sitze?! Ich versichere Ihnen, da sind Sie gänzlich im Irrthum!“ Und während sie

das sagte, trat sie den Schlosser mit ihrem Fuß derb und nachdrücklich auf den Stiefel. „Sagen Sie's Ihrer Frau ja nicht wieder!“ sagte sie schalkhaft. Dann begann sie plötzlich zu singen im Tone der tiefsten Wehmuth ein altes Lied aus dem Gebirge:

Zu Dir zieht's mi hin,
Wo i geh und wo i bin!
Hab koa Rast und koa Ruh
Bin a trauriger Bu!

Und in derselben Melodie fuhr sie selber dichtend fort:

Bin a unseligs Wei(b)
Und das Elend ist mei(n)
Hab koa Rast und koa Ruh
Und weine dazu!

Muß i weinen und klag'n
Und kann's doch nit sag'n;
D'Welt ist mir vergällt,
Weil's nit mehr z'sammahält.

Muß i weinen und klag'n
Wie die Menschen sich plag'n
In der wahnwitz'gen Zeit,
Und nimmer werden's gescheidt.

Muß klagen und wein'n
Um's Mein und um's Dein —
Hab koa Rast und koa Ruh
Und — lache dazu!

Bei den letzten Worten und „lache dazu“ brach ihr die Stimme und die hellen Thränen flossen ihr über die Wange herab. Ich weiß nicht, ob der Gesang der Frau es allein war, oder ob über unsre Tischgenossen plötzlich das Bewußt-

sein der furchtbaren Verantwortlichkeit kam, die sie Alle auf sich geladen hatten durch ihre socialistische Gesinnung, ob der Gedanke an die schwere Zeit, in der wir Alle leben, über die Anwesenden kam: ich sah wie Mancher sich eine Thräne aus dem Auge wischte, denn eine Centnerlast von tiefem Schmerz und Weh hatte aus der Stimme der Unglücklichen geklungen.

Wir saßen eine Weile stumm bei einander. Das Bierglas eines Jeden wanderte häufiger zum Munde und ich konnte nicht umhin laut den Schiller'schen Vers zu citiren:

Trink ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz —

„Schämen Sie sich!" rief sie aus. „Was hätten Sie für Schmerzen! Sie, ein junger Mann! Ein Bourgeois! Was haben Sie erlebt! Was haben Sie gearbeitet! Bücher gelesen! Das ist mir eine rechte Kunst! Ihr schöpft den Rahm ab — aber hier ist die Milch des Lebens! Sie ist schwarz, schwarz wie die Nacht! Geben Sie mir Ihre Hand, Meister Schlosser!"

Sie nahm die Rechte des Schlossers, streifte den Ärmel von ihrem Arme zurück, daß er bis über den Ellenbogen entblößt ward, und legte des Schlossers durchgearbeitete, große, rauhe Hand auf ihren freien und schönen Arm. „Still halten!" sagte sie zum Schlosser. „Rühren Sie sich nicht! Sehen Sie, meine Herren, das nenne ich einen Contrast! Schwarz und weiß wie die Farbe meines Preußenlandes. Was er für einen zerhackten Daumen hat! Diese Hand sieht aus, wie die durchgeackerte Mutter Erde selbst! Da sind Gebirge und Thäler, da ist eine rußige Ackerkrume, da kann man säen und ärndten. Ich beneide Ihre Frau, Schlossermeister! Ehre sei Gott in der Höhe, Ehre aber auch der Arbeit!"

Sie weidete sich lange an dem Anblicke dieser Hand auf ihrem Arm. Der Schlosser vertiefte sich seinerseits in den Anblick des Armes und wir saßen lachend dabei.

„So! Schön stille gehalten haben Sie, Meister. Jetzt dürfen Sie zur Belohnung auch diesen verführerischen Arm ein wenig streicheln.“

Der Schlosser kam diesem Auftrage schmunzelnd nach, streichelte mit plumper Zärtlichkeit den Arm. Sie hielt stille und sah uns naiv und triumphirend der Reihe nach an. Allmählich aber schien ihr die Zutraulichkeit des Mannes zudringlich zu werden. Sie schlug ihn plötzlich auf die Hand und sagte: „Hören Sie auf!“ Natürlich war dies für ihn das Signal heftiger zu werden. Er rückte ihr näher, sie schlug ihn mehrmals, endlich wollte er sie umfassen. Da aber sprang sie mit dem Ausdruck einer unheimlichen Wildheit auf, faßte ihn, der sitzen geblieben war, bei den Schultern, suchte seine Arme fest zu halten und machte alle Anstrengungen ihn unter den Tisch zu werfen.

Den Mann aber faßte, da er augenscheinlich ihre Arme auch von großer physischer Kraft fand, eine Art Lachkrampf. Er war wehrlos in ihre Hand gegeben, lachte immer lauter, während wir aufsprangen, die Stühle umwarfen und jubelnd zusahen. Sie wurde immer wüthender, faßte seine Hände, bog sie im Handgelenke rückwärts, so daß der Meister wol oder übel unter den Tisch sank und lachend liegen blieb. Sie riß sich los, warf mit purpurglühendem Antlitz ihren Hut auf den Kopf, und haschte mit der Hand nach dem Salzfaß auf dem Tische. Der Schlosser hatte sich unterdessen erhoben und drohte ihr über den Tisch weg. Schnell schüttete sie den Inhalt des Salzfasses in ihre Hand und warf zuerst dem Schlosser, dann einem Jeden, der ihr nahe stand, eine wohlgezielte Ladung Salz in die Augen.

„Ich will euch lehren lachen!“ rief sie. „Euch fehlt das Salz der Thränen, Euch fehlt das Salz des Lebens! Weinen, weinen, weinen sollt Ihr! Weinen sollte die ganze Welt! O, wenn mir Berge von Salz gegeben wären, ich würde sie der Sonne in's Auge schleudern daß sie weinend Wasser statt Feuer vergösse. Nun steht Ihr da und wischt Euch die Augen! Ihr wollt die Männer sein die Staaten umzustürzen? Ihr wollt ein Himmelreich auf Erden gründen? Und von einem Weibe lasset Ihr Euch Salz in die Augen streuen. Schämt Euch!“

Sie sagte das mit dem Tone des stärksten Zornes. Sie glich einer Furie und während sie das Salz schleuderte, bewegte sie ihren Arm pathetisch und feierlich. Ganz plötzlich aber brach sie von diesem Tone ab und sagte lächelnd:

„Spatzen seid Ihr! Wißt Ihr, wie man Spatzen fängt? Dadurch, daß man ihnen Salz auf's Flügelchen streut. Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit, meine Herren.“

Sie neigte ihr Haupt kurz und anmuthig und schritt hinter nach der Küche, wo wir sie durch die Glasthüre noch eine Weile mit der Wirthin plaudern sahen. Dann ging sie fort.

„Donnerwetter!“ sagte der Schlosser. „Das ist mir eine Schöne! Ich kann kaum sehen. Das Salz schmilzt und beißt mir in die Augen. Hol der Henker alle verrückten Weiber!“

„Was?!“ meinte der Setzer indem er sich die Augen wischte. Das wäre Eine, wenn sie ein Mann wäre. Die sollten wir in den Reichstag wählen! Die hätte es durchgesetzt gegen die Bourgeois! Das ist eine wahre Pracht, wie die reden und wettern kann!“

„Bildet Euch Nichts ein!“ rief ein Andrer. „Sie hat Euch Alle für Narren. In Wirklichkeit ist sie unserer Sache todtfeind. Wenn sie uns Alle am Galgen sähe, wär's ihr Recht!“

Ich wollte eben auch meine Ansicht dazu geben, als sie

durch die Thüre von der Straße her wieder eintrat. Sie blieb lächelnd und triumphirend in der Thüre stehen und sagte dann zu mir:

„Kommen Sie morgen wieder hierher, junger Mann?"

„Ja," sagte ich.

„Gut. Also auf morgen!"

Der Schlosser drohte ihr, indem er die Faust geballt erhob und rief: „Bestie!"

„O nein", sagte sie. „Das glauben Sie selber nicht. Also auf morgen, mein lieber Herr!"

Sie schloß die Thüre wieder und ging eilig fort. Ich sah durch's Fenster, daß sie überaus sittsam und ernst über die Straße ging. Sie hatte äußerlich Nichts, was auf ihre Extravaganzen gedeutet hätte.

Kurze Zeit nach ihr brachen die Arbeiter zusammen auf, um wieder in ihre Fabriken und Druckereien zu wandern. Man lachte noch hie und da über die „seltsame Person", doch war mir auffällig, daß auch hinter ihrem Rücken Niemand eine zweideutige Bemerkung machte, so sehr man hätte denken können, sie habe dazu Anlaß gegeben. Wol schimpfte und lachte man, sagte aber Nichts, was irgendwie die Frauenehre in's Gespräch gezogen hätte. Bald war ich als einziger Gast in der Stube zurückgeblieben und saß nachdenklich über das seltsame Abenteuer beim Biere. Ich zündete mir eine Cigarre an und bestellte beim Wirthe eine Tasse Kaffee. Alle Lust in's Kolleg zu gehen war mir vergangen. —

Als die Wirthin, eine junge und schöne Frau, mir den Kaffee brachte, setzte sie sich sammt ihrem Manne zu mir an den Tisch. Der Wirth, ein starker blonder Mann, mit einem flachshellen, ganz kurzgeschorenen Kopfe, hatte einst bessere Tage gesehen. Er hatte hier in Leipzig in früheren Jahren sogar an der Universität studirt. Ich hatte niemals

erfahren, welche Umstände es dazu gebracht hatten, daß er in seinen besten Jahren als socialdemokratischer Bierwirth eine der angesehensten Rollen unter den Parteigenossen spielte. Seine Gelehrsamkeit war bekannt und mit ihr vereinigte sich ein eigenthümlicher Idealismus im Dienste der socialistischen Ideen. Ich erkundigte mich bei dem Ehepaare nach der Dame.

„Ach," sagte die hübsche, junge Frau, „das ist eine recht beklagenswerthe Person. Wir wissen eigentlich nicht viel von ihr. Sie wohnt auf der — Straße, ist verheirathet, ist wohlhabend, wie ihr Mann. Ich habe sie oft gefragt, warum sie hierher käme, um bei uns zu essen. Sie meint, das könne sie nicht sagen. Es wäre ein Geheimniß. Ich fragte sie, ob sie getrennt von ihrem Manne lebe. Sie war geradezu entrüstet über einen solchen Gedanken. Sie lebt in der That mit ihrem Manne zusammen. Ich weiß nicht, was er für ein Geschäft hat. Ich glaube aber, es muß so Etwas wie eine Agentur sein, ein großcapitalistisches Unternehmen. Sie sagte mir, daß bei ihr zu Hause Alles ordentlich sei, wie bei anständigen Eheleuten, daß sie in einer Kammer — die natürliche Frau erröthete und unterbrach sich — daß sie ihren Mann herzlich lieb habe und er sie, und daß Alles in Ordnung sei. Kinder hat sie nicht und sagt, sie sehne sich sehr darnach. Unsern Kindern macht sie Geschenke und ist freundlich und gut. Ich habe ihr oft zugeredet, sie solle, wenn sie einen Kummer habe, es doch sagen, aber sie antwortete mir: Es ist Alles Ordnung, nur kann ich mit meinem Manne nicht zusammen essen. Sie ist eine Rheinländerin, wie Sie schon an der Sprache gehört haben werden."

„Die Hauptsache aber hast Du vergessen, wie allemal," warf der Wirth ein, „nämlich, daß sie über ein Jahr lang wahnsinnig gewesen ist und im Irrenhause war."

„Ich habe es nicht vergessen," sagte die Frau mit dem

Tone einer Naiven, Beleidigten. Du weißt auch Alles anders. Ich habe es doch erst vor Kurzem erfahren!"

Ich mußte über diese natürliche Argumentation lachen, aber der Wirth fuhr fort: „Ach, lieber Kumpane, Freund und Kupferstecher, es ist mir gar nicht wie Lachen zu Muth. Diese Frauensperson hat mir heute eine Menge Gedanken gemacht. Sie ist wie eine böse Vorbedeutung. Wir gehen traurigen Zeiten entgegen. Meine hübschen, kleinen Kinder dauern mich oft. Sehen Sie das Attentat, das hat die Leute verrückt gemacht. Dieser Hödel hat uns die ganze Sache verdorben. Ich bin leidlich glücklich, habe meine Mission bisher unangefochten erfüllt, habe meinen Gästen ein gutes Bier geschenkt und ein offenes, wahres Wort haben wir reden dürfen. Wie lange wird's dauern! Man wird uns das Maul verbieten, alle Anzeichen sind schon vorhanden. Ausweisen wird man uns, wir werden ausbaden müssen, was Alle verschuldet haben! Nicht wir sind an dem Hödel Schuld! Sondern die Zeit, die Zeit, die böse Zeit. Sehen Sie, es ist in unsrer Partei vorläufig noch ein gut Stück Idealismus, es ist Disciplin, und glauben Sie mir, wenn man uns Raum ließe, wir würden die besten Volkserzieher von der Welt sein. Allmählich bringen wir die Leute zu vernünftiger Weltanschauung. Jetzt freilich ernähren wir sie mit „Kraft und Stoff", und ich selbst habe viel zu viel gelernt, als daß ich auf dieses Evangelium schwören könnte. Das ist nur eine Etappe der Volksbildung. Unsre Frage ist nicht nur eine Magenfrage, es ist eine Geistesfrage. Mögen die Leute uns Schwärmer nennen. Aber der Arbeiter, der an der Maschine steht, der die sinnreich erfundenen riesenhaften Kräfte mit einem Ventile lenkt, der ringt nach geistiger Befreiung, denn ihm predigt jedes Klappern der Maschine: der Geist beherrscht die Welt, der Mensch ist mehr, als eine

Maschine. Und wie soll dieser Drang nach Bildung, nach menschenwürdiger Existenz befriedigt werden, als durch ein gemeinsames Eigenthum Aller? Und wenn man uns unterdrückt, unterdrückt man das bessere Selbst im Menschen, sage ich Euch! Wir sind nicht eine rohe Masse von schwieligen Fäusten, die da hungern und ihren Magen füllen wollen und von einer sinnlosen Habsucht erfaßt wären, sondern wir sind die geistige Hydra, die nach Licht ringt. Ich weiß wol, daß viele Auswüchse — aber Sie hören nicht auf mich! unterbrach er sich. Ich kann viel predigen und reden; ein verrücktes Frauenzimmer ist Euch wichtiger, als die Menschheit!"

Ich hatte aber doch gehört, was er sagte, so gut gehört, daß ich seine schwärmerischen Worte alle noch nach Jahren aufzeichnen kann. Aber freilich an die seltsame Frau dachte ich fast mit mehr Interesse noch. Ich frug, ob sie noch mehr von ihr wüßten. Das sei Alles, meinte der Wirth mit gelindem Ärger und stand auf, verließ das Zimmer, da ich seinen Idealen zu wenig Verständniß entgegen zu bringen schien. Ich plauderte noch eine Weile mit der jungen Frau über die interessante Fremde, trank meinen Kaffee aus und ging gedankenvoll nach Hause, wo ich einen Brief meiner Braut vorfand, der mich in freundlichere Stimmung für den Rest des Tages versetzte. —

Als ich am folgenden Tage mich wiederum in unserer Wirthschaft einfand zu Mittag, war ich enttäuscht, die merkwürdige Fremde nicht in der Gesellschaft der Arbeiter zu finden. Niemand wußte, wo sie geblieben sei. Man war so sehr an diesen regelmäßigen Gast gewöhnt, daß der Schlosser meinte, es werde Niemand Anderes, als ich, daran Schuld sein, daß sie nicht wieder käme. Ich verwahrte mich dagegen, indem ich daran erinnerte, daß sie gerade mich auf heute wieder eingeladen. Das Gespräch nahm bald eine andere Wendung. In den

neusten Flugblättern, an großen Plakaten hatten wir Alle gelesen, daß heute Abend Herr Drechslermeister Bebel nach Leipzig kommen und in einem bekannten, großen Locale reden werde. Es hieß, daß er von Dresden komme, wo er am selben Tage spreche. Für mich war dies stets ein wichtiges Ereigniß. Ich hörte diesen Volksredner leidenschaftlich gern, weniger um seiner Ideen willen, als seiner Person zu Liebe. Oftmals stellte ich Vergleiche mit unsren Professoren an, die mir zumeist von ihm schienen lernen zu können. Es verstand sich also von selbst, daß ich beschloß, die Volksversammlung an diesem Tage zu besuchen und verabredete mit meinem Tischgenossen, daß wir zeitig uns einfinden wollten, um vorn an der Tribüne an einem Biertische Platz nehmen zu können. Die Arbeiter waren aus begreiflichen Gründen heute sehr aufgeregt und gespannt. Man disputirte lauter, als gewöhnlich, und zeitiger als gewöhnlich gingen die Leute fort, um in der Mittagszeit bei ihren Collegen noch für die Versammlung und zahlreiches Eintreffen zu agitiren.

Ich saß nun allein im Zimmer und war verstimmt, daß mir für heute mein Abenteuer nicht beschieden schien. Ich sollte aber bald andrer Meinung werden und Zeuge, ja, Mitspieler einer Scene sein, die ich, und wenn ich achtzig Jahre alt werden sollte, nie vergessen werde! Noch heute ist's mir wie ein Traum und doch ist's Nichts als die düstre, nackte Wirklichkeit.

Die Thür ging auf und ein junger Mensch von etwa vierundzwanzig Jahren trat schüchtern ein, indem er sich furchtsam umsah. Es setzte sich möglichst weit von mir an das Ende des Tisches. Er war eine kleine, magere, hohläugige Gestalt mit einer krummen Nase und blonden, spärlichen Haaren. Er war ärmlich, aber anständig gekleidet, ließ sich ein Glas Bier bringen, verschränkte die Arme zur

Stütze auf die Tischplatte und blieb unbeweglich sitzen, indem er vor sich auf die Platte blickte. Ich sah, wie er in sich hineinlächelte und stereotyp die Lippen bewegte. Lange lauschte ich, was er eigentlich sage, bis ich endlich die Worte verstand:

„Er merkt nicht, wer ich bin! Gott bewahre, er merkt's nicht! Bin ja der Hödel, bin ja der Hödel! Es ist zu lächerlich, daß ich der Hödel bin. Habe Hödelbeeren zu verkaufen! Hödelbeeren, wer kauft? Hödelbeeren!"

Ich mußte über diese sonderbare Komödie lachen. Derartige Witzbolde hatte ich ja im lieben Sachsenlande oft genug kennen gelernt. Sich einfältig und thöricht zu stellen, ist beim Sachsen die vornehmste Art, nach der sich der Volkshumor äußert. Eulenspiegeleien sind so beliebt, daß ich auch diesen jungen Mann für einen solchen Witzigen hielt. Wer die größte Dummheit sagt, ist der Geistreichste.

So weit war ich mit meiner Gedankenreihe gelangt, angeregt durch den jungen Mann, als ich von der Küche her ein helles Gelächter hörte, dessen Ton mir nicht unbekannt war. In der That sah ich die junge Dame, die ich neugierig erwartet hatte, in der Küche. Nach einer kleinen Weile kam sie mit heiterer Miene in's Zimmer, setzte sich neben mich auf einen Stuhl, den sie dicht an den meinigen heranrückte, nahm mit vollendeter Grazie ihren Hut ab, wobei ihr die offenen Ärmel weit zurück fielen, und legte ihn vor mich auf den Tisch. Sie hatte über ihren Busen ein Monatsröschen befestigt und sah gar lieblich und anmuthig aus.

„Bin ich hübsch? frug sie. Gefalle ich Ihnen?"

Ich dachte zur rechten Zeit daran, daß ich Bräutigam war und sagte trocken: „Warum sollten Sie mir nicht gefallen?"

Sie lachte: „Sie sind recht unartig! Ein Andrer hätte gesagt: Sie sehen so hübsch aus, daß ich gleich ein Küßchen haben möchte, aber ein schönes. Na, sagen Sie's einmal!"

„Fällt mir nicht ein! sagte ich. Ich habe bessere Dinge zu thun, als verheirathete Frauen zu küssen. Ja, wenn Sie ein Mädchen wären!"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ein Mädchen bin? Fürchten Sie nicht, daß ich etwa in Sie verliebt sei. Es sollte Ihnen schlecht bekommen einer verheiratheten Frau Liebesanträge zu machen. Aber ein Kuß ist Etwas Hübsches und, weil Sie selber hübsch sind, so sollen Sie mich in allen Züchten und Ehren bitten: Ach, allerliebste Elise — so heiße ich nämlich — laß mich an Deinen süßen Lippen Freude finden, denn Deine Lippen sind roth und schön und gesund wie liebliche Erdbeeren —"

„Hödelbeeren, Hödelbeeren, Hödelbeeren, wer kauft!" sagte plötzlich der junge Mann drüben sehr laut und kicherte in sich hinein, ohne uns anzusehen. Ich konnte nicht umhin laut aufzulachen, da ich es für einen beabsichtigten Witz hielt, der angethan schien mich der unangenehmen Lage zu entziehen, in die mich der wunderliche Antrag der Frau Elise gebracht hatte. Diese hatte sich rasch umgewendet und sagte ernst und zornig:

„Wer sind Sie! Was unterstehen Sie sich! Unverschämter!"

Lächelnd erhob sich der kleine junge Mann vom Stuhle, ließ aber die Arme verschränkt auf der Tischplatte und schleifte nun seine absonderliche Person um die Ecke des Tisches herum bis zu dem Stuhle, der neben Elise stand. Wir hatten sie nun zwischen uns und der Mann schob, genau, wie sie vorher gethan, sehr bedächtig den Stuhl dicht neben sie und langte sich sein Glas Bier heran, von dem er bisher noch

nicht getrunken hatte. Endlich legte er die Hand an den Mund, neigte sich zum Ohre der Frau und sagte lächelnd, laut genug, daß ich es verstehen konnte:

„Wer ich bin? Der Hödel bin ich. Geschossen habe ich. Nicht getroffen hab ich. Geköpft werd ich. Haha! Und wie sie mir den Kopf abgeschlagen hatten, bin ich darüber verrückt geworden! Haha!“

„Sie! sind Sie verückt?“ fuhr die Frau herum und that einen leisen Schrei. Ich selbst war erschrocken. So sprach kein Vernünftiger. Ich sah mir den Mann genauer an und war, nachdem ich in seine hohlen Augen geblickt hatte, überzeugt, daß er wahnsinnig sei. Ich flüsterte ihr von meiner Seite zu: „Er ist wahnsinnig. Er bildet sich ein der Verbrecher zu sein.“

Sonderbar! Sie schien sich gefaßt zu haben, während mir immer unheimlicher wurde. Sie legte ihren Arm um meine Schulter, den anderen um die Schulter des Unglücklichen, zog uns näher an sich heran und sagte lächelnd, da wir genöthigt waren die Köpfe zusammenzustecken: „Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb. Der ist ganz verrückt, ich bin's theilweise und der Studio ist hirnkrank an einem Übermaß von nüchternem Verstand, wie's scheint, denn er küßt mich nicht. Da haben wir die Stufenleiter des Lebens. Ach, ihr lieben Kinder, wir sind nun ganz unter uns, wir sind die wahren Weisen in dieser thörichten Zeit. Also der Hödel bist Du, mein Junggeselle. Warum hast Du denn das Verbrechen begangen, Allerliebster?“

Der Wahnsinnige lächelte erst kindisch, dann fing er an bitterlich zu weinen und sagte: „Ach, meine arme Schwester. Sie haben sie ja in's Irrenhaus gesteckt, denn ihr Schatz hat sie ja im Stiche gelassen. Ach, die arme, arme Schwester!

Und das hat mir so so wehgethan, so bitterlich weh. Sie war ein gutes Mädchen, ein liebes Mädchen und hat redlich von ihrer Hände Arbeit gelebt und der Kerl, der Agitator, der hat ihr den Kopf verdreht, daß sie ihren Glauben abgeschworen hat und an keinen Gott mehr glaubte, und dann hat er sie verführt und im Stiche gelassen. Und da bin ich eben der Hödel geworden, denn Gott im Himmel muß sich doch zu Schanden ärgern, wenn's keinen Gott geben soll. Ach, ich habe so viel um den lieben Gott geweint, bitterlich hab ich geweint, er hat mich wirklich gedauert, daß sie auf ihn schießen wollten. Es ist eben eine verschossene Zeit! In meinem Geschäft, da verschießt auch Alles. Die Hosen und die Westen verschießen, Alles verschießt, keine Kunden kaufen mehr, weil Alles verschießt, denn ich bin doch ein Schneider und meine gute Schwester ist eine Schneiderin gewesen. Dann ist der Hödel gekommen, ich hab ihn gut gekannt, den Hödel, und ich hab ihm gesagt: „Du glaubst an keinen Gott und weil Du an keinen Gott glaubst, werden sie Dich hängen. Und was hat er gesagt? Ich bin selber der liebe Gott! hat er gesagt und dann ist er nach Berlin abgereist. Aber gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist, steht geschrieben in meiner Bibel. Und da schoß eben der liebe Gott daneben, denn er sagte, er hieße Hödel. Und da haben sie ihn eingesteckt und nun bin eben ich der Hödel. Wissen Sie, sagte der Unglückliche vertraulich, ich bin erst ganz vernünftig gewesen, wie sie meine Schwester eingesteckt haben in's Irrenhaus; aber wie die Nachricht von dem Attentate kam, da ist mir's über den Span gewesen und da merkte ich auch gleich, daß mir ein Span in den Kopf flog. Gott im Himmel, ich danke Dir, sagte er mit dem Tone tiefer Rührung, der Kaiser ist gerettet und ich hab die Kugel in den Kopf gekriegt. Und nun muß ich immer

die dicksten Thränen weinen und sie rollen mir herunter wie die Hödelbeeren so groß."

Und schluchzend neigte der Arme das Haupt und weinte bitterlich. Ich war tief erschüttert. Frau Elise streichelte ihm die Wange und sagte:

„Ach, lieb's Herzerle, Du mußt nicht weinen! Ich werd' schon dafür sorgen, daß wir Dich auch im Irrenhäusle unterbringen. Bin ja auch dort gewesen. Es ist dort schön wie im Grabe. Du gehst hin und ich komme von dort und der junge Mann neben uns, der junge Fant, ist er gescheidter, als wir? Sage 'mal, lieb's Büberle, warum läufst Du denn so allein herum? Wenn Du verrückt bist, kann Dich doch die Polizei nicht allein lassen!"

„Pst! pst! warnte der Schneider, indem er plötzlich wieder lächelte: Es weiß es ja kein Mensch! O, ich lass' es Keinen merken, daß ich verrückt bin. Keinen! Ahnt's Niemand und ich lache mir in's Fäustchen. Es ist Nichts los, bis nicht alle Landkarten blau oder roth aussehen. Ich studire sehr viel auf den Landkarten, und es ärgert mich jedesmal, wenn ich die viele Farbe sehe und zuletzt verschießen ja doch alle Farben."

Ich weiß nicht, warum ich in diesem Augenblicke von einer cynischen Laune erfaßt wurde. Es war mir so unheimlich gewesen, daß ich für die Gesundheit meines Geistes fürchtete. Vielleicht war es eine Selbsterrettung meiner Natur, daß ich mitzuspielen anfing und höhnisch sagte:

„Ich bin auch ein Verrückter, meine Herrschaften! Frau Elise stellt sich auch nur, als ob sie wieder vernünftig wäre. Aber, was die Landkarten anlangt, so sage ich: „Es ist Blödsinn, daß sie roth und blau werden sollen. Gelb und grün müssen sie werden. Das ist die gesundeste Farbe für die Augen, wenn's Einem gelb und grün wird!"

„Was? schrie der Wahnsinnige auf. Gelb und grün? Das ist eine Lüge, eine verdammte Lüge! Roth muß die eine Hälfte werden, die wird blutig, die wird das Land der Hunde von der rothen Republik, sage ich! Nieder mit den Hunden von der rothen Republik, sage ich! Sie haben meine Schwester verführt. Meine Landkarte wird blutig, sag ich! Die andre Hälfte aber wird blau. Blau, sage ich! Blau ist der Himmel, und Alles wird blau auf dieser Erde werden, denn Gott ist ein großer Gott! Der Alles blau machen kann, wie's ihm gefällt!"

„Still, still, ihr lieben Kinder! sagte Elise. Ihr streitet mir zu heftig. Wenn das Blut, das rothe, verschießt, so wird es gelb, das müssen Sie doch zugeben, Herr Schneider? Und wenn das Blaue bei Lichte betrachtet wird, so sieht es grün aus! Geben Sie das zu, Schneiderherz? Und so habt ihr alle Beide Recht. Und der Streit hat ein Ende, Amen Amen. Amen!"

„Schuft!" brüllte der Wahnsinnige, sprang auf, ergriff den Hut der Frau auf dem Tische und wollte ihn mir in's Gesicht werfen. Blitzschnell aber haschte Elise darnach und ich konnte wieder den eigenthümlichen verstörten Blick ihrer Augen sehen. Sie versuchte hastig dem Menschen den Hut zu entreißen, ich selbst griff unwillkürlich dazu, zerrte mit ihr zugleich und entriß ihm den Hut. In diesem Augenblick war der Wirth eingetreten, hatte die Scene mit angesehen und rief laut:

„Seid Ihr Alle miteinander verrückt? Was soll das? Was giebts? Seid Ihr wahnsinnig?!"

„Ja! rief Elise zugleich mit mir. Nein! schrie der Schneider. Es ist eine Lüge, fuhr er fort, es soll Alles grün werden, sagt er! Das ist eine Majestätsbeleidigung! Es ist Hochverrath. Ich gehe auf die Polizei. Ich verklage Euch wegen Majestätsbeleidigung! Adieu!

Er blickte sich furchtsam um, huschte schnell nach der Thüre, setzte seinen Hut auf und sprang auf die Straße. Wir sahen ihn athemlos wegrennen. Sein Glas Bier hatte er noch nicht angerührt und keinen Tropfen getrunken.

„Hallunke von einem Denuncianten!“ sagte der Wirth, der noch nicht ahnte, wer der Unglückliche gewesen. Aufgeregt erzählte ich ihm den Sachverhalt und ich sah, wie mein Wirth sehr nachdenklich und niedergeschlagen dreinblickte. Als ich geendet hatte, sagte Elise lächelnd unter Thränen:

„Ach, wie hübsch war das! Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so glücklich und zufrieden gefühlt, als in dem Augenblicke, da wir so traulich bei einander saßen. Wie schnell ist so ein Augenblick dahin! Daß man das Glück nicht festhalten kann! Daß es so flüchtig ist! Ist's nicht wie eine Seifenblase vorüber, die zerplatzt ist? Vorüber wie eine interessante Kometenconstellation? Einmal wird aber so ein Komet unsre Erde vor den Kopf stoßen und dann fliegt sie in Stücke! Ja, ja, das kommt von den Constellationen: Wir Zwei sind auch so eine Constellation, liebster Herr, und sie wird auch vorübergehen.“

Sie philosophirte noch eine Weile in dieser Weise fort, bis es mir ganz unerträglich wurde, und ich rief: „Hören Sie auf! Spotten Sie nicht! Die Sache ist ernst genug! Die Welt geht aus den Fugen vor Cynismus!“

„Ich spotte nicht! sagte sie, indem sie mich naiv anblickte. Wenn Ihnen meine Philosophie nicht gefällt, so wollen wir Kartoffelsalat machen. Gehen Sie heut Abend mit in die Volksversammlung? Ich gehe auf jeden Fall hin.“ —

Ich war froh, von anderen Dingen reden zu können. Wir beschlossen uns gegen Abend wieder hier in der Wirth-

schaft zu treffen und dann zusammen nach dem betreffenden Versammlungslocale zu wandern. Ich sehnte mich nach Luft und Licht, nach Vernunft und klaren Gedanken und machte mich eilig auf, um ein Colleg bei einem verehrten Professor zu hören, der uns Logik und Erkenntnißtheorie in der durchsichtigsten, klarsten Weise vortrug. Mein Geist ruhte aus in dieser Sphäre gesunder, ruhiger, scharfer Betrachtung, die mir heute mehr als je ein Lebenselement ward. —

Es war schon dunkel geworden, als ich mich Abends in unsrer Wirthschaft einfand, um Elise abzuholen. Unterwegs legte sie im Dunklen ihren Arm in den Meinen und wider Willen war ich genöthigt, sie zu führen. Mehrere Arbeiter hatten sich uns angeschlossen, auch der Wirth, und so wallfahreten wir stille über die Straßen. Bald sahen wir beim Lampenscheine aus dem Dunkel mehr und mehr Arbeiter auftauchen, die denselben Weg wie wir selbst nahmen, vielfach von ihren Frauen, ja, von den Kindern begleitet. Ich trieb zur Eile an, damit wir einen guten Platz erhielten. —

Wie üblich wurden uns beim Eintritt in den hochgewölbten, hell erleuchteten Saal, dessen Tribünen und Sitzplätze schon vielfach eingenommen waren, eine Menge von socialdemokratischen Schriften präsentirt. Ich beobachtete auch hier, wie eifrig die Arbeiter kauften. Frau Elise blieb in der Thür stehen und veranlaßte mich, einen ganzen Berg verschiedener Schriften mitzunehmen, Schriften pädagogischer, socialpolitischer und anderer Art. Sie brachte einen sehr zierlichen Beutel heraus und legte nicht weniger, als zwanzig Mark, in die Hand des Colporteurs. Sie sagte dazu, indem sie die Münze betrachtete:

„Lieber Gott, bin ich nicht wie Judas, der seinen Heiland verschacherte! Hier ist der Reichsadler in Gold, hier

das Portrait des Kaisers, und das Reich und den Kaiser geb ich hin, um mir zu kaufen, worin der Untergang beider gepredigt wird. Meine Herren, sagte sie lächelnd, das ist ein unehrlicher Handel! Sie sollten dieses Geld nicht nehmen gegen Ihre Schriften."

„Jeld bleibt unter allen Umständen Jeld, d. h. eine der jroßartigsten Erfindungen, die jemals ein Patent bekommen haben!" sagte der Colporteur im Berliner Dialect. Soll ich dem jnädigen Fräulein herausjeben? Zwanzig janze Reichsmark, bekommen Sie fünfzehn zurück!"

„Soll ich mir auf mein Deutsches Reich und meinen Kaiser wechseln lassen? sagte sie stolz und fast wegwerfend. Behalten Sie's."

Aber auch den Berliner faßte der ganze Stolz seiner Sache: „Wir sind man auch keene Plebejer! Dat Jeld geb ich in unsre Kasse, et wird die Thränen einer armen Familie trocknen."

Dieses Gespräch war nicht unbeachtet geblieben. Ein Herr, den ich als socialdemokratischen Abgeordneten kannte, ein wohlgenährter, fast allzu aristokratisch gekleideter Mann, kam sehr höflich heran und sagte: „Wünschen die Herrschaften vielleicht einen bessern Platz? Ich habe deren noch zur Verfügung. Herr Reichstagsabgeordneter Drechselmeister Bebel ist zwar noch unterwegs, aber ich hoffe, daß der Zug keine Verspätung erfahren wird. Indessen kann ich nicht garantiren."

Wir wurden überaus zuvorkommend bis ziemlich an die Tribüne geführt. Unser Wirth und die Arbeiter, die uns geleitet hatten, folgten uns auf dem Fuße. Wir wurden auch von den umsitzenden Arbeitern mit sächsischer Höflichkeit empfangen und mit einer eigenen Achtung behandelt. Ein

Arbeiter bat sich von mir das Exemplar einer Flugschrift aus, um nur einen Blick hineinzuwerfen. Elise sagte:

„Meine Herren, es steht Alles zur Verfügung!" und sofort wanderte meine kleine Bibliothek um den Tisch und wurde eifrig studirt. Man trank Bier, aber wie zumeist, sehr mäßig. Man rauchte und disputirte. Frau Elise unterhielt sich mit Allen lebhaft, spielte mit den Kindern, die am Tische saßen in der artigsten Weise und hatte sich natürlich sofort in die größte Gunst bei den umsitzenden Vätern und Müttern gebracht.

Unterdessen füllte sich der Saal immer mehr. Alle Tische waren dicht besetzt, dazwischen standen dichtgedrängt die Arbeiter und hinaus bis in den Korridor sah man Kopf an Kopf. Es wurde unmäßig viel geraucht. Eine dicke Dunstwolke lagerte in der Höhe der Tribünen, die Lichter brannten trübe durch den Rauch und ein Summen, Getöse und Lärmen schwirrte um die ermüdeten Ohren. Über eine Stunde warteten wir auf den Hauptredner. Der Abgeordnete war öfters auf die Tribüne getreten, bat um Geduld, es müsse ein Zwischenfall eingetreten sein. Man fing an sich zu langweilen, trampelte und scharrte und ich gestehe, daß ich nicht unbesorgt über den Ausgang dieses Wartens und Harrens war.

Endlich ging das Gerücht durch den Saal, der Redner sei da. Es trat eine gewisse Stille ein, das Summen und Brausen ließ nach, man blickte nach allen Richtungen den Mann irgendwo zu sehen. Da trat der dicke, feine Herr wieder auf die Tribüne und sagte, nachdem er Ruhe gebeten hatte:

„Meine Herren, Herr Reichstagsabgeordneter Drechslermeister Bebel befindet sich seit wenigen Secunden mitten unter uns. Er ist ermüdet und erschöpft, denn er kommt eben vom

Bahnhofe. Er hat diesen Nachmittag in Dresden gesprochen, ist davon und von der Reise angegriffen. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Herren, wenn ich eine Aufforderung an Sie richte, die nicht Jedem behaglich ist. Sie sehen den Dunst, die Rauchwolke! Herrn Bebels Lunge ist so wie so angegriffen. Er läßt Sie bitten, meine Herren, das Rauchen einstellen zu wollen!"

Während dieser Worte war eine tiefe Stille eingetreten. Auch als der Redner geendet hatte, war man eine Weile ganz still. Ich wurde von Bangen überfallen und der Redner zeigte eine verlegene Miene. Plötzlich aber schallte wie ein Donnersturm ein brausendes, einstimmiges „Hoch Bebel! „Hoch!" „Hoch!" und, wie von unsichtbaren Drähten regiert, warfen die Männer ihre Cigarren weg, traten sie aus, und nur Wenige nahmen sich Zeit, die ausgelöschten Cigarren einzustecken.

„Bravo! sagte Elise. Das nenne ich Disciplin! Diese Menschen regieren sich selbst, sie werden die Welt regieren, wenn nicht die Regierungen sich zusammennehmen!"

„Ja, sagte ein Arbeiter. Wir nennen uns in Deutschland nicht umsonst die Arbeiterbataillone. Ich sage Ihnen, es wird eine Zeit kommen, wo der Kaiser verkündet, daß er uns für ehrenwerthe Männer hält, wo Bismark uns seine Achtung bezeugen wird und unsre Rechte anerkennt. Und dann werden es die Bourgeois nicht erkennen!"

Elise sagte schwermüthig: „Ach, lieber Freund, auch die Bourgeois sind Bataillone. Sie haben alle beim Militär gedient."

Unterdessen war das Versammlungskomité auf die Tribüne getreten, durch Acclamation wurde der Vorsitzende und die übrigen Vertreter der nöthigen Functionen gewählt. Als es

sich darum handelte einen Schriftführer zu ernennen, rief eine Stimme laut: „Frau K.“ Die Versammlung stimmte dazu und die betreffende Dame stieg auf die Tribüne, setzte sich mit eigenthümlich verbissener Miene an das Schreibpult. Es war eine unangenehme Carricatur, mager, absonderlich und extravagant gekleidet. Einen großen Hut hatte sie auf dem Kopfe mit einer langen Feder, die immer vornübernickte, während sie mit kindischer Grandezza einen Gänsekiel eintauchte und schrieb.

Der Drechslermeister wurde mit wiederholten Zurufen begrüßt, als er an das Rednerpult trat. Dieser hagere, schwarze Mann begann seine Rede mit erschöpfter Stimme. Allmählich aber gewann der Ton dieser Stimme einen eigenthümlichen, energischen Charakter, der eigentlich der Sprache eines tiefwurzelnden Hasses glich. In diesem schneidigen Tone lag eine fascinirende Wirkung. Athemlos sah ich die Arbeiter nach dem Munde des Mannes blicken. Er hatte eine lebhafte Pantomime, die sehr rasch und kurz in allen Bewegungen sich äußerte. Sehr oft warf er die Hand mit emporgehobenem Zeigefinger drohend über die Versammlung, und Drohung und Befehl schien Jedes seiner Worte. Er sprach über die Gesetze, mit denen man der Socialdemokratie bereits gedroht hatte. Er führte aus, wie das zur Revolution führen müsse, er schilderte die Revolution. Eine Menge zündender Worte und Einfälle standen ihm zur Verfügung, trotzdem er ganz frei und aus dem Stegreife sprach. Zwar war er als der mäßigste unter den Rednern bekannt, dennoch zündete seine Rede durch Andeutungen, Anspielungen, dictirt von einem tiefen Hasse. Er ging nie ganz mit der Sprache heraus. Je schneidiger und energischer er eine Stelle seiner Rede betonte, desto harmloser schien der Sinn dieser Stelle und desto revolutionärer, aufregender wirkte der Kontrast.

Eine Menge von positiven Thatsachen, geschichtlichen Zeugnissen liebte er in seine Rede zu verflechten, denn er wußte, daß seinen Arbeitern mehr als Alles Andere die Geschichte imponirte, mehr sogar, als die Naturwissenschaft. Seine Rede machte einen tiefen und wirksamen Eindruck. Er endete sie unter leidenschaftlichem Beifall der Versammlung. Es war ein merkwürdiger Kontrast, den anderen Abgeordneten, der uns so höflich geleitet hatte, nach ihm reden zu hören. Er sprach über die Emancipation der Frauen. Den ganzen Unsinn dieser Bestrebungen setzte er in der extremsten Weise auseinander.

Elise war schon, als die Frau K. auf die Tribüne trat von einer seltsamen Unruhe ergriffen worden. Als jetzt das Evangelium der Frauenemancipation verkündet wurde, lachte sie bald, bald biß sie sich auf die Lippe wie von peinlichen Gefühlen ergriffen. Endlich faßte sie mich beim Ärmel und wies stumm und lächelnd auf die Arbeiterehepaare um uns. Sie deutete auf eine verheirathete Frau, die sich gemüthlich an ihren Mann schmiegte, auf einen jungen Arbeiter, der sein Schätzchen fast ängstlich an sich zog. Es war in der That merkwürdig zu sehen, wie Männer und Frauen instinctiv den ganzen Unsinn des Redners durch ihr Verhalten ablehnten. Ich sah wie ein Mann die Hand seiner Frau nahm und sie gern die ihre darin ließ. —

Der Redner erhielt den üblichen Beifall. Jetzt wurde die Discussion eröffnet. Ich hatte dies kaum vernommen, als Frau Elise neben mir aufsprang, nach der Tribüne schritt und sich dort zum Wort meldete. Es war zu spät, ich konnte sie nicht zurückhalten. Was kann sie vorhaben? dachte ich verwundert.

Man sprach erst lange hin und her, ob man eine fremde Dame reden lassen könne. Sie war Vielen bekannt, man rief

dem Comité zu, Frau Elise müsse sprechen. Endlich hatte sie es durchgesetzt, daß sie auf der Tribüne stand. Man lachte und war gespannt, was sie eigentlich wolle. Sie nahm sehr kaltblütig zuvörderst ihren Hut ab und legte ihn vor sich auf's Pult. Man sah ihr an, daß sie nicht im Geringsten verlegen war. Es schien ihr Vergnügen zu machen, die Leute lange warten zu lassen. Sie putzte sich mit gekünstelter Coqueterie, warf dabei der Frau K., die neben ihr saß, um ihre Worte zu protocolliren, einen unsäglich mitleidigen Blick zu, der von dieser Dame mit überaus feindlichen Augen erwidert wurde. Sehr bedächtig und langsam zog Frau Elise auch ihre Handschuhe aus und legte sie in ihren Hut, indem sie mit unbeschreiblich naiven Blicken die Versammlung überschaute. Endlich sagte sie in einem collegialischen und doch sehr anmuthigen Tone:

„Verehrteste Anwesende! Insbesondere meine verehrten Colleginnen vom schönen und zarten Geschlecht! Ich habe mir das Wort ausgebeten, damit Sie auch einmal ein vernünftiges Wörtchen zu hören bekommen. Der dicke Herr da — sie wies graziös, aber sehr verächtlich nach dem letzten Redner — hat Ihnen gesagt, wir Frauen müßten nicht nur wählen dürfen zum Reichstage, müßten nicht nur beim Militär dienen und als Amazonenarmee gegen die Bourgeois marschiren, müßten nicht nur grundgescheidt und gelehrt werden und in Allem, was man sagt, gleichberechtigt, müßten nicht nur die sogenannte freie Liebe und Ehe uns gefallen lassen, sondern sollen zu guter Letzt auch noch Gemeingut werden. Und während der Herr das sagte haben Sie ganz stille und gemüthlich bei Ihren Schätzchen und Frauen gesessen und es ist Euch urgemüthlich gewesen, daß vorläufig Eure Frauen noch so ein bischen dumm und eure Schätzchen noch so ein ganz klein wenig einfältig sind. Sehen Sie,

meine lieben Damen, ich habe viel erlebt, habe sogar im Irrenhäusle gesessen und da bin ich gescheidt geworden. Und darum schlage ich Ihnen folgende Resolution vor: In Anbetracht dieser und jener Umstände, sintemalen und alldieweil ꝛc. ꝛc. ꝛc. beschließt die Versammlung einstimmig, es sei als erster Paragraph des neuen zukünftigen socialistischen Staates zu proclamiren und durch Maueranschläge, Flugblätter, Schriften ꝛc. überall zu verbreiten: das Allergescheidteste sei in dieser Welt ein ganz klein wenig dumm zu sein."

Sie hatte das zuletzt mit so souveräner, überlegener Ironie gesagt, daß die Versammlung ein lebhaftes, lautes Halloh! ausrief und daß man allgemein lachte. Sie hatte die Redner köstlich persiflirt und denen sah man an, daß sie froh gewesen wären sie nicht zur Rede zugelassen zu haben. Ganz besonders entrüstet war die Schriftführerin Frau K. Sie erhob sich von ihrem Sitze, blickte Elise wüthend an und sagte:

„Ich begreife nicht, mein sehr verehrtes Fräulein, wie Sie dazu kommen diese Versammlung ehrlicher Leute sammt ihren Frauen zu verspotten. Ich sehe mich außer Stande Ihre Worte zu protocolliren."

Elise frug sie sehr trocken: „Ach, verzeihen Sie nur eine Frage. Ich bin in der peinlichsten Verlegenheit, daß ich eine solche Frage aufwerfe: wie viel Salz und Pfeffer pflegen Sie zu nehmen, wenn sie eine Mocturtlesuppe machen? In meinem Kochbuche kann ich mich nicht zurecht finden. Es stammt von einer Dame, die sehr viel zur Emancipation des weiblichen Geschlechtes geschrieben hat, aber Mocturtlesuppe konnte sie augenscheinlich nicht machen."

„Abgeschmackte Person!" sagte die Andre.

„Im Gegentheil! Ich finde nicht, daß das abgeschmackt

ist. Mocturtlesuppe schmeckt vorzüglich. Mein Mann ißt sie für sein Leben gern. Überhaupt kochen Sie augenscheinlich schlecht, meine verehrte Frau Schriftführerin. Was könnten Sie bei alledem ersparen, wenn Sie besser kochen könnten! Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, wir Rheinländer leben gut und fett und gesund. Wir essen Pumpernickel, wenn Sie Haberschleim verzehren. Wir braten gut, wir essen fette Butterstollen und das machen wir so: Wir legen Schwarzbrod und Weißbrod auf einander, dazwischen exquisite Butter, den feinsten Schinken und vorzügliche Wurst. Dazu ein Gläschen Wein. Und das nennen wir nur einen Imbiß. Unsre Männer haben wir lieb und sie uns, weil wir gut kochen. Aber Ihre Küche ist eine wahre Hexenküche. Sie kochen ‚breite Bettelsuppen' wie Goethe sagt, der auch so halb und halb Rheinländer war. Damit hat er sehr fein auf Sie gedeutet! Meine Damen, wendete Sie sich an die Versammlung, kochen Sie besser und Sie werden sehen, Keiner Ihrer Männer glaubt an die Frauenemancipation."

„O weh!" dachte ich bei diesen Worten. Das war ein böser Einfall. Und richtig, die ganze Versammlung begann zu brüllen, zu pfeifen und Niemand Anderes, als die beleidigten Frauen gaben das Signal dazu. Jetzt wuchs der Frau K. der Muth. Mit einer Fluth von Schmähworten überschüttete sie Elise, das Publikum johlte und brüllte. Elise zog langsam und bedächtig ihre Handschuhe an, setzte ebenso bedächtig den Hut wieder auf. Aber das reizte die Menge. Man drängte nach der Tribüne, und ich befürchtete das Schlimmste, als mehrere Frauen und Männer sie umstellten und theilweise allerdings lachend, theilweise sehr beleidigt in sie hineinsprachen. Ich hielt es für meine Pflicht, auf die Tribüne zu springen, ihr schnell meinen Arm zu reichen. Ich sagte laut und energisch, da ich Nichts Besseres wußte:

Machen Sie mir und meiner Frau Platz! Sie ist mir davongelaufen, ist nicht ganz zurechnungsfähig. Platz, meine Herren!"

Ich fühlte, wie ihr Arm in meinem zuckte, und auch ich war wunderlich, ja unheimlich durch diese meine Worte berührt. Sie schien aber die Rolle nur erwartet zu haben, schmiegte sich fest und zärtlich an meinen Arm und dieser Umstand genügte mir, Platz für sie und mich zu schaffen. Man bildete spottend über den jungen Ehemann Spalier und ließ uns nun moralisch durch den ganzen Saal Spießruthen laufen. Ich sah, wie sie sehr glücklich lächelte, während ich vor Ärger und Scham in den Boden hätte sinken mögen. Endlich hatten wir den Saal durchschritten, man rief uns noch ein ironisches Hoch! zu und brausend und tosend, wie eine Meereswoge den Schiffbrüchigen an's Land schleudert, schlug der Lärm der Versammlung hinter uns zusammen. —

Wir schritten eine Weile stumm miteinander auf der nächtlichen Straße. Ich mochte Nichts sagen und dachte mit verworrenen Gefühlen an meine ferne Braut. Nach einer Weile sagte sie mit einem Tone von Zärtlichkeit, der allerdings Jeden berückt hätte:

„Mein liebes, süßes Männchen, wo gehst Du eigentlich hin? Weißt Du nicht mehr, wo wir wohnen? Hier geht der Weg."

„Ach ja richtig!" sagte ich von einem wunderlichen, ich kann sagen, seligen Gefühle erfaßt. Ich dachte daran, daß ich ja einst auch mit meiner Braut so einherschreiten werde, zugleicher Zeit aber war es mir, als müsse Elise in der That meine Frau sein, müsse zum mindesten eine Liebe für mich fühlen und ich für sie. Ich weiß nicht mehr, ob ich ihre Hand zärtlich drückte, aber ich glaube es. Ich ließ

mich von ihr leiten und führen. Wie ein Trunkener schritt ich dahin.

Endlich blieb sie in einer stillen vornehmen Straße, wo zumeist reiche Buchhändler wohnen, vor einem großen Hause stehen.

„Da wären wir, mein liebes Männchen. Hier wohnen wir im ersten Stock! Siehst Du da oben das erleuchtete Fenster? Da ist Dein Arbeitszimmer und gleich daneben ist unser trautes Kämmerlein. Aber was fange ich nun mit Dir an?“

Während dieser Worte hatte sie die die Hausthüre aufgeschlossen. Sie hatte meinen Arm schon fahren lassen, öffnete die Thüre ein wenig, schlüpfte in den Corridor und schlug mit einer staunenswerthen Energie den Thorflügel zu, daß er dröhnend in's Schloß fiel. Durch's Schloß aber hörte ich sie wieder sehr anmuthig und zärtlich sagen:

„Gute Nacht, mein armes, tapferes, gutes Leben. Schlafe recht süß!“

Ich hörte, wie sie im Corridor davonschritt. Lange lauschte ich, blickte hinauf nach den Fenstern ihrer Wohnung. Aber diese Stimmung dauerte nicht lange. Plötzlich schoß mir alles Blut in's Gesicht, Zorn, Scham vor mir selber faßte mich und in verworrenen Gefühlen verstrickt eilte ich nach der nächsten Wirthschaft, um durch reichlichen Biergenuß den Kampf der Gefühle in mir zu ertränken. —

Als ich am andern Morgen erwachte und beginnen wollte zu arbeiten, fühlte ich mich von einer peinlichen Unruhe ergriffen. Immer klang mir, wenn ich in's Buch schaute, die Stimme der Frau Elise in's Ohr. Einmal war mir's, als müsse sie hinter mir stehen und mir über die Achseln in's Buch sehen. Es war mir, als fühle ich ihre Wange leise an der meinen, und dazu der Ton dieser Schmeichel-

stimme und das berückende: „Mein Männchen! Mein Gatte!“ Ich sprang auf, warf die Bücher unter den Tisch und eilte hinaus in's Freie. Ich machte einen weiten Spaziergang um die Stadt, dachte an meine Braut und sagte mehrmals laut vor mich hin: Mein Weibchen! Süß Weibchen! indem ich die Liebe, Süße, die Braut, die in der Ferne meiner harrte, mir deutlich vorstellte und sie anredete. Aber immer hörte ich dazwischen Elisens Schmeichelstimme, ich hörte ihre zärtlichen Worte, aber auch Spott darin über den jungen Cicisbeo, denn eine andere Rolle hatte ich ja nicht gespielt. Lange irrte ich ziellos umher. Früher, als gewöhnlich ging ich dann nach meiner Arbeiterschenke. Ich kam eine halbe Stunde vor zwölf Uhr an.

Wie erstaunt und verwundert, wie glücklich — ich kann nicht lügen — war ich, Elise draußen in der Küche bei der Wirthin stehen zu sehen. Anfangs beachtete ich nicht, was sie that. Ich sah sie hin und herschreiten. Ich trat an die Glasthüre, um zu beobachten, was sie eigentlich vorhabe. Und da sah ich denn zuvörderst, daß sie eine reinliche, schneeweiße Küchenschürze vorgebunden hatte, mit den zierlichsten Spitzen besetzt. Eben hatte sie einen Teller zur Hand genommen und einen Löffel, mit dem sie eifrig und unverdrossen Eiweiß schlug, daß es schäumend aufspritzte. Sie blickte dabei so heiter und freundlich vor sich hin, ohne mich zu bemerken, daß ich sie lange beobachten konnte, und mit herzlicher Freude sah ich die reizende Gestalt. Sie hatte die Ärmel bis an die Schultern aufgestreift und mit Wohlbehagen sah ich die kurzen, raschen Bewegungen dieser schönen, frauenhaften Arme. Ich blickte mich um, was das Alles zu bedeuten habe und sah denn auf dem Heerde die Vorbereitungen zu einem wahrhaft lucullischen Mahle. Zwei Braten sah ich im Fette dampfen, ich sah feine Gemüse,

Blumenkohl, sah eine Menge der schönsten Dinge, die einen verwöhnten Magen hätten freuen können. Eine große Torte, mit Apfelsinenscheibchen belegt, sah ich auf dem Küchentische, und mehrere Flaschen Wein waren dazu gestellt. Ich legte mir eben die Frage vor, wer diese Kostbarkeiten genießen sollte, als sie zufällig ihre Augenlider aufschlug und mich erblickte. Sie nickte mir freundlich zu mit einem Ausdrucke, als ob es sich ganz von selbst verstünde, daß ich hier stehen müsse.

Ich öffnete die Thüre, trat hinaus und ich weiß nicht, warum der Schalk mich faßte, daß ich sagte: „Ich bitte Dich, mein liebes Weibchen, was thust Du da?! Wozu diese Kostbarkeiten?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, mein guter Mann. Sei hübsch bescheiden, komme und setze Dich her und schau ein wenig zu."

Ich frug die Wirthin, aber die lachte und sagte: „Sie werden es schon zur rechten Zeit erfahren, Herr Topfgucker. Sehen Sie, all diese Kostbarkeiten hat Frau Elise diesen Morgen mitgebracht und schon den ganzen Vormittag ist sie thätig."

Ich setzte mich zwischen die beiden jungen Frauen auf einen Stuhl und ich gestehe, daß ich selten eine so behagliche Stunde erlebt habe, als da ich Beide schäftern und um mich kochen sah.

„Willst Du einmal kosten, guter Mann?" sagte Elise freundlich. Sie schnitt vom Braten einen Bissen ab und schob ihn mir eigenhändig in den Mund. Ich fand ihn ausgezeichnet und konnte nur loben. Am liebsten aber hätte ich sie in diesem Momente aus Liebe — denn ich war verliebt, gründlich sogar — in den Finger gebissen. Und nicht genug damit. Ich erhielt bald einen zweiten Imbiß und mußte all ihre Kostbarkeiten durchschmecken. Jedesmal, wenn

es mir gemundet hatte, schmunzelte sie freundlich und einmal sagte sie:

„Du bist ein gutes, verständiges Männchen. Ich habe Dich von Herzen lieb und ich denke, wir werden recht glücklich zusammenleben, wenn wir erst unsren socialistischen Staat gegründet haben. So lange mußt Du freilich noch warten, bis ich Dir auch einmal ein Küßchen gebe. Ich halte Dich mit Absicht ein wenig kurz, mein gutes Herz! Um so besser schmeckt's nachher."

Sie warf dabei der anderen jungen Frau einen überaus schalkhaften Blick zu, der von dieser nicht minder schalkhaft erwidert wurde. Elise schien ihr also unser Abenteuer vom vergangenen Tage erzählt zu haben. Obwol ich nun eigentlich der Gehänselte war, so war mir doch sehr wohl dabei. Ich fand es gar zu verführerisch, so gehätschelt zu werden, wie ich denn von Klein auf von den Mädchen und Frauen vielverwöhnt wurde. Ich war in Folge dessen auch in diesem Abenteuer weit unschuldiger, als es mancher andere junge Mann gewesen sein würde. Verliebt war ich, aber trotz alledem spielte ich verhältnißmäßig harmlos.

„Theures Weibchen, entgegnete ich, Du bist zwar ein Schalk, hast mich auch ein wenig zum Narren und Dein Cicisbeo zu sein, dazu bin ich zu gut, das sag ich Dir von vornherein. Aber nichtsdestoweniger kannst Du mir glauben, daß ich gründlich in Dich verliebt bin aufrichtig und herzlich und nur Eines wünsche: Möchte recht bald Revolution werden, daß wir unsern Zukunftsstaat einführten und ich zum Ziele meiner Wünsche gelangte!"

Sie stutzte und ich sah plötzlich einen tiefen Ernst in ihrem Gesicht. Aber nur einen Moment. Dann lachte sie schon wieder freundlich, gab mir einen leichten Schlag auf den Mund mit der Hand und sagte:

„Männchen, Männchen! Artig sein! Nicht mit dem Feuer spielen! Nicht mit Revolutionen liebäugeln!"

Diese heiteren Worte stimmten mich sehr ernst. Ich dachte daran, wie sie vorgestern das Salz geschleudert hatte.

Unterdessen waren draußen die Arbeiter im Gastzimmer versammelt und saßen um den gedeckten Tisch. Die Wirthin hatte eine feine, weiße Tischdecke, die augenscheinlich nicht ihr Eigenthum war, auf den Tisch gebreitet, Löffel, Messer und Gabeln darauf gelegt, aber ich war verwundert, keine Teller zu sehen. Ich setzte mich mit an den Tisch neben den Schlosser. Wir sprachen von der gestrigen Volksversammlung und erwarteten unser gewöhnliches Essen. —

Da trat Elise in's Zimmer. Sie trug mit beiden Händen eine große, dampfende Schüssel und setzte sie vor uns mitten auf den Tisch. Es war eine reichliche Suppe, die einen würzigen Duft verbreitete. Die Arbeiter steckten ihre Köpfe darüber zusammen, betrachteten die Schüssel mit den innigsten Blicken und sahen Elise verwundert und mit dem größten Appetite an. Elise sagte:

„Meine Herren! Sie haben gestern Alle gehört, welch ein Elysium auf Erden herrschen werde, wenn erst gemeinsames Eigenthum Aller eingeführt ist. Welche Ersparnisse sind zu machen, wenn Viele ihr Eigenthum zusammengeben! Ich sehe nicht ein, warum wir, da wir so gemüthlich unter uns sind, diesen Staat nicht bereits jetzt gründen sollten. Ich bitte Sie mir ein Jeder vierzig Pfennige zu bezahlen, wie Sie es jeden Tag gewöhnt sind. Sie sollen sehen, was für Kostbarkeiten Sie dafür erhalten. Ich gründe hiermit den socialistischen Magenverein ‚Elisium' — Sie müssen wissen, meine Herren, daß das Wort von ‚Elise' sich ableitet — und ersuche Sie, meine Herren, sich zur feierlichen Eröff-

nung des Vereins von ihren Stühlen zu erheben und ‚Elysium‘ durch ein donnerndes Hoch einzuweihen.“

Die Suppe auf dem Tische duftete gar zu würzig, und es war daher kein Wunder, daß wir Alle feierlichtst uns erhoben und dreimal den socialistischen Staat, genannt „Elysium“ durch ein Hoch! gründeten.

Elise nahm vom Kleiderhalter die schwarze Mütze des Schlossers herab, wobei sie sich sehr zierlich auf den Zehen emporhob. Ich weiß, daß ich mit verlorenen Blicke sie beobachtete und mit leidenschaftlicher Zuneigung an dieser Gestalt hing. Sie bemerkte das sehr wol, und während sie um den Tisch ging und in die Mütze, die sie einem Jeden präsentirte, das Geld sammelte, streichelte sie mir leicht meine Haare von der Stirn zurück im Vorüberschreiten. Sie sagte lächelnd zu den Arbeitern.

„Meine Herren, beginnen Sie, essen Sie!“

Der Schlosser rief: „Teller her! Teller heranfahren! Es lebe die Republick Elysium!“

„Nein, sagte sie, Teller erhalten Sie nicht! Wir haben ja gemeinsames Eigenthum. Sie müssen Alle aus einer Schüssel essen, nicht nur die Suppe und den Braten, und das Gemüse und meinen schönen Kuchen, sondern auch den Wein müssen Sie direct aus der Flasche trinken und wehe! demjenigen, der ein Tröpfchen mehr ißt oder trinkt, als der Andere. Sollte Ihnen meine Mahlzeit zuviel werden, so theilen Sie. Sie wissen schon, was das heißt: ‚theilen‘. Sie nehmen mit nach Hause, was übrig bleibt. Aber wehe dem, der mehr nimmt, als der Andere. Was Dich anlangt, mein liebes Männchen, sagte sie zu mir, so darfst Du mehr essen, als die Andern, denn Du bist mein Aufpasser und mußt belohnt werden. Du giebst genau Acht, daß Keiner zuviel ißt. Wer es thut, muß aufhören zu essen und zusehen

Er wird aus Elysium ausgestoßen. Außerdem blickst Du von Zeit zu Zeit auf die Straße, ob kein Polizeidiener kommt, der uns verhaftet und unsren Staat authebt!"

Wir lachten Alle bei den letzten Worten und Jeder griff nach seinem Löffel, um zu essen. Ich fand mich sofort in mein Amt, spielte den Großknecht und commandirte Jeden zum Löffel und zum Eintauchen der Reihe nach. Während Elise in die Küche ging sagte sie noch: „Es ist Mocturlesuppe, meine Herren! Sollte sie aber versalzen sein, so ist allein die emancipirte Frau Schuld, die das Kochbuch geschrieben hat."

Wir begannen zu essen, aber schon nach dem ersten Löffel merkte Jeder, daß diese theure, kostspielige Suppe gründlich versalzen war.

„Hol der Teufel das Elysium! rief der Schlosser. Ich will mein Geld wieder haben. Da könnte man Hunde führen bis Bautzen, eh man diesen Salzsee hinterkriegt. Das reine Meerwasser!"

„Sie hat überhaupt eine Leidenschaft für's Salz!" rief ein Anderer und der Setzer sagte mit unheimlicher Miene: „Wissen Sie, meine Herren, es ist mir eigentlich schauerlich, daß wir von einer Frauensperson das Essen schmecken sollen, die im Irrenhaus gesteckt hat und noch nicht ganz richtig ist. Den Herrn Doctor nennt sie auch ihr Männchen. Ich lege meinen Löffel hin, ich esse nicht weiter."

Ich mußte im Stillen lachen über meine liebe, kluge Elise. Ich wußte, daß die anderen Gerichte besser sein würden und sagte:

„Meine Herren, im Schlaraffenlande mußte man sich auch durch einen Hirsenbrei durchfressen, eh man Milch und Honig fließen sah. Essen Sie, essen Sie! Es kommen bessere Dinge. Sie haben Ihr Ideal erreicht, der sociale Staat ist gegründet,

was thut da eine versalzene Suppe. Sie schärft nur den Appetit!"

Mit Ächzen und Krächzen war endlich die Suppe doch verzehrt und die jungen Frauen traten nun mit den Braten und den übrigen Kostbarkeiten herein. Der Wein wurde auf den Tisch gestellt, ich entkorkte eine Flasche nach der anderen und ließ sie um den Tisch wandern. Elise setzte sich zu uns und spannte aufmerksam, daß alle Schlücke und Bissen gleichgroß ausfielen. Trotz des primitiven Äußeren schmeckte das Mahl vorzüglich, denn alle ferneren Gerichte waren ausgezeichnet zubereitet. Als wir abgegessen hatten, saßen wir noch eine Weile beisammen, Elise sagte, sie sei bereit zweimal wöchentlich eine solche „Sitzung" des Elysium abzuhalten und die nöthigen Materialien zu liefern. Die Zeit der Arbeiter war schnell vorüber, sie mußten wieder in die Fabriken und als sie gingen, drückte Einer nach dem Anderen der gastlichen Frau die Hand und sie dankten schmunzelnd und vergnügt, obwol man Ihnen ansah, daß sie sehr nachdenklich geworden waren. Ich habe später erfahren, daß Mehrere im Laufe der Zeit aus der Parthei austraten und zur staatssocialistischen übergingen, zumal noch andere Ereignisse eintraten, die ein ehrliches Gemüth mit Schrecken erfüllen konnten. —

Als die Arbeiter fort waren, sagte Elise zu mir: „Du hast Deine Sache brav gemacht, guter Mann! Siehe, wie fleißig diese ehrlichen Leute sind. Nach dem Essen gleich wieder an die Arbeit! Du aber bist faul und träge, hast den ganzen Vormittag augenscheinlich Nichts gethan, Deine Studien bleiben liegen. Was wirst Du nun diesen Nachmittag anfangen?"

„Ach, liebes Weib, wenn man ein junger Ehemann ist, wie ich, wenn man ein so süßes, schönes, gutes Weib hat, wo soll dann die Lust zur Arbeit herkommen? Was werd ich

thun? Spazieren laufen werd ich und immer an Dich denken!"

„Nicht Weib nennen! sagte sie ernst und anmuthig zugleich. „Weibchen" erlaube ich Dir, denn da merkt man, daß wir wie artige Kinder mit einander spielen! Aber Weib ist viel zu ernst und edel!"

Ich mußte sie wohl mit einem glühenden Blicke angesehen haben, denn sie erröthete und schlug die Augen nieder. Sie sagte leise: „Wenn Du spazieren gehst, lieber Mann, so können wir ja einmal zusammen gehn, Ich wollte auch einen Spaziergang machen in's Rosenthal und muß immer so einsam und allein gehn. Ich bin ein armes unseliges Weib, es freut mich, daß Du mich lieb hast. Es haben mich wenige Menschen lieb gehabt, vielleicht Niemand. O, liebes Herz, die Menschen sollten mehr weinen, vielmehr weinen. Weinen sollte die ganze Welt!"

Wieder brach ihr die Stimme schmerzlich bei diesen Worten. Sie mußte wol sehr unglücklich sein und ich war von tiefem Mitleid erfaßt. Was mochte sie erlebt haben, daß sie so wunderlich, so gut, so leichtlebig und schmerzlich zugleich war? Ich sagte zu ihr mit aufrichtigem Gefühle:

„Meine liebe Frau Elise, wie gern will ich mit Ihnen spazieren gehn!"

„Nun, so kommen Sie!" Ich werde es ihr nie vergessen, daß sie mich in diesem Augenblicke „Sie" nannte. Was auch später geschah, ich muß sie für eine Reine, Edle halten und ich glaube, daß ich meiner Braut mit entsühntem Herzen gegenüber=treten darf.

Es war ein sonniger Frühlingsnachmittag draußen, als wir zusammen auf den vielverschlungenen Waldwegen des schönen Forstes und Parkes wandelten, der sich am Ufer des langsam gleitenden Pleißenflusses nach Connewitz hinzieht. Wir hatten unterwegs beschlossen nicht in's Rosenthal zu

gehen, sondern eben nach dieser Richtung. Hier hängen von dem grünen Damme, der öfters am Ufer des dunklen Wassers sich hinzieht, die Zweige der Weiden, der Tannen, der Laubhölzer weit über den Spiegel der langsamen Fluth. Kähne mit rüstigen Ruderern besetzt sahen wir hie und da an uns vorübergleiten und die Ruderer die Köpfe unter den Zweigen des üppigen, überhängenden Strauchswerks bücken. Aus dem Walde hörten wir den Kuckuk herüberrufen, zahlreiche Finken hüpften uns über den Weg, zwitscherten und sangen, und ich hatte meine herzliche Freude über die kleinen Wesen und über Elise, die sich so rein an den lieblichen Thierchen ergötzte. Ich konnte, während ich an ihrer Seite schritt und sie ihren Arm in meinen gelegt hatte, mit reiner Freude an meine Braut denken. Ich sah die Liebe deutlich vor mir und fühlte das schönste Frühlingsglück, als wäre Elise die Braut selber. Es war keine Leidenschaft in mir, sondern das ruhige, selige Gefühl, das kein Verlangen und keine Sehnsucht kennt, wie ich es zumeist bei meiner Braut empfand. Wir freuten uns an der Natur, am freundlichen Strahle der Sonne, an den gebrochenen Schatten, die das Laubwerk auf unsere Pfade warf, und so schweiften wir sorglos über die vorüberziehende Gegend hin. Es muß wol all das zusammen auch Elise mit einem großen Vertrauen zu mir erfüllt haben, denn sie plauderte zutraulich und einfach mit mir, meinte, wie große Freude sie habe an dem Einfall die Arbeiter zu bewirthen und welch köstliches Vergnügen es ihr bereitet habe uns schmausen zu sehen. Sie machte die anmuthige Bemerkung:

„Ich habe irgendwo gelesen, lieber Herr, daß in einer epischen Dichtung die Helden sehr gern äßen und tränken. Ich habe auch den Homer gelesen und das viele Essen seiner Freier ist mir gar hübsch und poetisch vorgekommen. Da glaubt man erst daran, daß diese Leute nicht nur Phantasie=

gebilde sind, sondern man glaubt, sie seien wirklich und leibhaftig da. Und leibhaftig muß ich Alles vor mir sehen, wenn mir eine Dichtung gefallen soll. Und darum glaube ich selber zu dichten, wenn ich meine Arbeiter füttere. Dann sehe ich sie erst leibhaftig vor mir sitzen, sie werden mir gewissermaßen plastisch, und darum glaube ich auch, daß ein erzählender Dichter Nichts Poetischeres thun kann, als z. B. unsere Socialdemokratie zu schildern. Sind diese Socialisten nicht die gebornen epischen Helden? Handelt es sich nicht darum die Magenfrage zu erörtern, gerade wie in der Odyssee? Ist es nicht ein Drang nach Wirklichkeit und Plastik, der diese Menschen beseelt? Und ist unsre Börsenwirthschaft und Actienschwindel nicht dagegen die Phantasterei, die imaginäre, idealistische Phantasterei, die nur verwirrte Köpfe macht? Wenn ich Jemanden ordentlich essen sehe, so glaub ich erst, daß er wirklich da ist und weil die Socialdemokraten ordentlich essen wollen, glaub ich auch, daß sie wirklichere Menschen sind und habe eine Sympathie für sie."

Ich lächelte, meinte aber: „Ich bin freilich ein nüchterner Mensch, der für Poesie wenig Sinn hat. Ich denke mir Andere dürften diese Dinge ernster und nüchterner betrachten!"

„Es ist mein voller Ernst!" sagte sie, indem sie plötzlich stehen blieb. Es war gerade eine Ruhebank in der Nähe. „Hier sind wir allein," fuhr sie fort. „Setzen wir uns dorthin! Sie sollen sehen, daß es mein Ernst ist, denn ich bin darüber wahnsinnig geworden. O, wenn Sie wüßten, wie elend ich bin!"

Ich folgte ihr beklommen. Wir setzten uns zusammen auf die Bank; sie kam so dicht neben mich, daß mir wieder die dunkle Gluth der Leidenschaft in's Antlitz schoß, sie nahm meine Hand in ihre, ließ sie in ihrem Schooße ruhen und erzählte mir ihre Geschichte folgendermaßen:

„Ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt, mein

lieber Freund. Es ist mir, als kennten wir uns schon lange Zeit. Sie haben sich als ein tüchtiger, gesunder Mann bewiesen. Ich bat Sie gestern um einen Kuß und es hat mich herzlich gefreut, daß Sie Ihre Person nicht ohne Weiteres den Wünschen einer frivolen, jungen Frau zur Verfügung stellen mochten. Es würde Ihnen auch schlecht bekommen sein, denn ich hätte Sie doch auf den Mund geschlagen im letzten Momente. Dann haben Sie am Abend mich als Cavalier aus einer unangenehmen Lage befreit, in die mich mein Leichtsinn versetzt hatte. Ich habe es meinem Manne erzählt, auch wie wir Abends heimgeschritten sind. Was aber noch wichtiger ist, Sie haben gestern mit mir den Unglücklichen, Wahnsinnigen herzlich bedauert. Ich werde es nie vergessen. Wir haben zusammen Wahnsinn gespielt, haben einen frevelhaften Scherz getrieben aus tiefen Schmerzen und schwerer Verwirrung. Ich weiß nicht, warum ich mich gerade wegen dieses gemeinschaftlichen Erlebnisses so sehr zu Ihnen hingezogen fühle. Vielleicht, weil ich auch im Irrenhause war, vielleicht auch, weil Sie eine Ausnahme von Vielen machen und gern unter den Arbeitern sitzen, die mir schon, ehe ich Sie kennen lernte, viel von dem trefflichen jungen Doctor erzählten, der nicht aus Hochmuth oder Neugierde, sondern aus reinem Menschensinne und Ehrfurcht vor der Arbeit unter sie ginge. Wie ich dazu komme als eine verheirathete Frau mich unter diese schwarzen Gesellen zu sètzen und ein kärgliches Mahl mit ihnen zu genießen? Warum ich im Irrenhause war? Sie werden eine recht absonderliche Geschichte gewiß vermuthen, eine Novelle vielleicht, die einem Dichter, der nach wunderlichen Erlebnissen jagt, Gelegenheit zur pikanten Darstellung giebt? Ach, nein, meine Geschichte ist sehr einfach und doch hat sie mich verrückt gemacht.

Wenn Sie wüßten, wie ich diesen Mann liebe, herzlich

liebe, aus tiefer Seele liebe! Wenn Sie wüßten, wie er mich liebt, leidenschaftlich und doch mit Achtung und Verehrung! Und doch haben wir keine Kinder und könnten sie haben! Nun, Sie sind ein ernster Mann und wissen vielleicht, was es heißt, mit jungem Blut, bei reiner Liebe verheirathet sein und doch nicht verheirathet zu sein. Und wie ist das Alles gekommen?

Als ganz junges Mädchen lernte ich einen Offizier kennen, einen Mann von seltener Schönheit. So wahr ich hier sitze, ich habe niemals zu ihm die geringste Zuneigung empfunden. Meine Eltern, die sehr vermögend waren, wollten durchaus, ich solle ihn heirathen. Er machte mir viele Besuche auf unsrem Gute, die ich kühl, sehr kühl geschehen ließ. Ich mochte ihn trotz seiner männlichen Schönheit nicht leiden, ich gestehe gern, er war mir zu schön, zu vornehm. Nicht nur mit ihm ist es mir so ergangen, sondern überhaupt mit den sogenannten schönen Männern. Eine gewisse Vornehmheit der angebornen Aristokratie, die ja Mancher hat, ist mir tödtlich verhaßt. Ich fühle mich dämonisch zurückgestoßen von derartigen Naturen, die mit dem höchsten Persönlichkeitsgefühl ausgerüstet sind, die wie Götter über die Erde schreiten, und doch keine Götter sind, die den Nacken so stolz tragen und die Locken zurückwerfen, daß ich, wenn ich sie nur sehe, den Teufel im Leibe habe und denke: Kopf ab! Sie nehmen vor allen Menschen den Hut so stolz, so tyrannisch ab, daß ich meine, es solle der Kopf mit abfliegen. Diese Leute sind wie Antonius und Cleopatra, die da sagen: Was wir thun ist geadelt dadurch, daß wir es thun. O nein, junger Mann, ich sage Ihnen, das ist es nicht. Ich könnte zwar auch so sagen, wenn ich daran denke, wie ich mit Ihnen verkehre, was man jeder Anderen sehr übel auslegen würde. Aber ich sage Ihnen, ich brauche es nicht zu sagen, daß meine Person

erst meinen spielenden Sinn adle, denn Niemand wird mir übel auslegen, was weder adelig noch unadelig, weder vornehm noch gering ist, weder edel noch gemein, sondern nur frei. So wird die Menschheit einst werden, wenn es möglich wäre sociale Unterschiede auszugleichen, wie ich bin: zwar weder edel noch gemein, aber gut, aber ohne Falsch, rein wahrheitsliebend. Er aber, ich meine mein schöner Offizier, war wol ein geborener Aristokrat wie Antonius und Cleopatra, aber bei aller inneren und äußeren Lebensschönheit fehlte ihm der naive, reine Wahrheitssinn, der demokratische Sinn der Wahrheit. —

Alles Andere kann ich Ihnen kürzer erzählen. Ich sollte ihn also heirathen, mochte ihn nicht. Er fühlte sich sicherlich tief beleidigt; aber er spielte eine Komödie, als er ausblieb, er log einen interessanten psychologischen inneren Vorgang, der es endlich ermöglichte, daß sein großes Selbst von mir abließ und eine Andere nahm. Er hat mir es sogar in einem langen Briefe sehr selbstgefällig auseinandergesetzt. Jetzt lernte ich meinen Mann kennen und wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn herzlich liebte und noch liebe, so wissen Sie, daß er ein tüchtiger Mann sein muß. Meine Eltern, die kurze Zeit nach einander starben, hinterließen mir als reiche Hochzeitsgabe ein schönes Gut. Wie glücklich war ich, nachdem sich der Schmerz um die Eltern gelegt hatte, es mit meinem Manne zu bewirthschaften. Es lag am Ufer des Rheines, wir hatten einen Weinberg und Alles, was das Herz begehrte. Im Ehecontract drang ich darauf, daß er als Eigenthümer und Herr alle Rechte haben müsse, daß wir ganz gemeinsames Eigenthum haben sollten. Auch er hat Vermögen zugebracht; er hatte die Absicht davon auf unsrem Grundstück eine Fabrik zu erbauen.

Er war, wie ich wenige Tage vor der Hochzeit erfuhr,

ein Freund meines aristokratischen Officiers gewesen, den er leidenschaftlich verehrte. Er hat so viel Sinn für Alles Schöne, mein Mann, er ist so leicht bestochen. Nach der Trauung frug er mich, ob ich denn gar keine Zuneigung zu seinem Freunde gehabt. Als ich das verneinte, wollte er es erst nicht glauben, er redete mir zu, daß es ihn nur freuen würde, wenn ich jenen vortrefflichen Mann geliebt hätte, und als ich hartnäckig blieb, sah ich, wie er tief betreten wurde. Was soll aus uns werden! sagte er Abends. Kann man so sehr das Vortreffliche verkennen? Ich fühlte, daß er eine dunkle Abneigung plötzlich gegen mich gefaßt haben müsse. Wenn ich Ihnen sage, daß ich in Folge dessen ein viertel Jahr lang eine junge Ehefrau war, die aber nicht Frau war, die diesen Mann herzlich liebte, so werden Sie meinen Zustand begreifen.

Und nun trat die Katastrophe ein. Er wurde, vielleicht aus Unruhe, als unbefriedigter Ehemann, von einem Sinne ergriffen, der kein Genüge an Haus und Hof fand. Er fing an mit seinem Gelde zu speculiren, gewann und verlor in allerhand Börsenunternehmungen und kam endlich auf den Gedanken unser Gut zu verkaufen. Ich war zu stolz „Nein" zu sagen, das Gut wurde verkauft, ich hatte nicht Grund noch Boden mehr und da verlor auch mein Geist seinen Grund, ich wurde wahnsinnig, von leidenschaftlichem Wahnsinn ergriffen und es blieb nichts Anderes übrig, als mich in einer Irrenheilanstalt unterzubringen. Dort bin ich über ein Jahr lang gewesen. —

Man entließ mich endlich als geheilt — ob ich es bin? Ich glaube es nicht. Ich kann wol ganz vernünftig mit Ihnen reden, lieber Freund, aber wie ein Vogel, den man nach Jahre langer Gefangenschaft in's Freie läßt, erst das Fliegen wieder lernen muß, wie er immer nur ein Stückchen

flattert und sich in dieser wunderlichen Welt nicht zurecht findet, so ist auch mir zu Muthe. Freilich komme ich mir vor wie ein neugebornes Kind, die Welt ist mir gar merkwürdig und wunderlich aber ach! Sie wissen nicht, wie schwer mir meine Zeit auf's Herz fällt. Ich komme mir auch vor wie eine Eidechse, die das Schwänzchen verloren hat, es wächst wol wieder, aber ach! man kennt sie doch. Und da husche ich nun herum und sitze wie der entflatterte Kanarienvogel unter den Spatzen. Ach, es ist ja Wahnsinn, daß ich Ihnen all das erzähle! —

Mein Mann — ist er vernünftig? Er hat unser Vermögen in jener Zeit verdoppelt durch großcapitalistische Unternehmungen aller Art. Er hat Glück mit seinen Speculationen, er ist hierher gezogen mit mir, als ich wieder gesund war, damit ich andre Menschen kennen lernen sollte, damit mir die geistige und körperliche Luftveränderung wohlthue. Aber ich kann nicht mit ihm zusammen essen, je mehr er Geld verdient durch die Phantasterei der Börse, die ich nicht fasse und verstehe, desto mehr wurmt mich jeder gute Bissen. Ich denke an die Armen, an die Elenden, denke wie Andre arbeiten müssen und kärglich dahinleben, während er phantasirt und speculirt. Und das Schlimmste ist, er liebt mich gegenwärtig mit einer Leidenschaft und ich kann ihm Nichts gewähren! Ich bitte ihn: laß uns noch ein Jahr warten, ich bin noch nicht gesund. Soll ich Dir Kinder gebären, die Anlagen haben zum Wahnsinn? Er erschrickt, er fügt sich, läßt mich gewähren und so leben wir nun dahin nebeneinander. Er hat gesagt, er wolle wieder ein Gut erwerben, aber was frommt das mir jetzt? O mein lieber Freund, ich bin sehr unglücklich. Warum kann ich das Elend dieser Zeit nicht vergessen, warum muß ich nun weinen wie ein Kind über unsre socialen Verhältnisse, die im Grunde doch nicht so schlimm sind? Sehen

Sie, ich bin noch immer nicht geistig gesund, es gährt in mir, wie's in der Zeit, in unsren Verhältnissen gährt und doch zu keinem Ziele kommen will. Es ist frevelhaft es zu sagen, aber es ist wahr: Wo man hinsieht, treffen die Leute nicht, die Attentäter treffen nicht, aber auch geistig ist mir's, als fehlte den Menschen die rechte Zielkraft und wenn sie treffen, was kann es Anderes werden, als eine robuste, dumme, unehrliche, elende Explosion, wie es der Massenmörder in Bremerhafen that?"

Ich hatte Elise schweigend angehört. Gewiß würde jeden Anderen, jeden Edlen bei dieser wehmüthigen Erzählung der Frau Achtung und Ehrfurcht gefaßt haben. Warum mußte gerade ich verflucht sein, daß eine unsägliche Leidenschaft für sie mich während ihrer Rede faßte, daß ich sie jeden Augenblick hätte umfangen mögen, daß mein Herz klopfte und ich, von heißer Liebe übermannt, ihr zu Füßen hätte sinken mögen? Und während ich nun mit mir selber kämpfte und, beklommen in den widersprechendsten Gefühlen, schweigend neben ihr saß, hörte ich plötzlich laut und heiter von drüben den Kukuk seinen Ruf durch die stillen Wipfel entsenden. Ich dachte sofort wieder an meine Braut, denn wie oft hatte ich so mit ihr gesessen in dem schönen waldigen Grunde bei ihrer Heimathsstadt, wie oft hatte ich meine Hand in ihrer gehabt, wie Elise jetzt die Meine hielt, wie oft hatte ich den Kukuk rufen hören zu unserm Glücke. Im Kampfe meiner Gefühle mußte ich schmerzlich vor mich hinsehen, meine Stimme zitterte vor Leidenschaft, als ich laut vor mich hinsagte:

„Wenn sie das ahnte! Wenn das meine Braut wüßte! Meine Braut! Aber der Kukuk ist ein Schalk, der seine Jungen der Grasmücke in's Nest legt!"

Elise ließ meine Hand fahren und sah mich betroffen

an. „Was ist Ihnen, lieber Freund!“ Sie schien keine Ahnung zu haben von dem, was in mir vorging, denn sie blickte mich nur mit dem Ausdruck reiner Verwunderung an. „Wie wunderlich Sie sind!“

Ich wußte nicht, was ich that. Ich nahm ihre Hand, küßte sie leidenschaftlich und sagte: „O, wenn Sie meine Braut kennten, liebe, liebe Elise! Wenn Sie Ihr die Geschichte Ihres Lebens, Ihre Gefühle anvertraut hätten, wie herzlich würde sie Ihnen Trost zugesprochen haben, wie würde sie Sie verstehen und Ihnen eine treue Freundin sein, die Sie lieben, anbeten, leidenschaftlich lieben würde! Wie kann ich Sie trösten, wie kann ich Ihnen helfen —!“

Ich habe keine Ahnung von dem, was in Elisens Seele vorgehen mochte, aber ich sah, daß sie gar angenehm überrascht war zu hören, daß ich Bräutigam sei. Sie blickte mich anmuthig, schalkhaft, freundlich, ja, mit einem gewissen drolligen Stolze an und sagte:

„Sehen Sie, wie recht ich that, Ihnen mein Erlebniß zu erzählen und mein Herz auszuschütten. Ein Bräutigam vermag ruhig zuzuhören, er ist gebunden, er ist ungefährlich und man kann ihn herzlich lieb haben, während andere junge Männer eine junge Frau nicht verstehen würden, wie ich Eine bin. Ach, wie reizend ist das! Lassen Sie sich nur auch einmal von oben bis unten ansehen! Ein Bräutigam! Ein verliebter, junger Mann! Wie gut Sie mir gefallen!“

Sie war aufgestanden, stellte sich vor mich, und sah mich mit den freundlichsten Blicken von der Welt an, die das reinste Entzücken ausdrückten. Ich wurde feuerroth und sie bemerkte das wol, lachte und sagte: „Sehen Sie, das steht einem Bräutigam gar gut an! Man möchte diese feuerrothe Wange küssen! Sitzt er doch da, stolz wie ein Monarch in seinem purpurnen Königsmantel, in den die reine und

edle Seele sich einhüllt! Wie schön ist es, Bräutigam zu sein! Wie schön auch, Braut zu sein. Erzählen Sie mir von Ihrer Braut; sie muß ein treffliches, vorzügliches Mädchen sein, da sie von Ihnen geliebt wird und da sie diesen trefflichen Mann lieb hat!"

Ich hätte stöhnen mögen bei diesen Worten, so verwirrt war ich in dunkler Leidenschaft für sie. Sie setzte sich wieder neben mich und bebend, leidenschaftlich rief ich:

„O wenn Sie wüßten, welch ein Mädchen sie ist! Wie rein, wie edel, wie gut, wie klug, wie schön! Seit meinem fünfzehnten Knabenjahre liebe ich sie, wir haben schon als Kinder zusammengespielt, sind im Garten die treusten Spielgenossen gewesen. Unter Zweigen machten wir uns ein Häuschen zurecht schon als ganz kleine Kinder. Wir spielten zusammen Mann und Frau; ich führte sie am Arme, und stolzirte mit ihr einher, daß Eltern und Verwandte uns lächelnd zusahen. Sie sagte zu mir: ‚Mein lieber Mann!' und ich sagte: ‚Was wünschest Du, meine liebe Frau?' und so haben wir eine selige Jugend zusammen verlebt!"

Elise unterbrach mich: „Wie reizend! Gerade, wie wir Beide in diesen Tagen zusammen gespielt haben. Habe ich Sie nicht auch mein Männchen genannt?"

Leidenschaftlich fuhr ich fort: „Aber aus dem Spiele wurde Ernst, bittrer Ernst! Als wir größer wurden regte sich bei mir schon wirkliche Liebe. Man ließ uns nun wohlweislich nur selten zusammen. Ich habe viel darunter gelitten! O wenn Du wüßtest, Elise, was ich leide! Bitterlich hab ich gelitten schon als sechszehnjähriger, siebzehnjähriger, wenn ich von ihr getrennt war. Und sie wurde immer schöner, immer lieber, immer edler, liebe Elise, und ich liebte sie leidenschaftlich. Als ich zwanzig Jahr alt war, gestatteten Eltern und Verwandte die Verlobung. Seit dieser

Zeit sind wir Braut und Bräutigam — o, wenn Du wüßtest, — wenn Sie wüßten, Elise, wie ich nach ihr mich sehne. Und ich habe so redlich gearbeitet, um bald Stellung zu finden, um einen eigenen Heerd zu gründen und die Süße, Liebe heimzuführen. Wie ich mich sehne mit ihr vereinigt zu sein — o, welche Seligkeit, wenn wir verheirathet sind, Frau Elise!"

Ich erschrak über den Doppelsinn meiner eigenen Worte, stockte und brütete dumpf vor mich hin. Elise sagte einfach und traurig:

„Armer Junge! Wir sind eigentlich Leidensgenossen! Du stirbst vor Sehnsucht hin um Deine liebe Braut, und was hat mich einst wahnsinnig gemacht, als der verheirathete Brautstand? Wir müssen nun recht zusammenhalten, mein lieber Freund! Ich habe einen sehr hübschen Gedanken! Wie wäre es, wenn ich Dir Deine liebe Braut ersetzte, während Du hier in Leipzig bist? Erst haben wir ein wenig Mann und Frau gespielt, aber ich wußte nicht, daß Du eine Braut hast. Hätte ich das gewußt, so würde ich Dir gleich gesagt haben, daß sich das nicht recht schicke. Aber da Du ein Bräutchen in der Ferne hast, wie wäre es, wenn Du mich statt dessen als Dein Bräutchen annähmest? Es ist auch viel unschuldiger, denn ein rechter Bräutigam muß hübsch zurückhaltend und artig sein, darf sich nicht zuviel herausnehmen und muß fein sittsam handeln und reden und denken. Gelt? Jetzt spielen wir Braut und Bräutigam und wollen als sittiges Liebespärchen weiter wandeln."

Sie stand auf und sah mich gar lieblich an. Merkwürdig, es war mir wie ein Wort der Erlösung, was sie sagte! In meiner dumpfen, leidenschaftlichen Beklemmung war mir es, als ob in diesem Spiele der Ariadnefaden mir gereicht würde, der mich aus dem Labyrinth meiner

wahnsinnigen Leidenschaft für die einzige, herrliche, liebliche Frau herausleiten könnte. Ich erhob mich, ich konnte lächeln und sagte:

„Mein allerliebstes Bräutchen, mein Engel, laß uns in dieser schönen Frühlingsluft weiterschreiten und spielen und heiter sein, wie die seligen Schatten im Elysium auf der Asphodeloswiese. Das Leben ist so schwer, meine Liebe! Uns faßt die finstere Leidenschaft ohne unsre Schuld und quält und drückt uns und bringt uns in die Schuld, daß wir als armselige Sünder vor Gottes reichem Himmel stehen und darbend unser Dasein beklagen. Uns faßt der Schmerz, das tiefe Elend der Zeit, uns faßt ein wunderliches Spiel der Charaktere und wirft uns in das Haus des Wahnsinns. Aber im Elysium ist's selig. Wir spielen wie die Kinder unser Leid hinweg, wir lachen und streifen durch den Hain, wir verklären diese Erde zu einem Paradiese und träumend wie die seligen Schatten ziehen wir dahin!"

Sie legte nach diesen Worten ihren Arm in meinen und wir schritten in der wunderlichsten Stimmung weiter. Ein Finke hüpfte vom nächsten Zweige aus auf den Weg und zwitscherte melodisch uns entgegen, wippte mit seinem Schwänzchen, flog wieder auf, flatterte ein Stückchen vor uns her, setzte sich wieder nieder und zwitscherte von Neuem. Wieder flog er auf, als wir näher kamen und wiederholte dies Mannöver unaufhörlich, indem er hie und da mit seinen klugen Äuglein uns sehr schalkhaft anblickte. Über uns rauschten die Blätter der Bäume, eine schmeichelnde Frühlingsluft webte um uns und in verzauberter Stimmung schritten wir dahin. Es war mir, als müsse ich träumen und als habe ich in diesem Traume zugleich die Furcht, daß meine sonderbare Seligkeit plötzlich aufhören und ein schauerlicher Traum mich in Verzweiflung einherjagen werde. Sie sagte zu mir:

„Mein Geliebter, mein lieber Bräutigam, siehe, wie schön ist diese Welt! Ist's nicht, als weilten wir im Paradiese? Wie der Fluß langsam an uns vorübergleitet, so heiter fließt uns die Zeit dahin und wie der Finke quinquillirend vor uns herhüpft, so zieht die frohe Hoffnung unsrer Zukunft uns voran. Wie er singt, der kleine, kluge Schelm! Gewiß hat er auch ein Bräutchen, das in der Richtung wohnt, wo wir hinziehen und da wird's ihm freilich leicht unser Pfadfinder zu sein!"

„Meine liebe Braut, sagte ich — und es war mir dabei so eigen, als spräche ich wirklich mit meiner Braut — wie wunderlich mir ist mit Dir einherzuschreiten! Ist mir's doch, als sähe ich Dich in Deiner Heimathstadt im Gärtchen sitzen vor Deinem Hause und sehnsüchtig und liebevoll an mich gedenken. Und Du bist auch dort, denkst gewiß jetzt an mich und doch schreitest Du zu gleicher Zeit neben mir einher, und ich kann den Jugendschein des Lebens, den Lenz unsrer Liebe mit vollen Zügen in Deiner süßen Gegenwart genießen. Liebchen, so bist Du nun Dein eigener Doppelgänger, keine Zeit und Ferne mag uns trennen, wie andere Liebende. Wir sind einander fern und doch nah."

Und während ich dies sagte, blickte ich immer dem Finken nach und — als ob ich träumte, oder wahnsinnig geworden wäre — glaubte ich aus dem Auge des Vögleins die Seele meiner Braut herauszulesen und es war, als flattere sie vor mir her. Elise aber versetzte:

„Mein gutes Schätzchen und Herz, das wundert Dich, daß ich Dir fern und nahe bin zugleich? Bin ich denn nicht Deine Braut? Wenn ich fern von Dir bin und im Heimathgärtchen sitze und sehnend Dein gedenke, was frommt es Dir? Bin ich nicht so gut wie eine Todte für Dich?!

Wenn ein unerbittlicher, weiter Raum uns trennt, sind

wir denn dann noch wirklich für einander da? Ist's nicht allein die Erinnerung und die liebende Phantasie, die uns für einander erhält, wie wir geliebter Todter und Verstorbener gedenken? Bin ich nicht, weil ich Dir fern bin, auch in tiefster Seele Dir fremd? Und bin ich nicht erst dann, wenn ich Dich nahe an meinen Busen drücke und an meiner Wange die Deine fühle, auch tief verwandt? Aber die guten Götter, die uns in Elysium versetzt haben, wollen nicht, daß wir einander fern und fremd seien, wir Schatten, wir bangen Menschenkinder. Und darum bin nun ich, zwar in anderer Gestalt Dir nahe und verwandt und Du fühlst Dein treues Bräutchen an Deiner Seite und bist nicht einsam in dieser weiten Welt. Und was, liebes Herz, thut die Gestalt? Wir sterben ja Alle, wir wechselnden Gestalten und doch sind wir Alle, Alle Eins. Auch das Vöglein da ist Eins mit uns!"

Sie blickte sinnig vor sich hin, sie schien mir verklärt. Ich bin nicht umsonst ein Schüler der Philosophie, ich empfand ihre Gedanken tiefverwandt nach. War es doch dieselbe Idee der Einheit Aller, welche dem socialistischen Triebe zu Grunde liegt und selbst den Besitz zum Einigen, Gemeinsamen schaffen möchte. Ich war im Elysium.

Auf einmal lächelte sie: „Ei, ei, Herr Bräutigam, galant seid Ihr nicht gerade! Nicht ein einziges Blümchen pflückt er seiner Braut und es blühen deren am Raine so viele!"

Ich schritt auf den Wiesenrain, bückte mich und pflückte ihr ein Sträußchen Vergißmeinnicht, Primeln, Glockenblumen, was ich am Wege fand. Dann trat ich wieder zu ihr hin und sagte:

„Da, Liebchen! Ein schönes Sträußchen! Was bekomme ich dafür?"

„Was ein artiger Bräutigam in Gnaden verdient hat!" sagte sie schalkhaft.

Ich zögerte sie zu küssen; sie schien es auch erwartet zu haben und sagte: „Siehst Du, das ist Recht von Dir! Wenn der Bräutigam hübsch zurückhaltend ist, dann wird die Ehe glücklich und gesund. Und wie freue ich mich auf unsre Verheirathung! Freust Du Dich auch ein wenig? Das Sträußchen aber darfst Du küssen und darfst es mir auch am Busen befestigen!

Ich küßte die Blumen feurig, legte einen Arm um ihre Schulter, zog sie Etwas an mich heran und befestigte ihr mit der freien Hand die Blumen über der Brust. Sie erröthete aber doch heftig dabei, strich sich schnell mit der Hand über die Stirne und sagte: „Mein allerliebster Herr Bräutigam, zukünftiger Gatte und Eheherr, ich bin vielleicht Etwas zurückhaltender, als andere Mädchen gegen ihre Liebhaber, aber ich sehe auch, daß ich bei Dir auf meiner Hut sein muß, denn Du hast gar große Lust ein unartiger, junger Mann zu sein!"

Wir gingen weiter und gelangten unter manchem anmuthigen Scherze, den ihr unerschöpflicher Geist ersann, nach Connewitz. Dort ruhten wir uns aus und als wir an die Heimkehr dachten, schlug ich vor in einen Kahn zu steigen und auf dem Flusse zur Stadt zurückzurudern, da ich nicht unerfahren in dieser Kunst bin. So geschah es denn auch, es wurde ein Fahrzeug gemiethet, Elise setzte sich mir gegenüber und ich ruderte sie im Dämmerscheine heim. Der Mond war aufgegangen und blickte mit milden, schwankenden Lichtern durch die Lücken des überhängenden Strauchwerks auf uns herab. Ich mußte auf Elisens Wunsch eine Wettfahrt mit den übrigen Kähnen machen, sie wolle den Stolz haben, daß ihr Bräutigam überall der Erste sei; es gelang mir Alle zu überholen, wofür ich reichlichen Beifall erndtete. Sie spritzte mich hie und da mit einer kleinen Ladung Wasser in's Ge-

sicht und neckte mich auf alle mögliche Weise, wie eine verliebte Braut. Ich begleitete, als wir in der Stadt angekommen waren, Elise bis an ihr Haus. Beim Abschied sagte sie:

„Da Du mein lieber Bräutigam bist, so ziemt es sich auch, daß Du mir hie und da einen Besuch in Ehren machst. Ich lade Dich also herzlich ein uns zu besuchen. Auch mit meinem Herrn und Gatten möchte ich Dich gern bekannt machen. Er wird sich freuen, seinen Doppelgänger kennen zu lernen. Solltest Du aber in diesen Tagen an Deine liebe Braut schreiben wollen, so sage ihr: ich ließe mich herzlichst selber grüßen."

Sie nickte mir anmuthig zu und ging hinauf. Mir selbst verloren und dieser Welt verloren schaute ich ihr nach. —

Es war eigenthümlich, daß ich mehrere Tage nach diesem traumartigen Erlebnisse gar kein Bedürfniß fühlte Elise wiederzusehen. Meine wunderliche und momentan fast wahnsinnige Leidenschaft war eigenthümlich gemildert, wenn ich mir Elise als meine Braut dachte. Ich war ganz Herr meiner Selbst und weil ich es war, vermied ich nach unsrer Arbeiterschenke zu gehen und Elise aufzusuchen. Ich schrieb in dieser Zeit jeden Morgen einen Brief an meine Braut, die mir heiter entgegnete, diese Sündfluth von verliebten Briefen scheine ja fast darauf zu deuten, daß irgend wo in der Welt die Menschen große Sünder geworden sein müßten. Ahnte sie Etwas, daß es mit meinem Herzen nicht richtig bestellt sei? Ich legte mir die Frage vor, ob Elise wol meine so plötzlich erwachte Leidenschaft geahnt habe, ob sie deßhalb wol so freundlich mit mir spiele, um den Effect zu erreichen, den sie wirklich vorläufig erzielt hatte: nämlich mich auf die zarteste Weise zu kuriren? Oder scherzte sie sich ihr eigenes Weh hinweg? Ich vermochte es nicht zu entscheiden.

Ich traf in jenen Tagen, da ich Elise mied, einmal unsren Schlosser auf der Straße. Er sagte mir, die Frau Elise werde immer närrischer. Jetzt habe sie einen neuen Einfall. Sie spräche immer davon, daß sie einen Bräutigam habe, mit dem sie nächstens Hochzeit feiern werde. Man wisse nicht, ob es Ernst oder Scherz sei, und was sie eigentlich wolle. Sie habe übrigens schon zweimal wieder für die Gesellschaft Elysium gekocht und eine kleine Gasterei veranstaltet. Und weil sie so eine nette Person sei, müsse man ihr schon nachsehen, wenn sie im Übrigen nicht ganz richtig sei. Sie hätte schon im Voraus die ganze Gesellschaft Elysium zu ihrer Hochzeit eingeladen, die sie demnächst in unsrer Schenke feiern wolle. Sie habe gesagt, es werde diese Hochzeit ein Beispiel werden für den zukünftigen socialistischen Staat, wo die Frauen Gemeingut sein würden, wo jeder Mann mehrere Frauen, jede Frau mehrere Männer haben und die sogenannte freie Liebe und Ehe herrschen werde. Und das werde so eingerichtet, daß Alle untereinander verheirathet, standesamtlich und kirchlich getraut würden. Sie habe gesagt: sie sei ja bereits verheirathet, aber sie habe nun auch einen neuen Bräutigam dazu, dem sie sich in unsrer Gesellschaft wolle antrauen lassen. —

Am anderen Morgen erhielt ich vom Briefträger zwei Briefe ausgehändigt, der Eine trug die mir wohlbekannte Handschrift meiner Braut. Er lautete:

„Liebes Herz, nur in der Eile diese wenigen Zeilen. Ich hätte ja den ganzen Tag zu schreiben, wenn ich Dir eingehend auf die Hochfluth von Liebe und Liebesbriefen antworten wollte, mit der ich von Dir lieben, einzigen Schatze begabt werde. Es ist, als wenn ein Erdbeben in Aussicht wäre oder irgend wo stattgefunden hätte, so kommt die Hochfluth von Briefen über mich arme, verlassene, ferne

Küste herein. Darum für heute nur, daß ich Dich herzlich liebe wie immer und ich denke, das sagt Dir genug. Es heißt zwar, daß alte Liebe nicht roste; aber die Chemie hat mich in meiner Mädchenschule im hohen Voigtlande belehrt, daß das Eisen, wenn es lange an feuchter Luft liegt, oxydire, d. h. sich mit Sauerstoff verbinde. Bekanntlich besteht die Luft aus Stickstoff und Sauerstoff. Du siehst, mein Herz, wie gelehrt wir Töchter des deutschen Reiches, speciell des klugen, lieben Sachsenlandes sind. Wir wußten als Mädchen von vierzehn Jahren mehr Physik und Chemie, als Ihr junge Burschen als Oberprimaner. Und wer hat ein besseres Gedächtniß für Geschichtszahlen und Chronologie? Du, oder ich? Soll ich Dir beim Examen helfen und zuflüstern? Im Übrigen brauchst Du keine Angst zu haben; ich verstehe auch die Chemie der Küche. Liebes Herz, wie schön wird's, wenn ich erst für Dich kochen darf. Seid froh, ihr junges Mannsvolk aus dem Reiche! Wozu wollt ihr dumme Frauen haben? Wir Reichstöchter haben Etwas gelernt und können würdig neben unsren Männern stehen wie die Weiber der alten Germanen. Gott schütze Dich, mein Engel. Immer die Deine."

Ich mußte den Brief herzlich küssen. Es war ja meine liebe Braut, wie sie leibte und lebte, wie ich sie liebte, anbetete, verehrte. Ich betrachtete den zweiten Brief, der mit einer zarten, etwas unsicheren Frauenhand geschrieben war. Es waren wunderliche Gefühle, als ich las:

„Süßer, geliebtester Bräutigam! Hast Du Deine Elise ganz vergessen? Was meidest Du mich? Glaubst Du ein Bräutchen habe keine Sehnsucht? Warum besuchst Du mich nicht? Und doch wollen wir bald Hochzeit feiern, denn es ist nicht gut, daß ein Brautstand zu lange dauere. Freilich muß ich Dir Eines sagen. Du weißt, es hat Dir einst ein

junges, adeliges Mädchen in Deiner Heimathstadt den Hof gemacht, ich meine adelig durch ihre aristokratische Person. Du sagst, daß Du sie schon seit Deinen Kinderjahren kennst. Auch ich habe sie gekannt und herzlich, leidenschaftlich als treue Freundin verehrt. Hast Du sie wirklich nicht geliebt? Ist es wirklich wahr, daß Du Dich dämonisch von ihr zurückgestoßen fühlst? Ist es wahr, daß Du sie hassest nur wegen ihrer Schönheit? Woher kommt Deine Abneigung gegen die aristokratischen Mädchen und Frauen? ‚Kann man so sehr das Vortreffliche verkennen?‘ O liebes Herz, wenn Du meine treuste Freundin nicht lieben kannst, wie kannst Du dann mich im letzten Grunde lieben? Ich bitte Dich, suche mich auf, sage mir, daß Du sie liebst, laß uns unsre Hochzeit feiern. Schon sind die Hochzeitsgäste Alle geladen, mein Kranz ist bestellt, mein Hochzeitskleid ist fertig. Mit Schmerzen harret Dein: Deine Braut, Deine Elise."

Ich gestehe, daß ich von tiefem Mitleid mit der armen, jungen Frau ergriffen wurde, die ihr eigenes, bitteres Schicksal in dieser Weise parodirte. Wenn ich mich frage, welches Gefühl in mir die Oberhand hatte, als ich nach der Lectüre dieser Zeilen beschloß Elise wieder aufzusuchen in der Voraussicht, daß unser Spiel nun so fortgehen werde, so ist mir zunächst die Empfindung aufrichtiger, rein menschlicher Theilnahme und tiefen Mitleids in der Erinnerung. Freilich mochte wohl darunter, wie die feuerflüssige Masse des Erdkerns unter der festeren Lava, die dunkle, verderbliche Leidenschaft sich verbergen. Wenigstens sollten mich die Ereignisse es späterhin selber lehren, wenn ich jetzt noch vielleicht mir selbst Etwas vorlog.

Als ich zu Mittag in die Schenke trat, wo unsre Arbeiter beim gewöhnlichen Mahle nebeneinander saßen, fand ich Elise mitten unter ihnen. „Kommst Du endlich, liebster Bräutigam?"

rief sie mir heiter entgegen. Meine Herren, sagte sie zu den Arbeitern: Hiermit stelle ich Ihnen meinen socialistischen, allerliebsten Bräutigam vor. Ist er nicht der wahre Bürger des socialen Staates? Ist er nicht wie geschaffen zur freien Liebe und Ehe?"

Ein schallendes Gelächter der Arbeiter empfing mich nach diesen Worten. Es lag viel Spott in diesem Lachen, aber auch einige versteckte Beschämung der Leute selbst. Der Schlosser sagte:

„Prosit, lieber Bruder! Gratulire zur Mormonenbraut! Es ist Schade, daß der mormonische Salzsee nicht in der Seestadt Leipzig liegt! Wir könnten eine große mormonische Mocturtlesuppe aus dem ganzen See machen!"

„In dem Sie als gekochte, schwarze Schildkröte herumschwimmen würden!" entgegnete ich ein wenig geärgert. War es nun ein Wunder, daß ich erst recht die Rolle des Bräutigams spielte, um dem Spott der Arbeiter Etwas entgegenzusetzen? Ich sagte zu Elise:

„Allerliebstes Bräutchen, wie froh bin ich Dich wieder zu sehen in Elysium. Ich habe viel an Dich gedacht, immer von Dir geträumt, Deinen süßen Brief wohl hundertmal geküßt und an's Herz gedrückt. Glaubst Du mir, daß ich vor lauter Sehnsucht mich nicht getraute zu Dir zu kommen? Denn wie soll ich es in Deiner Nähe aushalten vor Liebe und Leidenschaft, ehe wir getraut und vereinigt sind. Laß uns recht bald Hochzeit feiern, ich sehne mich herzlich darnach!"

„Liebster, allergerechtester Herrgott, sagte der Schlosser mit komischer, parodistischer Rührung. So eine Liebe findet man ja nur noch in Geschichten! Da denkt man ordentlich: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß. Meine Augen zwinkern mir ordentlich vor Rührung über so eine Liebe!"

„Natürlich, sagte Elise, daß er an Feuer und Kohlen denkt! An was soll auch eine Schlosserseele Anderes denken! Was wetten Sie, Meister, daß dieses Volkslied von einem sentimentalen Schlosserjungen herrührt, der in eine spröde Schöne verliebt war, eines schönen Tages ein glühendes Eisen bearbeitete, dabei an seine Braut dachte und daneben hämmerte und sich die Finger verbrannte?"

In dieser Weise spottete sie ziemlich erregt fort, als wäre sie durch den Spott des Schlossers über unser bräutliches Verhältniß beleidigt. Sie sagte allen Ernstes: „Wie können Sie über ein so reines, edles, sinniges Pietätsverhältniß zweier Liebender einen solchen thörichten Schlosserspott loslassen?"

Nicht nur in diesem Momente, sondern auch an den folgenden Tagen stellten wir Beide nun Braut und Bräutigam vor den Arbeitern dar mit allen Scherzen. Wir streichelten uns sogar, und schmiegten hie und da flüchtig die Wange aneinander. Es war kein Wunder, daß meine Neigung in diesen Tagen zu Elise von Neuem aufloderte. —

Endlich war der Tag der Hochzeit nach Elisens Bestimmung herangerückt. Auf einen Sonntag hatte sie uns Alle in unsre Schenke geladen, damit die Arbeiter nicht verhindert wären bereits in den früheren Vormittagsstunden zu erscheinen. Und in der Neugier, wohin diese wunderliche Komödie führen solle, waren sie auch Alle erschienen, um den „Jux" anzusehen. Auf Elisens wiederholte Bitte hatte ich mich in meinen feinsten Sonntagsstaat geworfen, hatte weiße Glacéhandschuhe angezogen, mit einem Frack und Cylinder mich bekleidet. Als ich in diesem feierlichen Kostüm in unsrer Kneipe ankam, wurde ich durch die Wirthin empfangen, die mir sagte, daß Elise im schönsten Brautkleide im Wohnzimmer der Wirthsleute vor dem Spiegel sitze. Ich trat dort ein

und sah die anmuthige Gestalt in der That in einem feinen, seidenen Kleide vorm Spiegel sitzen. Einen langen, weißen Schleier hatte sie über dem Haupte befestigt, der lang nach allen Seiten über ihre Kleidung herabwallte, ein grüner, schöner Myrthenkranz war darüber gelegt und ein großes, feines Bouquet hielt sie in der Hand. Ich trat hinzu und sagte unwillkürlich:

„Wie schön Du bist, Elise!"

„Nicht wahr? sagte sie heiter. Wenn mein anderes Selbst drüben im Voigtlande, Deine liebe wirkliche Braut, mich jetzt sähe, würde sie sich nicht wunderschön finden? O du Glücklichster aller Menschen! Heute genießest Du den Vorgeschmack aller bräutlichen Seligkeit und hast doch dann die volle Wirklichkeit in künftigen Jahren noch vor Dir. Ich aber bin ja nur eine Scheinbraut, ich bin ja für Dich eigentlich nur das Spiegelbild, das da im Spiegel sitzt, ein leuchtender Schatten! Aber wenn der Rabe hinter den Spiegel hüpft und sich selber zu finden meint, da ist's nur ein Schein gewesen und Alles ist vorüber. Und so sind wir Allesammt ein Traum, ein Schein!"

Als ich sie zuerst sah beim Eintreten, war ich schon in der Stimmung sie wirklich zu küssen, zu umarmen. O, es war eine rasende, gluthvolle Leidenschaft in mir. Fall' über sie her, küsse sie, tödte sie mit Küssen! Aber als sie diese letzten Worte gesagt hatte, da war ich wieder gebannt, ja, in gewissem Sinne befreit von meiner Leidenschaft.

„Es ist Alles, Alles nur Schein!" sagte ich bebend.

„Nicht Alles! meinte sie anmuthig. Wenn ich z. B. Dich jetzt bitte meinen seidenen Brautschuh, dessen Heftel mir aufgegangen ist, mir richtig zusammenzubinden, so meine ich zwar, daß Du es dem Spiegelbild dadrinnen thun sollst,

aber wie anders, liebes Herz, kann das geschehen, als daß du es zunächst am Originale versuchst?"

Ich stürzte ihr in der wunderlichsten Stimmung zu Füßen. Sie legte das eine Knie über das andere und hielt mir ihren Fuß zierlich entgegen. Ich heftete die Senkel des Schuhes zusammen, sie wiegte anmuthig den Fuß hin und her und ich konnte nicht umhin leidenschaftlich diesen verführerischen, und ach, so grausamen, kleinen Fuß zu küssen.

„Gut gespielt!" sagte sie darauf und brachte mich wieder zur Besinnung. Sie stand auf, legte ihren Arm in den Meinen und sagte: „Nun zur Trauung liebes Herz! Bald sind wir am Ziele unserer Wünsche."

Wir gingen nun in die Wirthsstube. Die Arbeiter waren schon versammelt und empfingen uns mit einem parodistischen Hoch! Erst wurde ein Ehecontract unterzeichnet, der mit dem Finger in die Luft geschrieben werden wußte. Elise behauptete, dies werde die officielle, standesamtliche Trauungsart im zukünftigen socialen Staat sein. Darauf traten wir vor den Wirth, der unsere Komödie schon lange mit ganz speciellen Gefühlen betrachtet hatte. Er war ja der extremsten Socialisten Einer. Heute machte er den Priester, der nach dem Modus der Zukunftsreligion uns einzusegnen habe, wie er sagte. Er hatte eine große, weiße Schürze seiner Frau um den Hals gebunden und sagte, das wären die „Bäffchen" seines Kostüms. Einen großen, schwarzen Küchentopf setzte er verkehrt auf seinen Kopf als Mütze, stieg auf einen Tisch und, nachdem wir vor ihm niedergekniet waren, hielt er uns eine lange Rede, die allerdings zum Phantastischsten gehört, was ich je vernommen. Er parodirte darin sehr sinnreich den Staat, die Kirche, aber auch den Socialismus selbst, so daß es in der That eine recht heidnische, frivole Einsegnung war. Er schloß mit den Worten:

„Hiermit also, werthe Cumpane, wäre die erste Ehe, die

erste Gemeinschaftsehe des socialen Staates eingesegnet. Sie wird in den Annalen der Weltgeschichte mit einem noch dickeren rothen Striche verzeichnet werden, als die erste Feuerbestattung eines Todten im Siemens'schen Glühofen. Seid fruchtbar und mehret Euch, Amen!"

Nach dieser Trauung haben wir ein gemeinschaftliches Hochzeitsmahl gehalten. Man ließ dic Eheleute leben und die Arbeiter überboten sich in Scherzen, wie sie bei einem derartigen Feste üblich sind. Als die Nachmittagsstunden herangekommen waren, flüsterte Elise mir zärtlich zu:

„Und nun zum Ziele unsrer Wünsche, lieber Mann. Laß uns Beide aufbrechen! Nur eine Frage vorher: Hast Du wirklich meine liebe, treue Freundin nicht geliebt?"

Ich hatte mich so in meine Rolle und Leidenschaft hineingelebt, daß ich sagen wollte: ja, ich liebte sie! und ich hatte die närrische Vorstellung, daß dieses Wort mir alle Freuden verschaffen werde bei Elisen, die einem so eben Getrauten vergönnt sind. Sie muß es mir angesehen haben, denn sie sagte plötzlich mit einem eigenthümlichen Ernst, fest und bestimmt zu mir:

„Du hast sie nicht geliebt! Und darum müssen wir scheiden!"

Sie stand auf und sagte: „Meine Herren, freie Liebe, freie Ehe! Ich bin zwar heute erst mit meinem Manne verheirathet, aber er gefällt mir nicht mehr. Ich gestatte mir daher zu erklären, daß ich mich gegenwärtig von ihm scheide. Dazu genügt die Erklärung der einen Parthei im socialen Staate. Wir sind also geschieden. Adieu, meine Herren!"

Sie schritt, noch ehe ich es hindern konnte, nach der Thüre. Draußen stand, wol auf ihre vorangegange Bestellung, ein Fiaker.

„Adieu, Männchen! rief sie mir heiter zu und schon

war sie draußen und in die Kutsche gestiegen. Ich lief ihr nach, in demselben Moment rollte der Wagen im schnellsten Tempo fort. Elise! rief ich ihr sehnsüchtig nach und ein schallendes Gelächter der Arbeiter war das Echo meiner Worte. —

Ich machte gute Miene zum bösen Spiele, setzte mich zu den Arbeitern und bis tief in die Nacht hinein haben wir dann noch zusammen gesessen und ziemlich viel Flüssigkeiten hinter die Binde gegossen. Betrunken, Arm in Arm, gingen wir dann Nachts durch die Straßen, lärmend, schreiend; ließen die Republik, die rothe Fahne hochleben, sangen die Marseillaise nach französischem Muster, dazu die Wacht am Rhein, ließen Hödel leben und waren so sehr von Sinnen, daß die ganze, revolutionäre Bestie sich herrlich bethätigte. Wir wankten hinaus in's Rosenthal, nahmen von einem dort befindlichen Denkmale die kleinen Engelsgestalten herunter und versteckten sie nach studentischem Muster im Strauchwerk des Waldes, wir schwärmten einander von der Pariser Commune vor, schimpften unsinnig auf die Bourgeois, kurz, wir bewiesen eindringlich, daß das Socialistengesetz eine nur allzunothwendige Institution sei. Ich erzählte meinen betrunkenen Genossen, daß ich schon als vierzehnjähriger Schuljunge in Dresden socialdemokratische Wahlzettel für die ersten Reichstage und früher schon in den Häusern der Stadt colportirt hatte und in den vornehmsten Wohnungen nicht etwa nur heimlich an die Thüren geheftet, sondern geklingelt und mit dem Muthe eines freien Mannes ganz offen abgegeben habe. Das waren schöne Zeiten! lallte ich, und plauderte ferner aus, daß die socialistischen Comités auf diese Weise einen ganz beträchtlichen Theil der Schuljugend in ihren Dienst gestellt hatten und daß wir es als ein interessantes Kinderspiel betrachteten auf diese Weise zum Wohle des Vaterlandes thätig zu sein, denn

natürlich hätten wir noch keine Ahnung gehabt, was wir eigentlich thaten und wohinaus die socialistischen Jesuiten wollten. Als ich das erzählt hatte, bildeten die Arbeiter wankend einen Kreis um mich, nahmen ihre Mützen ab, schrieen Vivat! und schwenkten trunken ihre Mützen herum. Es war ein Wunder, daß wir mit keinem Polizeidiener oder Nachtwächter in Collision geriethen. Endlich trennten wir uns, um daheim unseren Rausch auszuschlafen.

Als ich am andern Morgen erwachte, erschrak ich zuerst über meine Unvorsichtigkeit. Ich dachte an die unzähligen Denunciationen jener Zeit und beschloß auf meiner Hut zu sein und nicht mehr jene Arbeiterschenke zu besuchen. Als ich aber darüber nachsann, warum ich mich denn eigentlich berauscht habe, da kam mir das unangenehme Bewußtsein wieder, daß ich eine lächerliche Rolle gespielt habe in der ganzen Hochzeitsfreude. Fast wollte mir unser Spiel nun frevelhaft erscheinen. Mit einer gesteigerten Leidenschaft gedachte ich bei alledem an Elise, ja, es kam ein Gefühl des Ehrgeizes hinzu, dieses Verhältniß dürfe nicht anders enden, als dadurch, daß ich, wenn auch nur ein einziges Mal, aus dem Spiele Ernst mache. Ach, meine Leidenschaft wurde gar unschön. Dämonen, die ich nie in meiner Brust vermuthet, wurden rege in mir und es kam das sonderbare Gefühl dazu, ich sei es eigentlich meiner Braut schuldig den Spaß in Ernst zu verwandeln. So quälte ich mich wieder einige Zeit herum mit meiner Leidenschaft, blieb aber nichtsdestoweniger daheim, suchte andere Stadtviertel auf, wenn ich ausging, um nur mit Niemandem zusammenzutreffen. Elise hatte mich in der letzten Zeit öfters eingeladen sie doch daheim zu besuchen, ihren Mann kennen zu lernen, aber ich sah mich außer Stande dieser Einladung zu gehorchen. —

Eines Nachts träumte ich einen aufregenden, sonderbaren

Traum. Ich sah Elise vor mir im Kahne sitzen. Sie war im Brautstaate, ihr Schleier schleifte in's Wasser hinab, während ich ruderte und die Wellen an uns vorüberglitten. Sie blickte mich lange an mit einem wehmüthigen Blicke. Dann sagte sie auf einmal: Weinen, weinen sollte die ganze Welt! Die Stimme brach ihr und reichliche Thränen flossen von ihrer Wange. Eine Thräne fiel in's Wasser des Flusses und wie Naphta plötzlich auflodert, brannte das Wasser an. Im Nu war der ganze Fluß in hohen Flammen aufgewallt, die wie Wellen an die Planken unsres Kahnes schlugen. Ich fuhr ruhig weiter, mein Ruder schlug feurige Wellen auf und glühende flüssige Tropfen sah ich abtropfen und in den feurigen Fluß fallen und Wellenkreise von Feuer erregen. Ich sagte „Siehst Du, Elise, mein Ruder ist eisern, es brennt nicht an." Es wundert mich eigentlich! antwortete sie.

„Ich habe es im kategorischen Imperative geschmiedet und mit Pflichtnägeln beschlagen!" erwiederte ich und indem ich aufblickte, sah ich, wie plötzlich das Laubwerk über uns Feuer fing. Ich sah den Feuerstrom abwärts und sah die Stadt Leipzig mit ihren Thürmen magisch beleuchtet.

„Siehe wie Alles roth wird! sagte ich zu Elise. Es ist die rothe Landkarte. Der Schneider hatte Recht, es wird Alles roth werden! sagte er. Aber komm, laß uns in's Blaue rudern, denn Gott ist ein großer Gott, der Alles blau machen kann, wie's ihm gefällt."

Ich tauchte die Ruder platt auf den Feuerfluß, stampfte auf den Boden des Kahnes mit dem Fuße und windschnell hob sich der Kahn im Rauche über die Spitzen der Flammen in die Höh. Ich ruderte nun in den Lüften. Bald sahen wir von oben in die Stadt Leipzig hinab, die in hellen Flammen gen Himmel rauchte. Ich sagte zu Elise:

„Siehst Du die Stadt unter Dir? Hörst Du die Glocken

läuten? Es ist die rothe Republik! Nimm Dich in Acht, daß Dein Schleier nicht anbrennt! Die hohe Flamme, die von der Spitze der Thomaskirche zu uns heraufschlägt, züngelt allzu nahe an Deinen Schleier. Nimm Dich in Acht, mein süßes Feuerbräutchen!"

Kaum hatte ich es gesagt, als der Schleier schon Feuer gefangen hatte. Elise sah es, erhob sich im Kahne, nahm den Schleier vom Haupte herab, schwenkte ihn, der Flammen um sich schlug, daß er leuchtend das ganze Himmelsgewölbe erhellte. Unterdessen war unser Kahn so hoch in den unendlichen Raum hineingeflogen, daß die Erde als eine große riesenhafte Kugel nicht mehr unter uns, sondern über uns schwebte, als müsse sie jeden Augenblick auf uns herabstürzen. An einer Stelle dieser Kugel über uns sahen wir einen Feuerschein, wie ein einsames Licht, während sie sonst in düsterem Schatten lag.

„Siehst Du das Feuer? sagte ich. Und nähmen wir Flügel der Morgenröthe und flögen wir zum Ende der Welt, wir würden dieser Gluth nicht entrinnen, denn auf allen Erden im ewigen Raum leuchtet dieses unheimliche Licht! Wie groß der Mond geworden ist!"

„Feuer kann nur die Flamme löschen!" rief Elise und warf ihren flammenden Brautschleier hinauf nach der Erde. Pfeilschnell, wie ein Komet, schoß er empor nach der düsteren Kugel, und leuchtete so hell, daß wir den Mond nicht mehr sehen konnten. Plötzlich wurde Alles dunkel. Der Schleier hatte die Erde erreicht. Finster hing die unheimliche Kugel über uns. Der Mond war erloschen, wir schwebten im tiefsten Dunkel. Von allen Himmeln aber scholl ein brausender Jubelsang, ich hörte die gewaltige Freudenfuge des Meisters aller Meister und sie schallte mit den Tönen der neunten Symphonie: Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium;

sie hallte dröhnend, himmeljubelnd durch den Weltraum, denn die Sonne trat Alles mit ihrem Lichte überfluthend aus dem Dunklen heraus und jubelschallend tönte das Wort Elysium, Elysium aus dem Glanze des Lichtes hervor, als ich erwachte. —

Ich wurde den ganzen Vormittag den Eindruck dieses Traumes nicht los. Immer hörte ich die Beethoven'schen Töne und sang mir die Schiller'schen Worte „Alle Menschen werden Brüder!" unaufhörlich vor, indem ich dabei den sittlichen Gedanken des Socialismus, wie er schon in der Lehre Christi gegeben ist, auf die Verse unsres großen poetischen Propheten bezog. Nach Tische holte ich einen lieben Freund ab, mit dem ich einen Spaziergang nach dem Napoleonsteine auf der großen Ebene bei Leipzig machte. Ein historisches Gespräch füllte unsre Zeit aus, wir verglichen den Revolutionskaiser der Franzosen mit dem greisen Kaiser des deutschen Reiches, wir sprachen über die eigenartige, gewaltige Tragik die gerade in der Geschichte unseres Jahrhunderts walte und wie es fast den Anschein habe, als ob mit der Culturentwickelung der Menschheit auch die eigenthümliche Gerechtigkeit und die wunderbare, oft verborgene Nemesis der Geschichte immer mehr an's Licht trete. Wenn in vergangenen, ferneren Jahrhunderten ein sinnloser Kampf grausamer Gewalten zu herrschen scheine, bei dem es schwer halte einen ethischen Factor, eine klar ausgesprochene Gerechtigkeit zu finden, die hinter den historischen Ereignissen und Schicksalen stehe, so sei zu beobachten, wie immer mehr je näher wir unsrer Zeit kommen, an die Stelle des Gewaltenkampfes ein Ideenkampf trete, der eben deßhalb auch eine großartige historische Gerechtigkeit enthalte. Und da ein Ideenkampf ein Kampf von Wahrheiten und Unwahrheiten sei, so scheine die erste Forderung, die der Weltgeist an moderne historische Charaktere immer mehr stelle, die Forderung mit lauteren Mitteln, nicht mit den Mitteln

des Jesuitismus den Dienst der Geschichte zu versehen. Da aber bisher nur Wenige der historischen Charaktere dieses Jahrhunderts mit lauteren Mitteln das Gute erreicht hätten, so sei es eigentlich ein tragisches Loos, unter dem sie stehen. Ich wendete das meinerseits auch auf die Vertreter der Socialdemokratie an und wie deßhalb, weil diese Secte von vornherein mit jesuitischen Mitteln gearbeitet habe, auch an ihr die unerbittliche Nemesis des Wahrheitssinnes, der zum Lichte will, sich früher oder später bethätigen werde. Das Gespräch lenkte unwillkürlich auf den Punkt, wo ich meinem Freunde das seltsame Abenteuer erzählte, das ich mit dem armen, wahnsinnigen Schneider erlebt hatte. Auch von Elise erzählte ich ihm und welch eine wunderliche Situation es gewesen sei zwischen einem Wahnsinnigen und einer Frau zu sitzen, die im Irrenhause gewesen.

„Wunderlich! sagte mein Freund, daß auch Du gerade immer solche Dinge erlebst, die mit Deiner ganzen geistigen Richtung in einem so eigenthümlichen Zusammenhange stehn. Vielleicht ist auch hier ein allgemeines Gesetz. Du solltest Novellen schreiben!"

Ich erwiderte: „Lieber Freund, wenn man so viele wunderliche Novellen erlebt hat, wie ich, da vergeht Einem die Lust sie zu erfinden, da liest man sogar die Novellen der Dichter nicht einmal gern."

In solchen Gesprächen waren wir in den späteren Nachmittagsstunden, als es bereits dämmerte, wieder zur Stadt zurückgelangt. Wir waren kaum ein paar Straßen weiter gegangen, als wir eine eigenthümliche Aufregung im Publikum bemerkten. Truppweise standen die Bürger beisammen mit sonderbaren erschrockenen Mienen. Ein Haufen Arbeiter, dicht zusammengeschaart, kam uns entgegen, aber die Leute waren stumm und marschirten geschlossen weiter, als wäre irgend

Etwas im Werke. Wir sahen auch, daß die Leute, wo sie bei einander standen, Extrablätter der Zeitungen sich vorlesen ließen, aber wir konnten lange Nichts erfahren. Endlich hielt ich in der Mitte der Stadt vor der Universität einen Herrn an. Seine kurze Antwort war:

„Ein neues Attentat! Der Kaiser ist getroffen!"

Unmöglich ist es die entsetzliche Aufregung zu schildern, in die mich diese Worte stürzten. Ich hörte und sah nicht mehr, als ich weiter schritt mit meinem Freunde, der nicht minder aufgeregt war und laut rief:

„Man sollte diese Mordbande, diese rothen Schufte mit Knütteln erschlagen wie tolle Hunde. Verfluchtes Jahrhundert!"

Eben trafen wir andere Freunde. Ich hörte eine Menge von Gerüchten. Man erzählte aus einem Fenster habe der Mörder auf den Greis geschossen, der im Vertrauen auf sein Volk im offenen Wagen durch die Straßen Berlins gefahren sei. Ein Andrer behauptete, der Mörder sei kein Socialist gewesen, die Socialdemokratie habe Nichts damit zu schaffen. Ein Dritter behauptete, der Kaiser liege im Sterben.

Ich ließ, von einem dunklen Drange getrieben, meine Genossen im Stiche, indem ich eilig in die nächste Straße einbog. Wo willst Du hin? frug ich mich in meiner Aufregung. Zu Elisen willst Du! antwortete ich mir. Zu Elisen! Ich weiß nicht, warum es mich zu ihr hintrieb, warum es mich drängte gerade ihr das Schreckliche zu erzählen. Es war ein Zwielicht am Himmel, als ich in die Thür ihres Hauses eintrat. Ich eilte die Treppen hinauf, ich klingelte. Sie hat mich eingeladen sie zu besuchen, sagte ich mir. Was wird sie zu dem Furchtbaren, Schrecklichen sagen! Niemand öffnete mir. Ich klingelte ein zweites, ein drittes Mal. Endlich hörte ich eine Thür gehen. Wer da! hörte ich eine

Stimme fragen. Es war Elise selbst. Darauf öffnete sich die Thüre und Elise stand vor mir.

Sie war in einem weißen Hauskleide. Zum ersten Male wieder bemerkte ich, daß sie rothe Haare hatte, denn sie hatte die Haare aufgeknüpft, die lang über ihre Schultern, die Brust, den Nacken herabfielen. Auch die langen rothen Wimpern ihrer Augenlider fielen mir auf. Meine Phantasie war erhitzt genug, daß ich meines Traumes gedenkend unwillkürlich sagte:

„Elise, Dein Schleier brennt!"

„Wo?" frug sie erschrocken.

„Welche Haarfluth! Wie schön! Wie feurig schön!"

„Ah — so!" sagte sie lächelnd. Du schwärmst. Komm' herein! Mein Mann ist leider nicht da. Aber es freut mich, daß Du kommst. Ach, ich habe viel an Dich gedacht, viel mehr, als ich sollte. Unsere Verheirathung war frevelhaft. Man sollte nicht mit dem Feuer spielen."

Ich trat in ihr Zimmer. Es war ein prächtig, aber geschmackvoll, ja lauschig ausgestattetes Boudoir. Eine Thüre stand offen und ich konnte hinaus in das Schlafkabinet sehen. Meine Sinne wirbelten.

„Setze Dich! sagte sie. Sie lehnte sich rückwärts über einen Schaukelstuhl. Die langen, rothen Haare fielen zurück und schleiften fast die Erde. Lieber Freund, fuhr sie fort, ich sehe schon, daß Du eigentlich nicht hierher gehörst. Komm', laß uns einen Spaziergang unternehmen, denn hier scheint die Temperatur für Dich zu heiß zu sein!"

Ich weiß nicht, warum mich die Wuth faßte. Ich sagte mit einem Tone des Zornes: „Der Kaiser ist getroffen! Ein neues Attentat! Und wenn der Kaiser stirbt, so ist es unsre Schuld! Fluch dieser Welt!"

„Oho! rief sie und sprang auf. Sie war die Furie,

wie sie den Arbeitern das Salz entgegengeschleudert hatte. Sie warf den Kopf etwas zurück und schleuderte so ihre Haare hinter sich auf den Nacken. Luft! sagte sie plötzlich mit einem sonderbaren Tone, daß ich erschrak. Luft! wiederholte sie. Dann schien sie sich gefaßt zu haben. „Warte einen Augenblick! ich bin sofort bereit. Wir gehen in's Freie zusammen. Es wird mir hier zu eng! Mein Gott, mein Gott, der Kaiser!"

Sie raffte schnell mit der Hand ihre Haare auf und band in der Eile ein Netz darum, das neben ihr auf dem Tische lag. Schnell hatte sie ihren Hut aufgesetzt und einen grauen Mantel um die Schulter geworfen. „So! sagte sie. Nun komme. Der Kaiser, sagst Du?"

Wir waren schon im Corridor des Hauses. Sie schloß die Thüre zu, wir stiegen zusammen die Treppe hinab und sie eilte mir voran in's Rosenthal zu gelangen, das wir bald erreichten, indem wir stumm und athemlos nebeneinander schritten.

Ziemlich weit von der Stadt Leipzig entfernt, kommt man auf verschlungenen Waldwegen durch's Rosenthal und die Waldung, die sich daran anschließt, zur sogenannten großen Eiche. Es ist in der That ein Riesenbaum, wie es deren nur Wenige noch in ganz Deutschland geben wird. Tritt man aus der Umgebung der ziemlich ansehnlichen grauen Stämme in der Nähe der Eiche an den gelichteten Platz, auf dem der Baum sich erhebt, umgeben von Bänken, so glaubt man einen Dom über die Häuser einer Stadt ragen zu sehen, wenn man die Eiche mit den umliegenden Bäumen vergleicht. Der Stamm dieses Riesen, der wie ein vorweltliches Ungeheuer mit grauen, knorrigen Polypenarmen auf den Beschauer hereinragt, hat eine Breite, die auf den ersten Blick geradezu einen beängstigenden Eindruck macht.

Wie ein erstarrtes Leben der Urwelt ragt dieser Kaiser des Waldes in das jüngere Geschlecht von Stämmen herein und schon von Weitem sieht man durch die Lücken des Waldes eine unförmliche, graue Masse, wenn man sich diesem Stamme nähert.

Ich war lange mit Elise im Walde umhergestrichen, ich hatte ihr erzählt, was ich von dem Attentate wußte, wie ich darüber dachte, und sie hatte Alles stumm angehört. Ich hatte ihr auch erzählt, daß ich eine glühende Leidenschaft für sie gefaßt habe, hatte ihr meinen wunderlichen Zustand geschildert. Sie erwiderte auch darauf Nichts, aber ich konnte bemerken, daß es sie mächtig aufregte. Ich erzählte ihr endlich meinen Traum von der letzten Nacht und darauf sagte sie nur „Gut, gut!“ Die Nacht war hereingebrochen, der Mond war aufgegangen und strahlte glänzend über den Wipfeln der Bäume; sein blasses Licht warf fabelhafte Schatten des Strauchwerks auf die Pfade. Ein Reh huschte uns über Weg und verschwand im Dunkel der Sträuche. Sonst war Alles still.

Auf einmal sahen wir uns vor der großen Eiche, die, im zweifelhaften Glanze des Mondes über ihrem gewaltigen Wipfelwerke, noch größer erschien, als früher. Wir erschraken Beide und standen still. Ich sah den Baum lange an, dann sagte ich unwillkürlich:

„Der Kaiser ist getroffen! Mein Gott, vielleicht stirbt jetzt der Kaiser und dann wird Barbarossa im Kyffhäuser seinen Bart scheeren und der alte Mann wird weinen wie ein Kind.“

„Der Kaiser soll nicht sterben! sagte Elise heftig, mit einem Ausdruck der Leidenschaft, als wäre ihr die Macht gegeben, zu sagen: es werde Licht! Er darf nicht sterben!

Wir wollen ihm Lebenskraft schaffen. Und wenn er schon todt wäre, er müßte wieder erwachen. Tanze mit mir!"

Sie warf schnell ihren grauen Mantel ab und schleuderte ihn auf die nächste Bank. Ich war von tiefer Leidenschaft ergriffen, ich nahm ihr den Hut ab, riß ihr das Netz vom Haupte, daß die langen rothen Strähne wieder über das weiße Kleid herabfielen und flüsterte:

„Liebchen, laß uns tanzen wie die alten Heiden um ihre Eichen! Mein bist Du! Mein! In meiner Gewalt und Barbarossa hatte ja auch einen rothen Bart, wie Deine Haare brennen!"

Sie warf sich mir mit Leidenschaft in den Arm. Ich umfaßte sie zum Tanze und nun ging's wirbelnd los, als wären alle Höllenmächte entfesselt. Wir tanzten im Kreise um die Eiche, immer schneller, wie Rasende. Musik! rief Elise und vor Leidenschaft fing ich an, einen Tact zu brüllen, daß das Echo weit im Walde verhallte. Sie lachte und sang, ihre Haare flatterten im weiten Kreise um das tanzende Paar und wenn ich schnell nach der anderen Richtung umlenkte, so schlug die ganze rothe Masse um meine Schultern und in mein Gesicht. Ich drückte ihr einen heißen Kuß auf den Mund und sie rief lachend: „Mehr! Mehr! Ich bin unersättlich! Mehr!" Ich küßte sie wieder, sie küßte mich, bis sie plötzlich im Tanze mich losließ, sich selbst ein paar Mal vor mir im Kreise herumwirbelte und endlich mit ausgebreiteten Armen und flatternden Haaren sich an meine Brust stürzte. Ich fing sie auf, ich hielt sie, sie schlug ihre Arme um mich, ruhte eine Weile stumm und ausathmend an meiner Brust und sagte dann: „Gott sei gelobt! Heiße Liebe schafft Leben! Wir haben unsern Frevel gebüßt! Er wird leben, sag ich!"

„Heiße Liebe schafft Leben! wiederholte ich, indem ich sie küßte und ihre glühende Wange an die Meine schmiegte. Du

bist mein! Und wirst ganz die Meine werden!" flüsterte ich. Da riß sie sich los von mir und schrie laut und gellend: „Nein! Niemals! Niemals!" Sie entsprang mir, lief nach einer der Bänke, stieg hinauf, erhob die Hände und fing an zu rufen durch den stillen Wald:

„Nieder mit ihm! Nieder mit dem Aristokraten! Nieder mit dem schönen Lügner und Allen, die mehr sein wollen, als Andre. Nieder mit dem stolzen Kopfe! Auf, ihr Revolutionshunde! Auf! heult, kläfft, beißt sie todt! Städte flammen, Köpfe fallen, Kaiser und Könige sprengen wir mit Bomben in die Luft! Alles muß zu Grunde gehn, Alles muß gleich werden, Staaten müssen zerfallen, Recht und Sitte muß wie eine Seifenblase zerplatzen, denn ich liebe ihn, ich liebe ihn, ich liebe ihn! Küssen will ich ihn und darf es nicht, mein soll er werden und ich bin gebunden, gefesselt. Sprengt die Erde gen Himmel, damit wir Freiheit haben und uns genießen können. O Himmel, ich werde wieder wahnsinnig!"

Ich rief ihr zu: „Ei, ei, meine kleine Furie! Dein Haß ist mir zu groß gegen diese Welt. Wir wollen die Flammen der Empörung mit dem Feuer der Liebe löschen! Die Liebe siegt in dieser Welt! Nicht der Haß! Nicht die Revolution!" Ich eilte auf sie zu, faßte sie, die auf der Bank stand, um die Kniee und hob sie auf meinen Armen von der Bank weg. Sie ließ es sich gefallen, umschlang meinen Hals, durch Zufall war über der Brust das Kleid aufgegangen, ich sah ihre Schulter entblößt und rasend in meiner Leidenschaft habe ich sie in diese Schulter gebissen.

Sie schrie auf, ich ließ sie nieder, aber ich sah, daß sie mir nicht zürnte. Ihre Augen leuchteten. „Siehst Du, daß ich küssen kann? sagte ich. Ich habe Dich gezeichnet. Ich habe die kleine Freiheitsfurie gebändigt, und Du wirst diese

Stunde Dein Lebtag nicht vergessen." Und während ich das sagte, hatte ich mein Taschenmesser gezogen und aufgespannt. Ich stieß das Messer leidenschaftlich bis an's Heft in den Stamm der großen Eiche, daß die Klinge abbrach. Elise! stammelte ich mit erstickter Stimme. Sie warf sich wieder an meinen Hals, als ich plötzlich in nächster Nähe ein heiseres Lachen vernahm. Elise blickte erschrocken auf. Sie zeigte plötzlich mit dem Finger nach dem Eingang der Lichtung, rief: „Da, da —!" Sie ließ mich los, ging nach einer Bank, legte die Hände auf's Antlitz, setzte sich nieder und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen, da sie anfing bitterlich zu weinen.

Auch ich hatte gesehen, woher das unheimliche, heisere Lachen klang. Es stand dort im Mondschein eine hagere Gestalt, in der ich in wenigen Augenblicken den Unglücklichen, den armen, wahnsinnigen Schneider erkannte. Einen Moment war ich fassungslos. Dunkel erinnerte ich mich plötzlich, daß ich schon in der Stadt den Armen flüchtig im Vorüberschreiten gesehen hatte, aber in meinem Gespräche mit Elise nicht auf ihn geachtet. Auch später war es mir öfters gewesen, als ob Jemand uns folge, aber ich hatte mich nicht weiter umgesehen. Der Arme war uns augenscheinlich gefolgt. Daß er die ganze leidenschaftliche Scene an der Eiche mit angesehen, berührte mich mit einem entsetzlichen Schauder.

Endlich schritt ich auf ihn zu. Ich sah, wie er mir mit dem Finger winkte und unaufhörlich lachte. Als ich vor ihm stand, sagte er:

„Warum weint sie denn? Warum weint sie denn? Ich muß nur immer lachen, wie ihr die Hödelbeeren in den Schooß fallen. Warum hast Du sie denn nicht erstochen? Stich sie doch todt, ich sag's nicht weiter, wenn ein Mord geschieht, ich bin stille wie der Mond. Hier ist mein Messer,

weil Deines zersprungen ist. Stich sie todt, sie muß sterben, weil sie weint. Was ist denn da zu weinen? Heute hab ich auf den Kaiser geschossen, ich hab's selber im Extrablatt gelesen und getroffen hab ich und nun wird auch meine arme Schwester frei werden, denn Gott ist ein großer Gott, der Alles blau machen kann, wie's ihm gefällt!"

„Verfluchter —!" mußte ich zähneknirschend stammeln, verbissen in Schmerz und Wuth über Elisens plötzliche Wandlung durch das Erscheinen des Elenden. Ich kehrte mich um und setzte mich neben Elise auf die Bank. Knirschend und in dumpfer Trauer haben wir so eine Weile nebeneinander gesessen.

„Kommen Sie! sagte Elise endlich. Wir wollen den Armen nach Hause bringen, daß ihm kein Unglück in seinem traurigen Wahne zustößt. Lieber Freund, ich denke Sie werden sich erinnern, daß Sie eine Braut haben. Und ich habe einen Mann, den ich liebe. Ich weiß nicht, wie ich zu diesem Erlebniß gekommen bin. Es werden wol andere Mächte gewesen sein, die uns herumgejagt haben, als die Mächte einer liebenden Leidenschaft. Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich. Gebe der Himmel, der uns diesen armen, unglücklichen Warner gesendet, daß der Kaiser am Leben bleibe und genese. Ich würde diesen Tag vergessen können."

Sie stand auf, warf ihren grauen Mantel um, setzte den Hut auf und ging voran. „Führen Sie den Armen! sagte sie zu mir, ich will vorangehen und den kürzesten Weg suchen."

Ich ging auf den Schneider zu. Er ließ es sich ruhig gefallen, als ich ihn unter den Arme faßte und ihn führte. Elise ging stumm voran, ich folgte mit dem Wahnsinnigen, der mir unterwegs in seiner verworrenen Weise erzählte, er habe mit Schrotkörnern auf den Kaiser geschossen, und ich hielt das für einen seiner wahnsinnigen Einfälle. Stumm

und trauernd kamen wir endlich nach der Stadt zurück und übergaben den Armen dem nächsten Polizeidiener, damit er für ein Unterkommen sorge und ihn entweder in seiner Wohnung oder in einem öffentlichen Gebäude unter Dach und Fach bringe.

Beim Scheine einer nächtlichen Laterne habe ich dann noch mit Elise zusammen an einer Straßenecke das letzte Extrablatt gelesen, das über das Befinden des Kaisers an diesem Tage berichtete. Es lautete hoffnungsvoll, da in der That der Mörder, um sicher zu treffen, mit Schrot geschossen hatte.

„O pfui! sagte Elise. Welch ein elender Gesell!"

„Wir leben in einer schweren Zeit!" sagte ich. Ich begleitete sie stumm bis an ihr Haus.

„Wir müssen scheiden! sagte sie. Auf Nimmerwiedersehn. Ich werde meinem Manne Alles erzählen. Will er sich von mir scheiden, so werde ich verlassen als eine elende Sünderin büßen. Wird er aber verzeihen, so haben Sie aus mir eine glückliche Frau und aus ihm einen frohen Mann gemacht, lieber Freund. Leben Sie wol!"

Sie wollte schon gehen. Ich sagte nur leise: „Elise!"

Sie wendete sich um, sah mich eine Weile mit all der reinen, unschuldigen Anmuth an, die ich früher so oft an ihr gesehen und sagte einfach:

„Geben Sie Ihrer Braut diesen Kuß von mir, wenn Sie verheirathet sind. Sie wissen, wofür! Und nun Ade!"

Sie küßte mich herzlich, ich haschte noch einmal nach ihrer Hand, um gerührt auch diese Hand zu küssen, aber sie winkte mir ab und ging hinauf. Ich sah sie um die Ecke der Treppe verschwinden und wagte nicht ihr zu folgen.

Am nächsten Tage reiste ich von Leipzig ab. Ich bereitete mich privatim daheim auf mein letztes Examen vor und suchte in angestrengter Arbeit Alles Vergangene zu vergessen. Während dieser Zeit kamen immer bessere Nachrichten über das Befinden des Kaisers. Die Kunst seiner Ärzte hat ihn gerettet. Als ich meine Examina mit besonderem Glücke gemacht hatte, reiste ich auf einige Zeit zu meiner Braut.

Um mir aber über Alles klar zu werden, was ich erlebt, um dereinst eine mündliche Darstellung geben zu können, die mich nicht schuldiger und unschuldiger erscheinen läßt, als ich wirklich bin, habe ich diese Erzählung niedergeschrieben. Und wenn ich Alles erwäge, wie es gekommen, so kann ich weder Elise noch mich für Etwas Anderes halten, als für Menschen, die in ihrem Theile die Schuld ihrer Zeit gebüßt haben. —

Ein Jahr später hielt ich mich mehrere Wochen in Leipzig auf. Ich ging spazieren am Eingang des Rosenthals um die große Wiese bei dem kleinen Teiche. Ich sah zufällig ein stattliches Ehepaar mir entgegenkommen. Ein großer, kräftiger, durchaus männlicher und äußerlich durch seine Haltung imponirender Herr führte eine Dame am Arme, in der ich Elise erkannte. Vor ihnen schritt eine Magd, die einen Kinderwagen schob. Es wurde mir wohl und wehe bei diesem Anblick. Ich grüßte Elise. Überrascht blieb sie stehen, ich konnte nicht mehr vorüber. Sie sagte zu ihrem Manne: „Das ist er!" und nannte meinen Namen schnell.

„Ah!" sagte er heiter. Sie stellte ihn mir vor und sagte mit einigem Nachdruck „Gutsbesitzer bei Leipzig!"

Er sagte: „Es freut mich Sie kennen zu lernen!" Und mit einem Tone von unnachahmlicher Ironie setzte er hinzu, indem er auf den Wagen zeigte:

„Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben. Besuchen Sie uns daheim!“

„Wenn ich verheirathet bin!“ versetzte ich.

„Recht so! Also dann — auf Wiedersehen!“ Er reichte mir die Hand und als ich sie drückte, dachte ich im Stillen: „Er ist doch ein Mann!“

Er schien Etwas zu ahnen und sagte wieder mit dem souveränen Tone von Ironie: „Alle Hochachtung vor Ihnen! Aber ich bin gar nicht eifersüchtig gewesen, denn ich hatte Alles kommen sehn und wußte, was ich dabei profitiren würde!“

„Fort, fort! sagte Elise. Du wirst unnütz. Also später auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ rief auch ich. Elise nickte freundlich, ihr Mann zog sehr höflich den Hut, ich gleichfalls und wir gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Ich weiß nicht, warum ich dann auf dem ganzen Wege gelacht habe. „S'ist schnurrig! schnurrig! sagte ich zu mir. Der Mann stammt auch aus Elysium und doch ist er ohne Frage ein Mann.“

Nachschrift des Herausgebers.

Schon standen wir im Begriff obiges novellistische Bekenntniß dem Auftrag des Verfassers gemäß dem Druck zu übergeben, als noch während der Correctur der Druckbogen ein Brief an uns gelangte mit dem Poststempel H—, den wir mit schwerem Herzen nun auch der Öffentlich-

keit überliefern. Wol war uns die tugendsame Kühle, die gleichgültige, moralisirende Indolenz, mit der der Verfasser seine Geschichte zu erzählen im Stande war, wenn nicht unheimlich, so doch ungesund erschienen und daß er gar am Ende dieser Ereignisse mit Ironie sich zu getrösten versuchte über die ironische Abfertigung, die das Schicksal ihm angedeihen ließ, schien uns auf einen mehr schwächlichen und dabei cynischen Charakter zu deuten, als auf jenen stärkeren, männlichen Sinn, der im Leben und Denken die letzten Consequenzen zu ziehen weiß, selbst wenn die Consequenz eine furchtbare ist. Wir sahen in der satten, tauben Moral, mit der der Schreiber sich über sich selbst und die schweren Lebensfragen seiner Zeit hinwegzutäuschen suchte, ein Bild gar Vieler und sein Schicksal, daß er einem andren Manne dienen mußte wie ein Musikstück, das man abspielt, gar oft den Heirathsvermittler macht, schien uns auch für die Vielen ominös. Daß aber das Ende dieser Dinge ein solches sein würde, wie der letzte Brief des Verfassers enthüllt, wagten wir nicht zu ahnen. —

„Ein Sterbender schickt Ihnen diese Zeilen. Noch bleibt mir soviel Zeit diesen Brief in fliegender Eile zu schreiben, dem Hausmädchen zu geben, daß er zur Post gelange, mein Zimmer abzuschließen, um dann wol ohne Schmerz und Kampf den Wahnsinn dieses Lebens im vergifteten Blute zu ertränken. Sie kennen meine Geschichte, legen Sie nun auch Dieses dazu. Noch hab ich Geistesgegenwart genug mich zu fragen, ob man mir wol auch dies als eine verruchte Eitelkeit auslegen wird? Sei's drum! Wol war ich wahnsinnig in diesen Tagen, aber nüchtern sterb ich. Hier ist ein klarer Punkt in meinem Hirn, ganz klar, der Gedanke: du hast dich vergiftet, dein Blut wird bald der Zersetzung anheimfallen und Alles ist vorbei. Ganz klar! Ein nüchterner, kühler Gedanke, der

Gedanke des Todes! Nicht schmerzlich, nicht freudig, sondern so ganz alltäglich, so frostig vernünftig, so kühl verständig — und in meinem Hirn ist hier eine kalte Klarheit ach, und ich sonne mich an dieser kühlen, winterlichen Sonne, denn Alles Andre ist dunkel, heiß und dunkel, und eine Centnerlast drückt mich darnieder.

Zum Lächeln ist es und doch zum Sterben. Wie eine Centnerlast! Und was drückt mich denn? Ein Pfaffenwort? Ein Ringlein? Ein kleines goldnes Ringlein? Und ein Segensspruch! Ein Segensspruch, der mir zum Fluche ward.

Ich hatte so schön und eitel meine Geschichte geschrieben und war wol auch erbaut davon. Sie hatte so einen feinen, leichten, ja, eleganten Abschluß. Ich hatte so solid weiter gearbeitet, höchst tugendsam meine Braut belogen, denn dacht ich: in deinem Bekenntniß, da hast du ja schonungslose Wahrheit gesprochen und darum magst du wol auch einmal in deinem Leben lügen. Du sagst ihr's ja doch später einmal, wie du dir vorgenommen. Die Elise hatt' ich allmählich vergessen und nur manchmal kam mir eine plötzliche — ich kann das Wort nicht nennen — daß ich, nun, daß wir nicht gethan, was wir hätten thun sollen. Canaille! sagte ich zu mir und lachte mir Eins voll Ironie.

Mein Hochzeitstag rückte heran. Alles ging gut, denn ich liebte ja meine Braut noch immer von Herzen, dacht ich wenigstens. Alles ging gut. Aber als ich meine Braut im Hochzeitskleide vor dem Spiegel sitzen sah, ward mir plötzlich wunderlich zu Muth. Du hast einen grausamen Fuß! sagte ich zu ihr. Ich war erhitzt, wie's ein Bräutigam ist. Aber das Wort klang wie Wahnsinn. „Laß mich den kleinen, ach, so grausamen, kleinen Fuß küßen!“ Sie sah mich verwundert an und wie ich mich niederbeuge, sie zu küssen, kann ich es

nicht. Es ist ja doch nur Spiel und Schein! sagte ich zu mir und konnte es nicht.

Wir stehen im Standesamt. Der Standesbeamte hält uns die schöne, ach, so herrliche, einfache, anspruchslose Rede, die uns im Namen des Staates zusammen geben sollte. Nicht im Tode will ich diese einfachen Worte vergessen. Kein Priester, keine Kirche kann so das Herz im Innersten fassen, wie mich diese Worte erschütterten. Sie waren nüchtern; es war, als solle nur ein Geschäft abgeschlossen werden, aber es war ganz so als fühle man, daß es ein ehrliches Geschäft sei, das auch einen Zweck hat, einen einfachen Zweck: die dauernde gesunde Erhaltung menschlicher Geschlechter im Schooße der Familie und des schützenden Staates. Keine Cermonie, sondern die Ehrlichkeit, welche sich mit der unverfälschten, schöpferischen Natur Eines weiß in nüchterner aber hoher Erkenntniß! Ach, nicht im tauben Tode will ich diese Worte vergessen.

Und ich! Sie war wol ehrlich, sie, das Furienweib; sie durfte wol den frevlen Ehebund schließen, denn in ihr war eine dunkle, wilde Natur, die auf den einen schöpferischen Zweck gearbeitet hat, den ich dann in der Wiege sah.

O — sie hat mich im Innersten zerrüttet und mit ihr das, was in ihr wie ein Memento der schweren Zeit lebte und verkörpert war. Sie ward gesund und ihren Wahnsinn hat sie mir in's innerste Mark geimpft.

Du bist ja schon getraut! sagte ich zu mir, als der Standesbeamte seine Worte endete. Ich konnte weder dem Manne noch meiner Braut in's Angesicht schauen. Es war, indem ich Ja! sagte, als würden eiserne Bande um mich geschmiedet, daß ich in ewiger Gefangenschaft bis zum jüngsten Tage glaubte schmachten zu müssen. Da schallten Elisens Worte an mein Ohr: Freie Liebe, freie Ehe, meine Herren!

und immer lauter schrie es in mir: Freie Liebe, freie Ehe, meine Herren! Und während ich diese wahnsinnige Stimme höre, sage ich laut und vernehmlich mein Ja!

Du lügst! schrie es in mir. Nun unterschrieb ich den Ehecontract und da kommt mir in den Sinn: mit dieser deiner Handschrift hast du ja auch eine sehr lange, eitle Geschichte niedergeschrieben, ja, deiner Braut Brief hineingeflochten — so frivol, wie Du jetzt deinen Namen hinschreibst. Ach, was hat mich innerlich so verstört, daß ich in unbefriedigtem Wahnsinn glaube, ich habe mein Blut vergiftet, da ich Elise biß. Ach, die Tollwuth! Das böse Blut! Es hat mein Hirn vernichtet und lange hat's in mir geschlafen, bis es am Hochzeitstage zum Ausbruch kam. —

Und nun die Brautnacht! Bist du nicht Elisen angetraut? Du brichst die Ehe an deinem Hochzeitstage. O du Arme, mein armes, junges Weib! Den Kuß sollte ich Dir geben, den sie mir beim Abschiede gab! Ach, sollte ich auch Dich vergiften, die Krankheit meines Wahnsinns auf deine Lippen hauchen? O Gott, was hab ich gethan! Lebe Du, lebe; ich kann nicht leben. Bei Elisen weilt ich in Gedanken und es schrie in mir: Freie Liebe, freie Ehe! und diese Freiheit ist nur im Tode. Wie soll ich die doppelten Bande zerreißen! Ach, sie liegen auf mir mit Centnerlast. Mein Leben ward vergiftet; ich zündete ein kleines Feuer an und kann es nicht mehr löschen; die Flammen fahren verwüstend auf, ach, und sie brennen und kein Strom von Wasserfluthen kann sie stillen.

O — der Scham, der unendlichen Scham! der blutigen Eifersucht auf ihn! Warum faßte sie mich erst an meinem Hochzeitstag! Ach, der furchtbare, eherne Ernst der Ehe trat schwertgerüstet vor mich hin und seinen Anblick konnte

ich nicht mehr tragen. Gefrevelt habe ich und keine Sühne kann diesen Frevel vertilgen.

O Elise! Wie eine Furie fand ich Dich die Brandfackel in der Hand. Verderben hast Du gesät, um Dein eigenes Glück zu ernten. So grausam ist das Leben, so grausam das Weib. So ernst ist die Sitte der Menschen und die grausame Ehrlichkeit der schaffenden Natur.

Ich muß enden, denn ich werde sehr müde . . ."

Wir haben diesen Zeilen nur noch hinzuzufügen, daß der Unglückliche sie mit seinem vollen Namen unterzeichnet hatte. So erfuhren wir, daß man ihn eingeschlafen auf seinem Sessel lehnend im verschlossenen Zimmer gefunden hat. Eine selbstmörderische Blutvergiftung war die Ursache seines Todes.

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.